L. O. Germ.
63d - 9

Auswahl

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

<36628746910015
<36628746910015
Bayer. Staatsbibliothek

Auswahl kleiner Romane und Gedichte für Freunde einer aufheiternden Lektüre.

Neuntes Bändchen.

Inhalt:

Hr. Greif und sein redender Schatz, von L. v. Häfely.
Die Zirkassierin, von J. Gr. von Soden.
Die weiblichen Stufenjahre, von H. Zschokke.
Das Bild von Albrecht Dürer, von J. R. Wyß.
Der Blondin von Namur, von H. Zschokke.

Aarau 1814
bei H. R. Sauerländer.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

Herr Greif
und
sein redender Schatz.

Eine Erzählung
von
Louis von Häfely.

1.

Die guten Schnackenberger.

Es wohnte einmal in der freien Reichsstadt Schnackenberg ein gar gewaltig reicher Mann, der Kommissionsrath Greif, an dem natürlich — von wegen seines Reichthums — auch Alles ganz fürtrefflich war.

Nur hatte der Mann auch seine schwachen Seiten, wie ganz gewöhnlich ist bei reichen Leuten; indeß war seine Schwachheit von der Art, daß sie sich nicht gar wohl, wie von andern geschehen mag, verstecken ließ. Im Gegentheil erging es ihm, wie dem fleißigen Handwerksmann oder dem Gastwirth, welcher ein Zeichen von seiner Hantierung aushängen hat; denn wer sein Haus nur von weitem ansah, wußte sogleich Bescheid von dem Manne, der darin wohnte. Zwar hatte er eigentlich kein Schild aushängen; aber das war auch nicht vonnöthen, denn das ganze Haus war ein Aushängeschild, worauf es zerbrochene Rundscheiben in Menge, ausgefallene

Wände, Lücken im Dache und sonstige Oeffnungen gab, wodurch man bequem ins Innere nicht allein des Hauses, sondern auch des Herrn desselben schauen konnte. Daher hat man denn auch nicht erlebt, daß ein Schnackenberger oder auch nur ein Fremder vor dem Hause vorbeigegangen wäre, ohne seine drei Kreuze zu schlagen und ein „Gott bewahre deine arme Seele, du Geizhals!“ oder soetwas fallen zu lassen.

Da hatten aber gerade die guten Schnackenberger von allem, was da kreucht auf Erden, wohl das gröbste Unrecht, dem Manne seinen Geiz nachzusagen. Denn so oft der Tag wieder kam, wo die Israeliten den ewigen Juden todtschlagen, waren sie alle, wenigstens was nur so halb und halb sich zu den Honoratioren rechnen ließ, des Herrn Greifs Gäste zu einem Abendschmause, dergleichen das ganze Jahr hindurch nicht wieder erlebt wurde zu Schnackenberg. Auch was nicht füglich mit zu den Honoratioren gezogen werden konnte, nahm Theil an dem Gastmahle; da blieb an dem Abende keiner zu Hause, und in hellen Haufen standen die Schnackenberger groß und klein vor den erleuchteten Fenstern und den offenen Thüren des Gasthauses. Sogar im Speise-

saal war es so voll von freundlichen Zuschauern, welche hier eine Baase, dort einen Vetter im Sonntagsputz zu beäugeln hatten, daß mancher nicht wieder zur Schüssel langen konnte, wenn einmal sein Arm hinterrücks unter die Leute gerathen war.

Dieses Wunder begreift sich indeß, wie alles Wunder auf Erden seine Ausleger findet, wenn man weiß, daß vierzehn Tage nachher jedesmal die Schnackenberger Rathsherrnwahl einfiel, und daß Herr Greif, welchen die Natur mit einem sehr empfindlichen Gefühl, für das, was man im gemeinen Leben Ehre nennt, begabt hatte, für sein Leben gern Sitz und Stimme im Rathe gehabt hätte.

Auch ließen es sich die guten Schnackenberger gar wohl gefallen bei seinen Braten und Weinen, und verließen jedesmal das Gastmahl mit den lautesten Versicherungen und den festesten Vorsätzen in den erleuchteten Köpfchen, dem fürtrefflichen Herrn Greif ganz gewiß zur anstehenden Wahl ihre Stimmen zu geben.

Doch zum Unglück für den armen Greif kam man jedesmal zu früh hinter seine kleinen Küchengeheimnisse. Denn da wurde erst leise gemunkelt

davon bei der Frau Bürgermeisterin oder bei der Frau Stadtschreiberin; dann wußte es jeder Junge auf der Straße, daß die Hasenbraten ohne rauhe Pfoten bei ihren Lebtagen Miau! geschrieen und Mäuse gefangen hätten; daß das Rindfleisch mit dem gelben Fette von einer gefallenen Kuh sei; daß die Austern im abgelassenen Teiche vor dem Thore in Muschelschalen gewachsen, und nachher nur, ganz im Geheimen, in Herrn Greifs perpetuirliche Austerschalen gefüllt worden wären; daß der Wein mit Runkelrübensyrup und Wasser verbessert sei, und daß der Nachtwächter, für einen Bratenknochen, eine Stunde früher Mitternacht abgerufen habe, um die Lichterstampfe für den Winter zu conserviren — und Gott weiß, was man sonst noch alles sagte! Wenns des Nächsten guten Namen gilt, so sind ja ohnehin die kleinen Lästerzungen unermüdlich.

Das ging denn doch den guten Schnackenbergern im Kopfe herum, und wendete sich, wie man zu sagen pflegt, im Magen um; daher kam es denn auch, daß jedesmal Herr Greif wieder nicht Rathsherr wurde, so sehr er sich auch schmückte an dem Tage der Wahl, mit dem kleinen Pariser Degen und den Schuhen mit dem rothen Absatz,

um gleich reisefertig zu sein, wenn er abgeholt werden sollte als neuer Rathsherr.

Wenn nun aber hierüber wieder eine Weile gesprochen war, und die guten Schnackenberger nun gar nichts mehr zu sprechen hatten, so ging die schon seit fünfzehn Jahren fortgesetzte Untersuchung wieder von neuem an: wer in aller Welt der Herr Judas Ischariot Greif wohl eigentlich sein möge, woher er stamme, was sein Vater gewesen, und dergleichen mehr; was alles nothwendig ist, von einem Menschen zu ergründen, der nicht gerade in demselben Orte geboren und erzogen ist. Auch wurde ein gleiches Inquisitionsgericht über Frau Melusine und Jungfer Gustel niedergesetzt.

Daß iene seine Ausgeberin, diese aber deren Nichte sei, das sagten sie selbst. Die guten Schnackenberger hingegen glaubten es besser zu wissen; sie nannten die Erstere seine Aushelferin und die Letztere die dadurch entstandene Tochter Beider.

Doch daß in dieser Hinsicht beide Theile nicht Recht hatten, das ließ sich Niemand auch nur träumen, eben so wenig, als daß man am Ende nicht auch in Rücksicht des Herrn Greif die

Wahrheit noch ergründen würde, welche man nun schon fünfzehn Jahre lang wie den Stein der Weisen und eben so vergeblich gesucht hatte. — Wir wissen es besser, und möchten es dem Leser wohl unter vier Augen verrathen, wenn er schweigen könnte, damit sie es ja nicht erfahren, die guten Schnackenberger.

2.

Der Mann in der Tonne.

Herr Greif war nämlich seines Zeugnisses vor fünfzehn Jahren Lieferant bei der Reichsarmee gewesen. Da er nun gar wohl wissen mochte, daß alles, was diese Armee betraf, den lebendigsten Kommentar zu dem Sprichwörtlein darstellte: „es ist nichts Vollkommenes unter dem Monde!" so hielt er sich auch keineswegs für verpflichtet, derselben vollkommene Lebensmittel zu liefern. Deshalb kaufte er um einen billigen Preis räudige Schafe und mit der Seuche behaftete Kühe, und vermischte das Mehl mit Gips, versorgte die Hospitäler mit Essig statt Wein, und führte überhaupt mehrere solcher Ersparungen zum Besten seiner Feldkasse ein, welche dadurch auch von Tag zu Tag sichtlicher gedieh.

Als nun aber im Verlauf eines Monats manche Aebtissin zweimal ihren halben Mann aufsitzen lassen, und manche Reichsstadt wohl drei- bis viermal einen Feldwebel ausrüsten mußte, weil ihre Vorgänger, die sich sonst, Gott sei Dank, in Schlachten recht gut conservirten — weil sie den Spottnamen Reißausarmee wenigstens nicht mit Unrecht tragen wollten — an der Unverdaulichkeit der Greifschen Gipsklöße geblieben waren, so wurde immer lauter „Wehe!" über den armen Greif geschrieen. Die Sache kam endlich vor das Reichskammergericht, und dieses entschied nach Verlauf von fünf Jahren in bester Form Rechtens, daß der gottlose Lieferant seines Amtes entsetzt und mit dem Strange vom Leben zum Tode gebracht werden solle.

Das Lager der Reichsarmee stand damals vor Prag. Die Freude war groß unter den auserlesenen Ueberbleibseln derselben, welchen der Himmel Heiterkeit des Gemüths und eine hinlängliche Körperkonstitution gegeben hatte, um die Greifsche Kost fünf Jahre lang zu ertragen, als man erfuhr, daß das Todesurtheil in Wetzlar bereits gesprochen, sodann aber sogleich nach Wien zur Bestätigung abgehen werde, um es alsdann bei

seiner Ankunft im Lager sofort zur Vollstreckung zu bringen. So erfuhr es denn auch Herr Greif, und begab sich, weil er mit dem Reichskammergericht in dieser Sache nicht einerlei Meinung war, mit seiner Kriegskasse in eine Branntweinstonne der Frau Melusine, einer gar weltbekannten Marketenderin, welche nicht ermangelte, sich mit der seltenen Ladung bei Nacht und Nebel aus dem Staube zu machen.

3.

Die barmherzige Samariterin.

Du lieber Gott! wie man sich doch irren kann im Menschen! Wer Frau Melusinen nachher als Ausgeberin gesehen hat, der hätte darauf geschworen, daß es unmöglich sei, daß dieselbe Frau Melusine jüngst als Marketenderin ein Werk der Barmherzigkeit ausgeübt haben könne. Wenigstens die guten Schnackenberger hätten sich darauf todtschlagen lassen — und doch war es so.

Frau Melusine machte damals zu gute Geschäfte im Lager bei Prag, als daß sie sich sogleich dazu verstanden hätte, Herrn Greifs magern Leib den Galgenvögeln zu entziehen, wenn sie nicht auch eben dringende Veranlassung

gehabt hätte, sich ohne vieles Aufsehen dort zu beurlauben. Und diese dringende Ursache war nichts anderes, als eben dieses Werk der Barmherzigkeit.

Es war nämlich am Vorabend ihrer Flucht, da kamen sie von Prag allein zurück, ihren verschwiegenen oder doch höchstens nur J—A sagenden Freund am Halfter leitend. Da stand auf einmal Grauchen still und schüttelte die Ohren im schon dunkel gewordenen Walde. Wie aber das sonst so fromme Thierchen sich stemmte und endlich sogar die frische Branntweinsladung herabzuwerfen drohte, da mußte freilich wohl Frau Melusine näher untersuchen, was da wimmerte vor ihr im Fußsteige.

Es war aber nichts weiter, als eine Weibsperson, die sterben wollte und nur um einen einzigen Trunk Wasser flehte. An ihrem Halse hing ein Kind von wohl zwei Jahren. Es wimmerte auch gar sehr und lallte die Worte: „Mutte, Mutte, nicht todt sein!"

Weil nun gerade kein Pharisäer bei der Hand war, und Frau Melusine nachher doch den Samariter spielen wollte, so mußte sie freilich erst die Rolle des Pharisäers übernehmen. Darum

stieß sie auch mit dem Fuße erst nach der Verschmachtenden und sagte: „Bestie, kannst du nicht im Busche sterben, mußt mir noch meinen Esel hier scheu machen?“

Da sagte nun die Frau wohl mit schwacher Stimme: „Heiliger Gott! Sind deine Menschen Teufel worden?“ Als aber Frau Melusine darauf nicht achtete und ihren Esel um die Person wegführen wollte, da rief diese, mit der letzten Anstrengung ihrer Kräfte: „Rette nur mein Kind! Tausend Thaler sind dein!“

Das freilich war ein anderes Wort, und da war es auch hohe Zeit, daß aus dem Pharisäer eine Samariterin wurde. Sie mußte zudem noch manches wissen von der Person, die noch so schön von tausend Thalern reden konnte, um sich vor Verfolgung zu sichern; und sie reichte ihr einen kleinen Trunk, was nie geschah — gratis.

Dadurch gelang es der Kranken, noch so viel Worte zu gewinnen, daß sie halb erzählen, halb errathen lassen konnte, sie sei hier von Panduren ausgeplündert und tödtlich verwundet worden, als sie ihrem Manne, dem Hauptmann Treufels, habe entgegen gehen wollen, welcher mit einem Transport Rekruten vom Rhein her

heute im Lager eintreffen müsse. Sie habe allein ihr Taschenbuch mit zwanzigtausend Thalern in Wechseln gerettet, welches sie im Brustlatz trage. Dieses und ihr Kind möge die Samariterin doch ihrem Manne bringen und dafür tausend Thaler von ihm empfangen.

Da wurde der Samariterin ordentlich bange, daß die arme Person hier auf offenem Wege beim Sterben gestört werden möchte. Darum zog sie dieselbe dichter ins Gebüsch; und als sie da keinen Athemzug mehr hörte, so ging ihre Liebe zu der Verschiedenen so weit, daß sie sich, ausser der Brieftasche und dem Kinde, auch ihrer guten Kleider erbarmte.

Dies war die Ursache, weshalb Frau Melusine damals noch in selbiger Nacht in der Person des Herrn Greif ein Menschenleben rettete; und so wurde auch Frau Melusine damals — die barmherzige Samariterin.

4.

Die Gustel.

Ja ja, es ist dieselbe Gustel, welche damals Frau Melusine als Kind gerettet hatte; die jetzt mit jedem Abend Schlag sechs Uhr so

sittig vor Herrn Greifs Bogenthür saß und strickte, bisweilen aber auch — jedoch nur ganz verstohlen — weinte.

Wie das Mädchen es nur angefangen haben mochte, bei so schmaler Kost so groß unb blühend, und bei dem ewigen Schelten der Frau Melusine so lammfromm zu werden, das begriff wohl Niemand in der ganzen freien Reichsstadt Schnakkenberg, so klug die Leute dort auch alle waren, als der Bäckermeister Präzel, bei welchem Gustel aus- und einging und wie Kind im Hause war; der aber sagte davon, wie oft das arme Kind sich an seiner Schüssel satt gegessen hatte. Und dann Herr Pfifferling, der kleine Rathsbarbier, welcher dagegen jedem, der sich von ihm in Zeit eines Stündleins den Bart abnehmen und obendrein in den Schlaf plaudern lassen wollte, gar wortreich deduzirte, daß Gustels Frömmigkeit lediglich ein Produkt der Nahrungsstoffe aus dem Pflanzenreiche sei, sintemalen bekanntermaßen jedes Fleischwerk für Contrebande im Greifschen Hause gehalten werde, und die Naturgeschichte lehre, daß grasfressende Thiere zarten Gemüths, fleischfressende hingegen grausamen Karakters seien.

Das mochte sich nun verhalten wie es wollte, so war doch jedermann der Gustel gut. Es war nur eine Lust, sie zu sehen, wenn sie sich im knappen Mieder so fleißig regte in der noch knappern Wirthschaft, oder wenn sie leicht wie die Horen an der schwerfälligen Melusine Seite nach dem Markte schwebte, und dann hocherröthend mit derselben neben dem Korbe eines etwa noch unerfahrenen Landmädchens stand, von welchem Frau Melusine Alles — Butter, Eier, Käse, Aepfel und dergleichen — ohne Bezahlung nur auf Probe nahm.

Gustel war eine hohe, schlanke Brünette. Ihr Mund war so klein — die Lippen so fein gezeichnet — o, mancher hätte seine halbe Seligkeit darum verschrieben, diesen Mund nur ein einzigesmal küssen zu dürfen. Dabei war das Oval des Gesichts so lieblich geformt, die Nase so schön geschnitten, die Augen so groß und doch so sanft und kindlich-freundlich, und es war eine Fülle, eine Ründung an dem Mädchen, daß Schnackenberg gewiß so lange als seine Chronik herdenken kann, nichts so reizend Vollendetes gesehen hat, als — die Gustel.

5.
Nachbars August.

So saß auch eines Abends Gustel, wie immer, vor Herrn Greifs Hausthür. Aber der Abend schien ihr noch viel schöner, als alle andern, die sie je dort erlebt hatte. Sie überdachte so für sich, daß sie doch eigentlich ein recht trauriges Leben bei ihrer Base führe, und sah dabei so emsig auf ihr Strickzeug nieder, damit keiner der Vorübergehenden, die sie so freundlich grüßten, ihre Thränen sehen möchte. Dabei wünschte sie sich aber so weit, so weit davon; denn, so gern sie auch wollte, so konnte sie doch gar keine Liebe fassen zu der bitterbösen Frau. Eben hatte sie ihrem Herzen recht Luft gemacht durch viele Thränen, die sie in ihre Schürze weinte, da ging die Glocke an Liebichs Hausthür. Sie wußte, schon gestern war ihr kleiner Spielgefährte August von der Wanderschaft zurückgekommen, und noch hatte sie ihn nicht gesehen, ob er wohl auch größer geworden sei in den sieben langen Jahren. Das mußte sie wissen, darum sah sie nur mit einem halben Auge nach Goldschmieds Haus hinüber. Aber hilf Himmel — da stand ein großer schlanker Jüngling in scharlachrother Weste

und schneeweißen Hemdeärmeln vor der Thür. Das mußte wohl August sein — aber um keinen Preis hätte sie wieder hingesehen, um sich näher zu überzeugen, so sehr unruhig klopfte ihr Herzchen schon bei dem Gedanken daran.

Da ging aber August auf der andern Seite der Straße einigemale auf und nieder. Er kam immer näher und ging endlich vor ihrem Hause vorbei; doch sah er nur furchtsam hinüber nach Gustel, denn das hoch aufgeschossene Mädchen war ihm so fremd geworden, daß er nicht gleich wußte, wie er sie anreden sollte. Nun aber fiel es ihm ein, wie er sich zu benehmen habe. Er sprang nämlich ins Haus, die Treppe hinauf, und zog seinen blauen Sonntagsüberrock an und setzte den neuen Kastorhut auf den Kopf. Dann trat er mit einer ehrsamen Verbeugung vor Gustel hin und sagte beinahe zitternd: „Schönen guten Abend, Jungfer Nachbarin. Sie kennt mich wohl nicht mehr?"

„I warum nicht?" war ihre Antwort, ohne aufzusehen: „Er ist ja Monsieur August."

„Getroffen!" rief dieser freudig: „So sehe ich doch, daß Sie mich nicht vergessen hat. Aber nun betrachte Sie mich einmal, Jungfer Gu-

stel, ob ich mich wohl nicht verändert habe in den langen Jahren.“

Das mußte freilich Gustel sehen. Dabei aber begegnete ihren Augen ein großes schönes Augenpaar, so freundlich, so milde, daß sie den ganzen Abend nicht wieder aufsehen mochte; denn sie selbst hörte ja schon das Pochen ihres Herzchens, und wenn das so zunahm, so mußte am Ende es August auch noch hören.

Aber es gab denn doch ein Wort das andere, wie das so leicht kommt bei jungen Leuten; und wie Schlag zehn Uhr Frau Melusine durch das Haus gellte: „Nun ruhen alle Wälder!“ — ein Zeichen für Gustel, hereinzukommen — da waren sie schon wieder so bekannt mit einander geworden, daß sie dem jungen Nachbar die Hand beim Abschied reichte und recht freundlich dazu sagte: „Gute Nacht, lieber August!“ und dieser recht innig sie „liebes Gustelchen!“ nannte.

Auf ihrer Dachkammer, wie es dunkel um sie her war, da sah Gustel recht gut, daß es keinen schönern Jüngling gebe, als Nachbars August. Wenigstens hatte keiner so feine, regelmäßige Züge, bei jugendlich frischen Wangen, so große

schwarze Augen, von dunkeln Locken beschattet, so weiße Zähne, die beim Lachen durch die Purpurlippen blickten, und so ein kräftig vollendetes Ebenmaas der Glieder.

So war sicher kein Schnackenberger Jüngling gewesen, so alt die Chronik auch war, als — Nachbars August.

6.

Das stumme Jawort.

Am andern Abend saß er schon neben ihr auf der schmalen Bank, und ihre allerliebste kleine Hand ruhte in der seinigen; am dritten nannte er sie Du, und sie ließ sich das gefallen. Beim Abschied litt sie sogar einen ganz leisen Kuß von seinen Lippen. Aber so vorsichtig auch Beide dabei zu Werke gegangen waren, so ging doch die Empfindung von diesem ersten Kusse bis in die Fingerspitzen hinein und bis zu den Fußsohlen hinab. Auch die ganze Nacht dauerte sie fort, so daß August so wenig als Gustelchen einschlafen konnten.

Am vierten Abend endlich erzählte er ihr, daß er nach seines Vaters Wunsche sich niederlässen müsse. Und wie nun dieses Kapitel so recht ausgespro-

chen war, so gab es August so lange zu verstehen, bis Gustel endlich fragte: „Da wirst du auch eine tüchtige Hausfrau dir nehmen müssen, lieber August?“ Aber sie dachte dabei gewiß nicht an sich selbst, sonst hätte sie eben so gewiß nicht so gefragt.

Nun aber faßte August sich ein Herz, und fragte leise an: ob sie wohl einmal eine solche Hausfrau werden möchte? Doch da rief er sogleich erschrocken über diese Frage, indem er ihr den kleinen Mund zuhielt: „Heute nicht! Bitte, bitte, heute antworte mir nicht, liebes Gustelchen!“ und lief so eilig davon, als ob er Quecksilber unter den Sohlen habe.

Gustel hätte ihm auch gewiß nicht geantwortet, dafür hätte er immer dort bleiben können. Denn sie wäre gewiß am Ende zuerst fortgelaufen, so erschrocken war sie über die kleine Silbe Frau, welche gemeiniglich in eines Mädchens Herzen gerade wie ein Eisenhammer wird, der von einem mächtigen Elemente getrieben, Tag und Nacht im Gange bleibt und oft gar große Dinge vollführt in dem kleinen Herzchen. Obwohl sie nun dafür die ganze Nacht kein Aeuglein schließen konnte — so listig sie auch nach dem be-

währtesten Einschlafungsversuchen von Eins bis Tausend zählen mochte, so wurde doch dieses Hammerwerk, je mehr sie es pochen ließ, desto mehr eine Art von Eldorado in des Mädchens Phantasie, dem auch nicht einmal das ewige Keifen der Frau Melusine ein Titelchen von seiner Lieblichkeit nehmen konnte.

Doch je näher nun der folgende Abend heran schritt, an welchem sie dem freundlichen August das Jawort geben sollte, desto mehr bangte dem lieben Mädchen vor diesem gehaltreichen Wörtchen. Was sollte sie ihm auch sagen? und wie sollte sie es ihm sagen? Das waren wohl Fragen, über die gewiß schon manches Mädchen das Köpfchen nach allen Seiten hin und her geworfen hat, ohne darum die Antwort nur einen Augenblick früher zu finden, als da wo sie wirklich erfolgte.

Ein unumwundenes „Ja!“ wäre wohl der kürzeste Weg zum Himmelreich gewesen; aber da bedachte sie wieder, was ihr Frau Melusine so oft vorgesagt hatte, daß schon manches Mädchen durch ein zu leicht gegebenes Jawort der Männerherrschaft Thür und Thor geöffnet habe, da es ja ohnehin weltbekannt sei, daß die Männer mit ihrem Dünkel einem armen Mädchen dazu eine

große Gnade durch ihre schwere Hand zu erweisen gedächten.

Doch der freundliche August sah gar nicht aus, als ob sie von dessen Herrschaft eben viel zu fürchten habe; zudem war es ihr nicht möglich, sich in heiliger Minute zu zieren. Sie rief daher, freudig über den gefaßten Entschluß in die Hände schlagend: „Mag er denken davon, wie er will, aber ich kann nicht anders — ich muß ihm sagen, daß ich mit tausend Freuden sein eigen werden möchte für das ganze Leben!“

Wie sie nun aber gleich darauf ihren August dreimal husten hörte vor dem Kammerfenster, und sie durch die kleinen runden Scheiben den großen schlanken Jüngling draussen auf und nieder wandeln sah, da dachte sie ihn sich in so mancher nahen Beziehung mit sich selbst; ihre Phantasie war dabei so schaffend, so losgebunden von der Gegenwart, daß sie in ihr Busentuch niedersehen mußte und an den heißen Wangen fühlte, wie sehr sie erröthet sei, so allein sie auch war, und so sehr auch die Dunkelheit zugenommen hatte, so daß sie kaum noch draussen Augusts Gestalt unterscheiden konnte.

So hätte er sie um keinen Preis sehen dürfen, das fühlte sie lebhaft genug; aber so oft sie auch

die heißen Wangen mit kaltem Quellwasser wusch, so wurden sie doch immer heißer, und das Herzchen schlug immer lauter, bis endlich gar das kleine Schiebfenster leise aufgezogen wurde und — der ungeduldige August, wie er leibte und lebte, in die kleine Kammer herabsprang.

Da freilich sprach sie kein sterbend Wörtchen, und alles, was sie hatte sagen wollen, war rein vergessen — und zitternd lag die verschämte Braut in ihres Augusts Armen; denn lauter als die Engel singen zum Preise des Herrn, hatte ein seelenvoller Kuß es gesprochen — das stumme Jawort.

7.

Der alte Freiwerber.

Des nächsten Sonntages Morgens, nach dem Gottesdienste, klopfte Jemand leise an der Stubenthür.

Gustel schlüpfte in die Kammer — denn sie mochte wohl denken, wer es war, und hätte um keinen Preis dort bleiben können. Greif schloß verdrießlich seinen Geldkasten, und rief endlich: „Herein!“ Melusine nahm die Brille von der Kupfernase, und sah vom Gesangbuche auf, den Eintretenden entgegen.

Diese waren geputzt im Sonntagsstaate, mit großem Brustbouquet und wehenden seidenen Tüchern, Meister Liebich und dessen August. Ob wohl dieser um ein gutes Theil größer war, als sein Vater, so hielt er sich doch sicherer hinter ihm versteckt.

Beide dreheten so lange an den Krempen der neuen Hüte, bis endlich der alte Goldschmied mit der üblichen Werbungsformel für seinen August herausplatzte.

Das gab aber einmal helle Gesichter im Greifschen Hause, wie sie wohl seit fünfzehn Jahren kein Schnackenberger dort gesehen hatte.

Frau Melusine hatte nämlich ihre eigenen Gründe, mit dem Segen bei der Hand zu sein. Denn sie glaubte nur dann erst die Früchte ihrer Samariterin ganz ungefährdet genießen zu können. Auch war wohl mit den Jahren und durch die lange Muße bei ihr ein Quentlein Gewissens aufgewacht, und sie hielt sich nach einer gerichtlichen Täuschung für weniger schuldig, wenn Gustel für den Verlust ihres Vermögens, in etwas wenigstens, durch einen braven Mann entschädigt worden sei. Genug, sie war seelenfroh über den unerwarteten Antrag des Herrn Nach-

bar; und Greif nun vollends, der konnte sich gar nicht finden in das so seltene Glück, mit Frau Melusinen dieselbe Meinung zu theilen; denn auch ihm war es schon bedeutend genug, diese konsumirende Zugabe seiner Haushälterin los zu werden, eine Zugabe, deren gesunder Appetit ihm schon manchen heimlichen Kummer gemacht hatte, so wenig er auch demselben Gelegenheit gab, sich von seiner glänzenden Seite zu zeigen.

Herr Greif vergaß sich in seiner Freude am Ende so weit, daß er sogar eine Flasche vom besten Kümmel herauf holte, und davon einem jeden seiner Gäste und auch Frau Melusinen ein reichliches Maas zum Besten gab, welches er statt alles Segens auf das Wohl des Brautpaars ausleerte.

August schritt im Zimmer umher, wie einer, der bald auf Eiern, bald auf Stelzen geht, bis endlich die seelenfrohe Base durch das ganze Haus ihr liebes Nichtchen rief, und diese dann scheu, wie der Fuchs vom Hühnerhause schleicht, vom Giebelboden in die Stube herunter kam, wo sie, ohne aufzusehen, ihre kleine Hand dem blöden Schäfer reichte.

Erst als der alte Liebich sie einander näher schob, da erhielt sie wieder Leben in Augusts Armen und ihr kleines Herz — Beweglichkeit.

Aber dicke Freudenthränen weinte über seinen großen Blumenstrauß der ehrliche alte Freiwerber.

8.

Gustels Brautschatz.

So lange ging nun wohl alles gut, auch nach Herrn Greifs Sinn. Weil nun aber Plaudermäuler nicht leichter plauderhafter sind, als wenn der liebe Spiritus die Zungen erst entfesselt hat, dann aber auch nicht selten Worte an den Tag kommen, welche man gern nachher um jeden Preis wieder eingefangen hätte, und insbesondere Frau Melusine alsdann eine gewisse Sucht zu glänzen hatte, die oft wie Großmuth aussah — vielleicht aber auch, weil ihr nicht alles nach Wunsch gegangen war mit ihren Anschlägen auf Herrn Greifs Hand — so sagte sie ganz geheimnißvoll zum Brautwerber: „Meinet nicht, Herr Nachbar, daß euer Sohn ein ganz armes Mädchen bekommt! Nein, das soll die Welt der Frau Melusine nicht nachsagen, daß sie ihre Nichte wie armer Leute Kind aus dem Hause gestoßen habe.

Wisset also, lieber Meister, ich gebe ihr einen Brautschatz von zweitausend Thalern mit, die jener Herr da blank und baar im Kasten hat."

Jetzt aber war es gerade so, als ob vom Weltgericht her die Posaune töne. Der Sünder Greif wurde blaß, blässer noch als die, so auferstehen; dagegen die, so reines Herzens waren, ein höheres Morgenroth der Freude überzog.

Der blasse Greif rieb sich bald die Hände wund, und läugnete, mit gar oft stockender Stimme, die ganze Sache ab. Um aber seinem Läugnen Glauben zu verschaffen, wagte er es sogar, einige Zweifel gegen die Nüchternheit der Frau Melusine durchblicken zu lassen; indeß so fein er auch die Worte setzte, so hatte doch Frau Melusine immer noch Geisteskraft genug, um die Andeutungen des Herrn Greif zu verstehen. Sie machte daher den Versuch, ihm, nach einem selbst erfundenen Mesmerismus, ihr gewichtiges Schlüsselbund mit solcher Heftigkeit an den Kopf zu legen, daß es der magnetischen Kraft desselben gelang, dem Operirten eine veränderte Denkungsart beizubringen. Denn unmittelbar nachher erklärte Herr Greif, daß Frau Melusine allezeit eine sehr honette und wahr-

heitsliebende Person gewesen sei, und es angegebenermaßen mit dem Brautschatz seine vollkommene Richtigkeit habe.

Endlich war diese freundliche Sitzung aufgehoben, aber Herr Greif dachte von nun an eben so gut auf Mittel, das schöne Geld, welches er schon eben so sehr wie sein eigenes liebte, zu retten, als Frau Melusine, die auf Ehre und guten Namen hielt, bedacht war, dem Geizhalse, auf dessen abgedrungenes Versprechen noch gar wenig zu bauen war, den Brautschatz aus den Händen zu spielen, damit ihr Wort nur in Ehren blieb.

Das Brautpaar allein dachte in den Feierstunden an alles, was Menschen glücklich macht, nur nicht an — Gustels Brautschatz.

9.

Mit Speck fängt man Mäuse.

Sonst war es eine rechte Freude für Herrn Greif gewesen, wenn er bei wohlverwahrten Thüren und bei dem wohlfeilen Sternenlichte einer Thranlampe seine goldenen Pfenninge durch die Finger laufen ließ, oder sie auf dem tannenen Zahltische ausbreitete, oder auch — je nach-

dem er sich einen höhern oder geringern Festtag bereiten wollte — nur die Gesammtmasse seines Geldes anschaute in dem geöffneten Eisenkasten.

War es ihm damals gewesen, als gehe er mit der Braut ins Brautgemach — so trat er jetzt mit der Wehmuth, die ein Wittwer bei der Bahre seines geliebten Weibes empfindet, an die mächtige Truhe von Gußeisen. Sollte er doch heute oder morgen den geliebten Schatz um schöne zweitausend Thaler einschwinden sehen. Hundertmal wog er zu diesem Ende die leichtesten Goldstücke heraus; sogar die beschnittenen Dukaten konnte er nicht unterlassen, noch einmal zu beschneiden. Da lag der blinkende Haufen, von dem er sich trennen sollte. Keine verlorene Geliebte wird mehr beweint; kein Bräutigam, dem Hexel gestreut wird auf dem Kirchgange, oder dessen Braut nicht mehr die Brautkrone tragen darf, empfindet tiefern Schmerz, als Herr Greif bei dem Gedanken der Trennung von Gustels Brautschatz. Den Tod hätte er mit Freuden umarmt, wenn er dadurch nur den lieben Brautschatz hätte retten können — warum nicht auch, und das noch lieber, ein junges frisches Mädchen?

Herr Greif sah sich um in der dunkeln Kam-

mer — wie Moses auf dem Berge Sinai sich umgesehen haben mag, als der Herr aus dem brennenden Busche zu ihm redete —, denn sich selbst hatte er den Gedanken nicht zugetraut, das schöne Gustelchen zur Frau Kommerzienräthin zu erheben und sich durch diese Konsolidation mit derselben — wie die Juristen sagen — von der Auszahlung des Brautschatzes zu befreien. So überaus klug war ihm der Gedanke vorgekommen, zumal da die Abwesenheit der Frau Melusine, welche einen entfernten Verwandten zu beerbschleichen gegangen war, ihm nicht durch ihr „Quos ego!“ des Vaters Neptun in der Aeneide — welches Blumauer „wartet, ich will euch kuranzen!“ übersetzte — das Konzept verrücken konnte.

Daß nun aber ein so blutarmes Mädchen, wie die Gustel war, sich nur einen Augenblick bedenken könne, dem armen Schlucker mit rothen Wangen und heißem Herzen einen Mann von Rang und Vermögen — wenn auch mit klapperdürren Spindelbeinen und einem Schnurrbart von Spagnat — vorzuziehen, das war ihm so unglaublich, daß er sogleich einige Aß Goldes von dem Dukatenabschnitzel nahm, und davon mit

geheimnißvollem Lächeln bei Herrn Liebich zwei goldene Fingerreifchen bestellte.

Der alte Meister Goldschmidt meinte, die Ringe wären für das junge Paar bestellt; drum warf er auch noch einen gehenkelten Dukaten in den Tiegel, und arbeitete ganz heimlich an den Ringen und so fleißig als einst, da er sein Meisterstück der achtbaren Zunft hatte vorlegen müssen. Auch schnitt er die erbaulichen Sprüchlein in die Ringe: „Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht trennen"; — und: „Was Gott thut, das ist wohlgethan."

Herr Greif aber freute sich gar sehr des Zuwachses an Goldgehalt an den neuen Ringen, und lachte ganz im Stillen den Meister aus, daß er sich selbst so arg beschummelt habe, und war nun, mit so stattlichen Geschenken ausgerüstet, seines Sieges nur um so gewisser.

Schon hatte er seine Fuchsperüke und das halbe Rückttheil seines Bratenkleides eingepudert. Sogar die schwarze Sammthose war er mit Speckschwarte übergangen, und die Schuhe mit rothen Absätzen glänzten vom reichlich aufgetragenen Thran.

So geschmückt trat er eines Morgens früh in

Gustels Kämmerlein, wo diese schon fleißig an Augusts Brauthemde nähete, und bei jedem Stich wohl manches dachte, was für Herrn Greif, wenn er es gewußt hätte, ein Stich durchs Herz geworden wäre.

Doch dachte auch Herr Greif sein Theil, und dieses war das Sprüchlein: Mit Speck fängt man Mäuse.

10.

Der Ring im Fleische.

Und weil er wußte, daß man mit Speck Mäuse fängt, jedoch dabei gar nichts von solchem Speck an sich hatte, womit man die eine Art Mäuschen fängt, die man so gern küßt, wenn man sie erst eingefangen hat: so nahm er freilich das Sprüchlein ein wenig allzugenau, und überreichte ihr, zur Einleitung in seinen Antrag, eine große Schnitte Schinken.

Und als das Mädchen unbefangen und freundlich diese seltene Gabe aufnahm und sie sogleich mit gesundem Appetit verzehrte, da glaubte sich der lüsterne Freier dadurch schon gar sehr begünstigt, und kniff dem Mädchen in die rothen Wangen, daß die weißen Abdrücke der Finger daran

noch eine Weile zu sehen blieben. Gern hätte er nun gleich nach einer solchen Einleitung — wie man zu sagen pflegt — dem Faß den Boden ausgeschlagen; allein es war denn doch der Uebergang vom gebieterischen Herrn zum zärtlichen Liebhaber gar zu peinigend für ihn, so daß er sich auch erst gar nicht zu nehmen wußte bei dieser kitzlichen Sache.

Da half kein Räuspern, kein Trippeln und Händereiben, selbst nicht einmal die berühmte Schneeberger Prise de contenance wollte helfen. Es war aber auch zum Verzweifeln; denn Gustel nähete nach verzehrter Schinkenschnitte so ruhig an Augusts Namen vorn im Herzchen des Ausschnittes fort, als ob gar nichts vorgefallen sei.

Endlich gaben ihm Gustels Wangen, von welchen er kein Auge lassen konnte, die Gelegenheit, von dem sogenannten Liebesfeuer im Herzchen zu reden; und wie denn alte Postpferde, wenn sie einmal im Gange sind, nicht eher wieder aufhören zu laufen, bis sie stolpern — so stolperte auch Herr Greif nach vielen Reden, auf welche Gustel eben nicht Acht hatte, mit der Frage heraus: ob sie wohl gern heirathen möchte?

„I, warum nicht, Herr Kommerzienrath?“ erwiederte Gustel mit wunderfreundlichen Augen.

„Doch keinen Milchbart, liebes Kind?“ fragte Greif.

„Ei behüte! Wo denken Sie hin? Die Mitteljahre bleiben immer die besten!“ antwortete Gustel.

„Scharmant! die Mitteljahre!“ versetzte Herr Greif: „Habe ich doch selbst all mein Lebtage die Hasenfüße nicht leiden können, welche noch mit gelben Schnäbeln in der Welt umherlaufen und jeder Schürze nachtrachten. Nicht, Gustelchen, es wäre wohl besser, wenn du einen Mann bekämest, der schon so etwas vor sich gebracht hat in der Welt, daß nicht Hausmangel mit zu Tische geht. He he?“

„Ei Gott behüte!“ fuhr Gustel erschrocken auf: „dieses Gastes bin ich satt und müde.“

„Nun, mein Kind, dann stände ja der Hochzeit nichts mehr im Wege, he? Also dächte ich, diese Woche etwa; meinst du nicht? Da gebe ich dann einen Schmaus. Du bekömmst ein neues Moorkleid, und dann —“

„O Sie goldener Herzens-Herr Greif!“ rief Gustel, und hätte ihm bald ungefordert

einen Kuß gegeben: „wie unaussprechlich glücklich machen Sie mich durch diese Herablassung!"

„Mache ich, Gustelchen? mache ich? Nun das ist ja prächtig. Also, kommenden Sonntag machen wir Hochzeit — he, he, he!"

„Sie auch, Herr Greif? Mein Gott — Sie auch? Doch nicht mit — Tante Melusine?"

„Nimm erst dies Ringelchen, herzallerliebstes Gustelchen, und passe es auf, Gustelchen! Sieh mal zu, ob's paßt, Gustelchen! Weis' mal — ei, wie allerliebst es paßt, das Ringelchen! Nun will ich's dir auch sagen, mein Engelchen, mit wem ich Hochzeit machen will — mit dir will ich Hochzeit machen; du hast dich eben verlobt mit mir durch das Ringelchen."

Gustel aber schrie laut auf, denn das Ringelchen saß fest. Sie zog und zog an dem kleinen Goldfinger, welcher jedoch mit jedem Versuche dicker anschwoll.

Herr Greif aber lachte recht listig dazu, und meinte, das sei gewiß ein gutes Zeichen. Da war Gustel mit drei Sprüngen nebenan bei Meister Liebich, und sie that so eilig, daß sie nicht einmal ihren August wahrnahm, welcher ganz betrübt darüber an der Werkstätte saß, —

denn sie verlangte in athemloser Hast vom Meister, daß er ihr das Ringelchen vom Finger feilen müsse, wenn sie sich nicht im Augenblick den ganzen Finger abschneiden solle.

Das nahm August und der alte Meister bald übel; aber man verständigte sich endlich, und auch da noch meinten Beide, Herr Greif habe nur Scherz getrieben, und ihr den Ring als Trauring für August geschenkt.

Doch Gustel schüttelte ungläubig das Lockenköpfchen, denn sie meinte, der Herr sei nicht vom Verschenken her; wenigstens habe man es noch nicht erlebt in Schnackenberg, daß Herr Greif nur einen Pfenning an Geld oder Geldeswerth verschenkt habe. Doch was halfs? Man glaubte ihr nicht, und sie behielt — den Ring im Fleische.

11.

Man muß zum bösen Spiel eine gute Miene machen.

Von dieser Stunde an ging Gustelchen dem bösen alten Manne, der ihrer, in allen Ehren, begehrte, so geflissentlich aus dem Wege, und wenn sie nicht umhin konnte, so sah sie ihn mit den rothgeweinten Augen so finster an, daß er wohl bald merken mußte, es sei der rothwan-

gige August nicht so leicht aus ihrem Herzchen zu vertreiben.

Ihre Weigerung war fast zu standhaft für gewöhnliche Mädchenlaune; deshalb gerieth der welterfahrene Mann auf den Gedanken, daß des Mädchens Fleisch und Blut sie dermaßen bethört haben müsse, daß sie ein so blutjunges Bürschchen, wie August sei, einem so gemachten Manne, wie er doch sei, vorziehen wolle.

Um dieses Fleisch und Blut nun in etwas zu ertödten, ließ er ihr das Bischen Nahrungsmittel immer spärlicher zufließen, und wie die Wangen des Mädchens noch nicht erbleichen wollten, da schickte er sie unter irgend einem Vorwand auf eine Kammer im Giebelgeschoß, und schlich hintendrein. Als sie aber wieder hinaus wollte, da war draussen ein großes Vorlegeschloß angehängt, und Gustel, die arme Gustel, war darüber eine Gefangene geworden.

Da meinte Herr Greif, er hätte alles gut gemacht, und ging jeden Morgen hinauf, wenn er ihr das Butterschnittchen brachte, und fragte sie, ob sie noch nicht gescheuter geworden sei; wobei er denn auch nicht ermangelte, ihr ein Stückchen Kapaun oder sonst etwas Leckeres vor-

zuhalten, um sie desto leichter zu ködern. Doch wo im Herzenshintergrunde eines Mädchens so ein kräftiger Jüngling sitzt da mag ein Kapaun, wenn er auch noch so schöne Federn hat, umsonst sein Glück versuchen. Auch war sie immer noch zu rothwangig, und wenn er so beweglich gesprochen hatte, so sah sie ihn so schalkhaft an, daß er sich überzeugen konnte, sie verschmähe ihn alten Gecken aus Herzensgrund.

Das aber härmte ihn gar sehr, und er beschloß endlich, der längern Belagerung müde, seine kleine Festung mit Sturm zu erobern. Und wie er sich dazu eines Abends durch einen starken Zug aus der Kümmelflasche hinlänglich ermuthigt hatte, so stieg er auf leisen Socken die himmellangen Treppen hinan.

Es waren gerade acht Tage verflossen seit Gustels Gefangenschaft. Aber mit jedem Tritte näher zu den Pforten seines Himmelreichs fühlte er seine Kräfte merklicher sinken, und als er oben endlich vor der Thür stand, da zitterten seine Knie so stark und klapperten seine wenigen Zähne so heftig zusammen, daß es ihm noth war, sich durch den ungestörten Anblick der schönen Festung,

die er mit stürmender Hand einnehmen wollte, zu seinem Vorhaben erst wieder zu stärken.

Darum senkte er sich nieder auf seine Knie, und legte das Auge ganz leise vor das große Schlüsselloch auf Rekognoszirung.

Aber du lieber Heiland! Den Mann hätte doch der Schlag auf der Stelle rühren sollen vor seinem Schlüsselloche! — Denn er sah ganz deutlich, und irrte sich nicht — Gustel saß ganz fröhlich auf — ihres Augusts Schoos. Und wie nun gar Gustel ihre feinen rothen Lippen auf Augusts Mund heftete und erst gar nicht wieder von ihm loslassen wollte — da hätte der arme Mann draussen gern nur gleich das Fachwerk der alten Thür eingestoßen, wenn er sich nicht vor der langen Schreinerrechnung gefürchtet hätte. Doch dieser Gedanke an das pekuniäre Interesse gab ihm die nöthige Haltung wieder, welche auch ein geschlagener Feldherr nicht verlieren darf auf seinem Schlachtfelde, und da bemerkte er sogleich ein herrliches Stück Rehziemer nebst einer Flasche Wein, beides noch unberührt, vor den Verliebten stehen.

Sogleich war sein Operationsplan nach den

Umständen abgeändert. Er schloß auf, legte das Gesicht in freundliche Falten und trat ein.

Nachbars August aber war schon auf das erste Geräusch seiner Schlüssel bis auf die Beine aus dem Loche in der Decke des Kämmerleins hinausgeschlüpft. Weil aber Herr Greif an dessen herabhängenden Beinen wie der Küster an der Sturmglocke zog, so konnte auch August länger nicht über sein Herz bringen, so handgreiflicher Einladung zu widerstehen. Darum kam er herab und stand mit hochglühenden Wangen und niedergeschlagenen Augen vor dem gestrengen Herrn Greif.

Aber wie Herr Greif so freundlich mit ihnen that und unter anderm auch sagte, er habe Gustel blos eingesperrt, um Augusts Liebe zu erproben, da vertrauten ihm die Beiden wieder und erzählten ihm recht vergnügt, daß August gleich am ersten Abend, wo Gustel nicht vor die Thür gekommen sei, vermuthet habe, sie müsse irgendwo im Hause eingesperrt sein; und weil er nun von seines Vaters Taubenschlage aus diese Bodenkammer überschauen könne, so sei er hinauf gestiegen und habe hier Gustelchen am Fenster sitzen und weinen gesehen. Das sei ihm

dann so zu Herzen gegangen, daß er über die Nachbarsdächer hinweg, durch die Dachziegel und die bretterne Decke der Kammer sich einen Weg zu ihr hin gebahnt habe. Auf diesem Wege sei er denn in den Feierstunden tagtäglich zu ihrem Kämmerlein gekommen und habe ihr zu essen gebracht und so viel Küsse zum Nachtisch dabei gegeben, als sich in Zeit von vier Stunden abladen ließen. Darüber wäre Gustel auch am Ende ihrer Gefangenschaft ganz froh geworden, und habe ruhig auf die baldige Rückkehr ihrer Frau Base gehofft, die sie gewiß nicht im Stiche gelassen haben würde.

Der Gedanke an die Rückkehr der Frau Melusine hätte Herrn Greif bald den Appetit zu dem Rehziemer, mit welchem er schon lange liebäugelte, genommen. Aber weil es nun einmal nicht anders war, so tröstete er sich, und rettete was zu retten war. Er sagte nämlich: Ich bin doch begierig, zu wissen, wie so eine Goldschmiedsfrau einen Rehbraten bereitet, und was für Sorten ein Handwerksmann wohl auf seinem Lager führt. Damit empfahl er sich, nahm aber Wein und Braten mit sich.

Die Thür blieb offen. „Begreifst du das?

Ich nicht!“ sagte Gustel zu August, dessen Mund eben so weit offen stand als die Kammerthür. „Am Ende hast du doch Recht, lieber August, und es war nur Scherz von dem Herrn“, fuhr sie fort, indem sie Hand in Hand mit ihm die Treppe hinabging.

Aber Herr Greif saß schon unten im Sorgenstuhl, und verzehrte seine Beute mit dem Sprüchlein im Munde: Man muß zum bösen Spiele eine gute Miene machen.

12.

Suppleatur Consensus.

Nun ging alles wieder einige Tage im alten Geleise fort. Greif blieb freundlich gegen Gustel, und Gustel, die nicht lange nachtragen konnte, wurde wieder freundlich gegen Herrn Greif; denn das arglose Mädchen bemerkte gar nicht den lauernden Blick, welchen Greif so wenig zu verbergen wußte, und am wenigsten, wenn sie in seine Nähe kam.

Doch bald wurde Alles klar; denn da kam mit feierlichem Schritt in einer hellen Mittagsstunde Herr Nips, der Haltunsfest des weisen Raths der Stadt, herangetreten, und verfolgte das über

Herrn Greifs Abwesenheit verlegene Gustelchen von Tritt zu Tritt bis oben in ihr kleines Kämmerlein, wo er ihr eine große Schrift vom weisen Rath mit gar schön geschnörkelten Anfangsbuchstaben und dem großen mächtigen Stadtsiegel darunter überreichte.

Aber Gustel war ganz bleich vor Schreck, und so kraftlos, daß das schöne Werk der heiligen Themis zu Boden fiel.

Das aber hielt Herr Rips für eine Beleidigung der Majestät eines hohen Raths der Stadt, und las ihr in vollem Eifer den bogenlangen Periodenbau vor, mit allen den kunstreich eingeflochtenen lateinischen Brocken. Und wie auch das noch nicht die arme Gustel verstehen mochte, da sagte er ihr kurz und bündig, sie sei auf morgen vorgeladen, vor dem weisen Rathe zu erscheinen, und das zwar bei Strafe der Kontumaz.

Das war ein schrecklich Wort. Sie sank, gelähmt davon an allen Gliedern, auf einen Schemel nieder. Erst wie Herr Rips schon lange um die Straßenecke war, hatte sie sich erholt, und lief hinüber zu Meister Liebich. Dort gab man ihr den Rath, der Ladung Folge zu leisten, weil in der heiligen Schrift stehe: Seid unterthan

eurer Obrigkeit, welche Gewalt über euch hat; man auch zudem nicht wissen könne, was die angedrohte Kontumaz für eine harte Strafe sei.

Aber erst als August sich erbot, sie zu begleiten, war der schwerste Stein von ihrem Herzen abgewälzt.

Schlag zehn Uhr des folgenden Tages standen sie beide, ganz niedergeschlagen und verlegen, vor der grünen Tafel im Rathhause. Auch Herr Greif war da; doch nickte er kaum auf ihren freundlichen Gruß. Gustels Angst wuchs mit jeder Minute, und sie klammerte sich immer fester an ihres Augusts Arm. Da spitzte der Gerichtsschreiber seine Feder; neben demselben legte der Bürgermeister die Amtsmiene zurecht unter seiner Wolke, und die Rathsherrn, welche noch immer der guten Stadt durch Metzgeraxt, Bügeleisen, Knieriemen und Puderquast nebenbei nicht unbedeutende Dienste leisteten, zogen gewaltig an den Augenliedern, um bei diesem intrikaten Falle wenigstens sich des Schlafs zu erwehren.

Darauf trat Herr Greif als Kläger auf und behauptete, daß gegenwärtige Jungfrau Auguste Melusine sich mit ihm durch Annahme eines Ringes actu corporali verlobt habe; weshalb er

submisse bitten müsse, dieselbe schuldig zu verurtheilen, die versprochene Ehe mit ihm binnen acht Tagen zu vollziehen — idque refusis expensis.

Die Richter nickten seiner Rede Beifall. Einige auch vielleicht unwillkührlich, weil der Schlaf sie übermannte.

Nun sollte Auguste ihre Antwort ad protocollum geben, wie man ihr aufgab. Doch statt ihrer nahm August das Wort und sprach mit Wahrheit und Kraft.

Schon sah sich der hohe Rath betroffen an; denn die Meisten hatten gegen Verlängerung fälliger Wechsel Herrn Greif schon zum Voraus ein günstiges Erkenntniß zugesagt, und nun wußten sie nicht, wie sie das Erkenntniß motiviren sollten. Da bat replicando zu ihrem Heil, Herr Greif, statt alles Weitern das Mädchen nur zu fragen, wer ihr den Ring gegeben habe, den sie am Finger trage, und ob dabei nicht vom Heirathen die Rede gewesen sei. Das geschah, und Gustel sagte: „Es ist wahr, ich habe den Ring von Herrn Greif empfangen, auch wurde dabei vom Hochzeitsschmause gesprochen; aber —“

„Kein Aber — wenn ich bitten darf!“ fuhr Herr Greif dazwischen. „Das Geständniß ist

klar. Was bedarf es weiter auch näherer Erörterungen? Ich bitte also, das Urtheil rechtsgeneigt zu fällen."

„Ist schon fertig. Les' Er es mal ab, Herr Stadtschreiber!" sagte der regierende Bürgermeister. „Der Herr Kläger haben vollkommen Recht. Das wußte ich schon vor acht Tagen."

Der Stadtschreiber lüpfte die Brille und las im schneidenden Fiskaldiskant:

„Dieweil Beklagte in Abrede zu stellen nicht „vermag, wasmaaßen sie vom Herrn Kläger „ein Fingerringlein bei Gelegenheit der Rede „vom Hochzeitsschmause empfangen und ange„nommen; nach uraltem Brauche aber, in „sothaner Handlung ein symbolisches Verlöbniß „liegt, als ist Beklagte den Herrn Kläger bin„nen acht Tagen zu ehelichen gehalten und ver„bunden, solches jedoch sub compensatione im„pensarum."

„Ich will aber nicht!" rief Gustel, und August versicherte trotzig: „Sie soll nicht, und zwingen kann sie Niemand auf der Welt."

Da sahen sich die Rathsherrn und auch Herr Greif einander ganz betroffen an, und jene schüttelten gewaltig ihre Wolken.".

„Man hat Fälle,“ nahm der studirte Gerichtsschreiber das Wort, „wie ich derselben dann auch mehrere im hochwürdigen Consistorio zu Schimmelburg, wo ich dreißig Jahre als Auditor stand, jedoch nur im Fall da der Prägnans sich weigerte, erlebt habe, allwo a collegio amplissimo der Consensus supplirt wurde. Wenn also — wie in casu substrato der Fall sein dürfte — die Beklagte sich permanirlich weigern sollte, so — —“

„So wollte ich gebeten haben“, fiel Greif ihm in die Rede, „auch hier auf allen Fall den Consens gewogentlichst zu suppliren.“

Da regte sich der Bürgermeister, und sprach sehr gravitätisch, eine Prise groben Wiedemann nehmend: „Ergo — suppleatur consensus.“

13.

Die wunderliche Doppelhochzeit.

Am folgenden Sonntag war die erste Neuigkeit, welche die Schnackenberger Frau Gevatterinnen von Haus zu Haus zu tragen hatten, die, daß so eben der reiche Greif und die arme Gustel zum ersten- und letztenmale aufgeboten seien.

Da gab es Kaffeevisiten im Greifschen Hause in solcher Menge, daß Herr Greif nur seinem Herrgott dankte, daß die Kontinentalsteuer damals noch nicht eingeführt war.

Vergebens weinte Gustel; vergebens protestirten Meister Liebich und sein August. Sie trotzten auf ältere Rechte und vermaßen sich hoch und theuer, der ganze Rath sei erkauft von Herrn Greif. Schon war es Sonnabend. Auf morgen war die Trauung angesagt; die halbe Stadt war zum Schmause eingeladen, welcher diesmal, um alles Aergerniß zu vermeiden, und weil die treue Ausgeberin noch immer nicht zurück war, dem Mindestfordernden in Verding gegeben war. Noch am Abend vorher lag Gustel in Augusts Armen. Da kam Herr Rips mit Bürgerwache, und sie holten August und Meister Liebich, auf Befehl des hohen Raths, zum Stadtgefängniß ab.

Da war das arme, hülflose Mädchen nun ganz allein und verlassen. Sie kniete die Nacht hindurch auf dem kalten Estrich ihrer stillen Kammer, und vertraute ihr Schicksal ihrem Vater im Himmel.

Endlich aber, noch immer zu früh, kam der

furchtbare Morgen heran. Von allen Thürmen hallten die Glocken. Neugierige strömten in Feierkleidern zur Kirche. So voll war es seit dem weißen Sonntage nicht gewesen, wo man zu Schnackenberg die Kinder im Konfirmationsstaate dort betrachtet. Um den Altar herum stand der wohlweise Rath in weißgepuderten Wolkenperüken. Herr Greif war schon dort im höchsten Gallakleide von rothem Sammt — das uneingelöste Pfand eines Ministers — und sah von Zeit zu Zeit nach der Kirchthür und dann wieder auf seine beiden Uhren, deren Berloken bis auf die Kniee herabhingen. Der Gottesdienst war zu Ende, nur die Braut war noch nicht da.

Auf einmal entstand ein Geräusch an der Kirchthür, und eine klare Stimme rief: „Um Gotteswillen, laßt mich nur los; ich werde ja schon allein gehen!" Es war Gustel im einfachen weißen Kleidchen. Sie wankte zum Altar, und zwei Häscher folgten ihr.

Bald hätte die Theilnahme an dem Mädchen eine Revolution hervorgebracht unter den Schnakkenbergern, wenn nicht die guten Leute zu begierig auf den Ausgang der Sache gewesen wären, um sich denselben durch zu frühzeitige Störung

zu verderben. Auch meinte besonders das zahlreiche Heer der alten Jungfrauen, deren eigentliches Element Heirathsgeschichten sind, daß es unmöglich des Mädchens Ernst sein könne, eine so vortheilhafte Parthie von der Hand zu weisen. So blieb Alles mäuschenstill, und das angstbewegte Mädchen stand vor dem Altar neben ihrem Peiniger.

Der Geistliche hielt den Trauungssermon, und hob, wie sich's gebührt, mit Adams Rippenbruch und Noahs Arche an. Schon öffnete der weise Rath der Stadt den Mund, um das Ja für die Jungfer Braut im rechten Augenblicke zu suppliren — — da drängte sich durch die Menge ein langes hageres Weibsbild mit aufgelösetem Haar, und in der dürren Hand hielt sie eine Schrift mit Blut geschrieben. Unmittelbar nachher aber schlug sie ihre zehn Finger mit grenzenloser Wuth in Herrn Greifs Wangen und Halsbinde ein. Da freilich erkannte sie der Halberstickte an der gewohnten Weise, ihren Willen kund zu thun. Es war Frau Melusine.

Nach den ersten Redensarten, die in kraftvollen Rippenstößen mit ihren spitzigen Knöcheln und andern gewohnten Handgriffen bestanden, that

sie nicht allein einen förmlichen Einspruch gegen die Ehe des Herrn Greif mit Jungfer Gustel, sondern verlangte sogar, sogleich selbst mit Herrn Greif getraut zu werden, welcher sich auch ohne Weiteres dazu bereit finden ließ, als er in Melusinens Händen die wohlbekannte rothe Schrift erblickte.

Die guten Schnackenberger hätten nun wohl für ihr Leben gern gewußt, was diese Schrift, die Herrn Greif so gefügig machte, für Zauberformeln enthalten haben möchte. Aber sie reckten vergeblich ihre Hälse aus den Kirchenstühlen vor; denn Herr Greif wurde stehenden Fußes mit Frau Melusine getraut, wodurch denn diese Schrift ein Ehestandsgeheimniß geworden war.

Aber wir wissen es und könnten es verrathen, daß diese Schrift ein bedingtes Eheversprechen für Frau Melusine war, auf den Fall nämlich, daß Herr Greif jemals Neigung verspüren sollte, sich zu verehelichen. Dieses hatte Herr Greif ihr einst ausgestellt und mit seinem Blute vollzogen, als er ihr das Vermögen abgeschwatzt hatte, welches sie ihrer Samariterei verdankte. Bei dieser Gelegenheit hatte er auch Gustel den Brautschatz von zweitausend Thalern zu geben

versprechen müssen. Das alles hätten wir nun leicht verrathen können, wenn wir nicht fürchten müßten, den guten Greifschen Eheleuten noch heute im Grabe damit wehe zu thun.

Nun war eben durch des Herrn Pfarrers Amen das dürre Paar zusammengespannt, da stürzte durch die Menge Nachbars August zum Altare vor. Er war in bloßen Hemdeärmeln seiner Haft entsprungen, und durch Angst und Wuth so geblendet, daß er Herrn Greif von Melusinens Seite riß und sogleich mit derselben getraut zu werden verlangte.

O wie seufzte Frau Melusine über ihre Eile! Wie liebäugelte sie nach dem erhitzten und dadurch doppelt schönen Jüngling!

Gustel hatte seitwärts, halb ohnmächtig vor Freude über ihre wunderbare Rettung, auf den Stufen des Altars gesessen. Jetzt erblickte sie ihren geliebten August, und umschlang den trunkenen Jüngling mit ihren weichen runden Armen. Da erst, an dem hochfliegenden Busen seines Mädchens, erkannte August seinen Irrthum.

Auch Gustel und August wurden ein Paar, nachdem August in der Eile den langschößigen

Bratenrock von einem daneben stehenden Gevattersmann zu dieser Feierlichkeit erborgt hatte.

Ach, jedes Mädchen wäre gern an Augusts Seite gestanden, jeder Jüngling hätte gern den ersten Kuß von der rosigen Gustel empfangen. Doch das platonische Eheglück neidete niemand dem abgelebten Paare, und noch Jahre lang wußte man in Schnackenberg von nichts Anderm zu sprechen, als von — der wunderlichen Doppel-Hochzeit.

14.

Die Sünderfalle.

Nun aber hatte erst die neugebackene Frau Kommerzienräthin gar manche Scharte auszuwetzen, ehe sie so ganz mit Ehren auftreten konnte unter den Damen ihres jetzigen Standes. Die kleinste Scharte im Hause war ihres Herrn Gemahls Treulosigkeit. Was hierüber unter den Eheleuten verhandelt wurde, das ging nur so ganz im Stillen ab. Höchstens hörten es die Nachbarn und die Vorübergehenden. Aber bedeutender waren die übrigen Scharten. Ihre Zahl glich jener der Schnackenberger Plappermäuler, und ihr Gegenstand war der Auftritt in der

Kirche und die Dunkelheit von Frau Melusinens Herkommen.

Sie suchte diese Scharten dadurch auszuwetzen, daß sie mit kostbarern Kleidern vor den Rathsherrnfrauen sich hervorthun wollte. Das that ihr aber nur doppelten Schaden; denn einmal konnten diese es ihr gar nicht verzeihen, daß die vormalige Haushälterin es ihnen an Putz und Staat zuvorthun wollte, und dann schlug sie tiefe Wunden in Herrn Greifs sparsames Gemüth. Denn er mußte hergeben und immer hergeben, so gewaltig er auch täglich seinen Ruin vor Augen sah.

Der Talisman, womit sie seinen Geiz beschwor, waren Thränen, Ohnmachten, Flüche und richtige Anwendung des bereits als Wurfgeschütz bekannten Schlüsselbundes, und wenn nichts mehr helfen wollte, die Drohung, auf Herausgabe von Gustels Brautschatz zu bestehen. Sie hatte ihn in tausend Schlingen.

Doch was half dies alles? Täglich sah sie sich bei aller Verschwendung mehr verachtet; täglich sah er bei allem Geize seine Schätze zusammenschmelzen, und er erkannte mit nagendem Kummer, daß er im Verlauf eines Jahres durch das

Band der heiligen Ehe schon doppelt soviel eingebüßt hatte, als der gerettete Brautschatz betrug.

Dagegen war in das kleine Haus nebenan, mit der muntern, wirthlichen jungen Frau, jedes Glück des stillen Lebens eingezogen. Von früh bis spät würzte Arbeit die einfache aber reichliche Mahlzeit, und ein munterer kleiner August streckte schon dem jugendlich blühenden Vater am Arbeitstisch seine zarten Aermchen entgegen. Es mehrte sich der Segen mit der Liebe in dem engen Raume, und kaum gedachten sie mehr des Brautschatzes, so glücklich war das junge Paar auch ohne Geld und Gut.

Doch es sollte das Glück des stillen häuslichen Kreises noch erhöht werden durch einen treuen, väterlichen Freund.

Dieser war Herr Treuberg, ein durchreisender Fremder, welcher sich bei Meister Liebich eine goldene Dose hatte repariren lassen. Er trat gerade zur Mittagsstunde ein. Da sah er, wie sie alle um eine dampfende Schüssel standen und beteten. Man ließ sich nicht stören durch den eintretenden Fremden, sondern betete mit so reiner Andacht fort, so innig, daß er selbst mit ergriffen wurde und auch beten mußte für das stille

Glück dieses Hauses. Und wie das Gebet zu Ende war, lud man ihn so herzlich ein, mit an der Mahlzeit Theil zu nehmen, daß er sich's gern gefallen ließ und recht glücklich in dem lieben Kreise wurde. Nach einem Stündchen war er in alle kleinen Geheimnisse des Hauses eingeweiht, und nach zwei Stunden hatte er schon sich vorgesetzt, hier sein Leben zu beschließen.

Man wurde bald einig wegen eines leer stehenden Zimmerchens und Kost für Herrn Treuberg, welcher oft kein Auge abwenden konnte von der blühenden jungen Frau. Auch diese fühlte sich zu dem ältlichen Manne auf eine unbegreifliche Weise hingezogen. Sie sprach oft mit ihrem August darüber, und dieser meinte dann, das sei die Verwandtschaft guter Geister.

Unter andern Familienbegebenheiten kam man denn auch so ganz verloren auf den Brautschatz zu sprechen. Da aber meinte Herr Treuberg, es sei ihre Pflicht, schon um des kleinen Augusts willen, sich das zu erhalten, was ihnen von Gott und Rechts wegen zukomme.

Daran freilich hatten sie alle noch nicht gedacht. Doch machten sie Herrn Treuberg aufmerksam auf die schlechte Justizpflege des Orts.

„Ei, wer sagt denn von Prozessen, Kinderchen?“ erwiederte Herr Treuberg: „Da würde der Brautschatz ein schönes Gastmahl für die Advokaten und Richter, wo ihr Gott danken müßtet, wenn man euch am Ende noch den abgenagten Knochen zuwürfe. Nein, in eigener Falle wollen wir den argen Sünder fangen.“

In dem Augenblick hüpfte Herrn Greifs großer Rabe zum Zimmer hinaus. In seinem Schnabel trug er etwas Glänzendes, was man in der Eile nicht erkennen konnte.

„Fehlt nichts auf dem Arbeitstische, Kinder?“ fragte Herr Treuberg.

August sah nach. „Wahrhaftig!“ rief er: „Ein funkelhagelneuer silberner Löffel, E. F. bezeichnet.“

Da sprang Herr Treuberg ganz freudig auf und rief: „Nur mir nach, Kinder! Da haben wir die Sünderfalle!“

15.

So treibt man den Teufel aus.

Man folgte dem Diebe langsam nach. Schon manches Silberstückchen hatte derselbe auf diese Weise fortgetragen. Um so begieriger war man

auf den Schlupfwinkel des kleinen Verbrechers, und siehe! der war das Loch unter der Treppe in Greifs geräumiger Hausflur.

August wollte sogleich den Löffel wieder hervor holen; aber da winkte ihm Treuberg, und sagte leise: „Den kleinen Dieb laß laufen, damit wir den großen einfangen in seiner eigenen Sünderfalle.“

Der Rabe hüpfte die Treppe hinauf nach Greifs Zimmer, und die Drei versteckten sich hinter eine leere Kiste.

Da kam auf leisen Socken Herr Greif die Treppe hinabgeschlichen, und nachdem er hinten und vorn die Thüren verriegelt und mit gespitzten Ohren gelauscht hatte, ob er allein sei, bückte er sich stöhnend und kroch in das düstere Treppenloch. Bald kam er zurück, wickelte etwas Rauhes aus einander — es war eine Fuchsperüke, dieselbe, die er frisch aufgepudert an Festtagen trug — und zog einen neuen silbernen Löffel hervor.

Kaum konnte sich August noch halten; Treuberg mußte ihm beinahe den Mund verstopfen. Eine Weile ergötzte sich Herr Greif an dem Glanze des Silbers; dann wog er seine Beute nachdenklich auf der Hand und schob sie

mit heimlichem Lächeln in den weiten Schubsack seines Hausrockes. Nun öffnete er leise hinten und vorn die Thüren und schlich auf sein Zimmer zurück.

„Nun ist es Zeit, Kinder!“ sagte Treuberg eilfertig, schnitt auf dem Hofe eine Haselruthe ab, die er bis auf das oberste Blatt wie eine weiße Wünschelruthe abschälte, und stieg damit die Treppe hinauf. Ohne anzuklopfen trat er mit feierlichem Ernst hinein; August und sein Vater hinter ihm drein. Die Spitze seiner Ruthe ließ Herr Treuberg Greifs Tasche berühren; dann sagte er höflich, aber fest: „Ich bedaure, Herr Kommerzienrath, daß meine Wünschelruthe Sie des Diebstahls zeihet; wollten Sie also gefälligst diesen Leuten den Löffel wieder herausgeben, der ihnen so eben gestohlen wurde?“

Kein Schnackenberger Naturforscher hätte nach Egypten reisen dürfen, um eine Mumie zu sehen; denn Herr Greif glich in diesem Augenblicke einer solchen, wie ein Ei dem andern.

Nach einer langen Pause erst wurde er wieder seiner Sprache mächtig, vergaß sich aber in der Angst seines Herzens so weit, daß er seine Peiniger auf den Mittag zu einer Suppe bat. Doch

vergebens; der Löffel kam endlich ans Licht, und es blieb ihm nichts übrig, als daß er den Mann mit der vertrackten Wünschelruthe kniefällig um Gnade bat.

„Die soll dir werden, du arger Sünder!“ sagte Treuberg fest, „jedoch nur unter der einzigen Bedingung, daß du dem jungen Liebich den ihm vorenthaltenen Brautschatz zahlst; sonst lasse ich dich ergreifen, damit deine Glieder einst noch am Rabensteine deine Helfershelfer erquicken mögen.“

Dies Bild war grell, und es schlotterten dem Sünder die Kniee. Auch hat ein Mann, in dem reinen kräftigen Sinne des Wortes, eine eigene Gewalt über den schuldbewußten Sünder. Schon schloß dieser seinen Geldkasten auf. Aber die beschnittenen und leichten Dukaten hatte er längst wieder auf den Boden desselben gepackt, um sich durch den Anblick des leichten Goldes nicht die Freude zu vergellen.

Schon wollte er, in fast gänzlicher Apathie des höchsten Schmerzes, anfangen zu zählen, da fiel ihm noch ein Mittel der Rettung ein. Sein großes Haus war ihm zur Last geworden bei den häufigen Truppendurchmärschen. Zudem

bedurfte es einer kostbaren Reparatur, auf welche der neue Bürgermeister, der allgemeinen Gefahr wegen, mit eisernem Willen bestand. Auch bedachte er, daß seines Weibes Prunksucht gar sehr eingeschränkt werden würde, wenn er sich selbst kleiner einrichten könne. Da bot er ganz kleinlaut sein ganzes geräumiges Haus für den Brautschatz an.

Man vereinigte sich endlich dahin, daß Herr Greif sogleich tausend Thaler zahlte und das Haus an August Liebich mit allem, was es nach seinem Abzuge noch enthalten würde, abtrat. Der Kontrakt wurde vor einem sogleich herbeigeholten Notar abgeschlossen, und ehe noch Madame Greif ein Wörtchen davon erfuhr, war alles unwiderruflich festgeschrieben.

Aber hilf Himmel, wie tobte die Dame, als nach einigen Tagen alle die schönen Sachen, die sie erst angeschafft hatte, zum Hause hinausgetragen wurden, theils zum Trödler, theils auf ein Dachstübchen in der Vorstadt! Eine Auktion war nicht nöthig; denn sie zerschlug in blinder Wuth alles, was nicht nagelfest war.

Endlich zog sie auch aus dem leeren Hause. Vor Liebichs Wohnung spie sie verachtend aus.

Gustel weinte aus Mitleiden; aber Treuberg sagte ernst und weich: „Seht, Kinder, so treibt man den Teufel aus!"

16.

Zinsen für die Ewigkeit.

Jetzt wohnten August und seine Gustel, und mit ihnen noch ein kleiner rothwangiger August, in dem großen Hause nebenan. Auch Herr Treuberg war mit hineingezogen. Aber es sah das Haus nach Verlauf einiger Monate schon weit stattlicher aus; denn Herr Treuberg hatte den Baumeister gemacht, und der hatte Geschmack, wie Keiner in Schnackenberg. Auch waren des jungen Liebichs Geschäfte ausgebreiteter geworden durch Treubergs Konnexionen, und es schien für ihr häusliches Glück so wenig als für die Aussenseite desselben noch ein Zuwachs möglich zu sein.

Und doch sollte ihnen dieser noch werden. Herr Greif hatte nämlich dem Anschein nach nichts im Hause gelassen, als seinen alten Raben, den er als den Stifter alles dieses Unheils unversöhnlich haßte. Dieser schwarze Trabant schlüpfte eines Abends mit Herrn Treuberg in den Kel-

ler, und machte sich in einer Ecke, wo altes Gerumpel lag, durch Scharren und Kratzen viel zu thun.

Das fiel auf. Man grub nach, und fand einen großen Topf mit Gold. Auf dem Golde lag in einer blechernen Kapsel eine Schrift folgenden Inhalts:

„Die schwere Hand des Schicksals trennt mich von dir, mein Liebstes auf Erden. Besser ist es, ich vertraue dich dem Mutterschoose der Erde, als den Geierklauen meines Weibes. So nimm denn mein Bekenntniß mit in deine dunkle Grube. Es sind die Worte eines Sterbenden; denn du bist meine Seele, durch die allein ich noch leben kann. Deinem Dienst, du mein Götzenbild, habe ich mein zeitlich und ewig Heil geopfert; und was gewährst du mir dafür zum Lohne? Hunger, Kummer, Noth und Sorgen, und — mehr als das — ein bitterböses Weib."

„Eitles Gold, der Menschen Gott, der Menschen Teufel! Der Reiche ist dein Sklave, der Aermste ist dir unterthan! Die Tugend führst du auf die Bahn des Lasters; das Laster machst du scheußlicher und schwärzer. Könige stürzest

du von ihren Thronen, Millionen Menschen ins frühe Grab! Der Mutter reichest du den Meucheldolch gegen ihres Säuglings zartes Herz, und den Sohn lehrst du die Keule schwingen über seines Vaters greises Haupt. Hinweg von mir, du höllisches Metall! Möge dich nie ein Sterblicher zum Unheil wieder an das Licht des Tages ziehen! Doch der Unglückliche, der dich einst erhebt, sei, weil ich's nicht hindern kann, dein Herr. — Doch Sterblicher, dir ruft Erfahrung aus dem Schattenreiche zu: werde Alles, nur kein — Geiziger!

Judas Ischarioth Greif."

Erschüttert standen sie Alle um den redenden Schatz her. Niemand wagte es, den Redner aus dem Grabe zu heben. Bald hätte man ihn wieder mit Schutt bedeckt, so bange war Gustel geworden vor den bedeutenden Worten. Da entdeckte Treuberg etwas Rothes schimmern durch das Gold. Er zog es hervor und erkannte eine Brieftasche.

„Himmel, wie kommt die hierher?" rief er ahndungsvoll. Doch Niemand konnte ihm Rechenschaft geben. Zwar schlug Gusteln das Herz

in einer unbekannten Regung; aber sie selbst war ja unbekannt mit ihrer Jugendgeschichte.

Da stieg Treuberg die Treppe hinauf und eilte in die Wohnung des alten Greif. Dieser lag schon erstarrt auf dem Lager von Stroh. Er war gestorben unter dem Fluch seiner Frau, daß er bei allem Geize nicht mehr hinterlassen habe. Aber Treuberg hörte und sah nichts von dem allem; blind vor Wuth trat er ein.

„Weib!“ so rief er: „wo hast du diese Brieftasche her? Wo ist das Kind meiner Elise, wo ist meine Gattin geblieben?“ — Sie bekannte, denn sie hatte nichts mehr zu verlieren. Ein Blick voll tiefer Verachtung war ihre Strafe. „Ich bin Hauptmann Treufels!“ sagte er im Abgehen: „Danke dem Himmel, daß meine Auguste glücklich geworden ist!“ — Der Zweck seines Umherirrens unter verändertem Namen war erreicht. Er hatte seine Tochter gefunden.

Zu Hause umschlang er das junge Weib mit leidenschaftlicher Heftigkeit. Dann ließ er sie los, und betrachtete sie in stillem Entzücken von oben bis unten. Endlich sprach er, mit einem stillen Dankgebet zum Himmel aufblickend: „Den reichsten Schatz hat mir mein Gott gegeben. Er-

kenne deinen Vater, Auguste! Du bist meine Tochter!“

Da sank sie in namenloser Freude an seine Brust. O sie hatte es schon lange geahnet, daß Treuberg ihr näher angehöre; doch hatte sie nicht gewagt, diesen Gedanken aus dem Dunkel der Seele hervortreten zu lassen.

Und die Freude zog durch das ganze Haus, kaum getrübt durch des alten Geizhalses Tod. Aber auch der Frau Greif wurde Böses mit Gutem vergolten; denn die jungen Leute gaben ihr, was zur Gemächlichkeit des Alters gehört. Nur ihr Gewissen ließ ihr weder Ruhe noch Rast bis zum Grabe, soviel sie auch betete und sang.

Aber der Schatz, welcher zum Theil aus Gustels geraubtem Vermögen bestand, trug in den Händen dieser guten Menschen reiche Zinsen für die Ewigkeit.

Zu Schnackenberg war noch in hundert Jahren nachher, wie die dickleibige Chronik sagt, so wenig ein Geizhals als ein Schatz gefunden. So heilsam wirkte dort noch Jahrhunderte hindurch Herr Greif und sein redender Schatz.

Reise auf den St. Gotthard, die Furka und den Grimsel, im August 1813.

Zürich, den 7. August.

Endlich, meine gute Freundin, liegt der Plan zu einem Ausfluge in die benachbarten Hochgebirge, über den Sie in meinen frühern Briefen so viele Aphorismen gelesen, so gut als im Reinen. Der Gegenstand erlitt aber mancherlei Reformen. — Mit einem meiner Jugendfreunde aus unserer Stadt trat ich in gemeinschaftliche Berathung; lange projektirten wir darüber, wie und nach welcher Zone wir auswandern wollten; und wirklich war schon ein Beschluß zu Stande gekommen, als unvermuthet ein Paar reiselustige Frauenzimmer ihre Wünsche in unsere Deliberation mengten. Die Sache erhielt nun durchaus eine fremde Richtung. Aus der ganzen jugendlichen Gruppe wurde eine neue berathende Kom-

mission niedergesetzt, die schwierige Aufgabe zu lösen, welches Mittel wohl am gefälligsten die heterogenen Wünsche der flüchtigen Wallerinnen vereinigen möchte. Ein Entwurf wurde der Versammlung vorgelegt; allein Besorgnisse, neue Wünsche, und der Himmel weiß was für unverhofft eingetretene Verhältnisse, brachten eine solche Verwirrung in das Ganze, daß die Gesellschaft anfing gegenseitig zu schmollen, und die unbesonnenen Mädchen endlich von der Unternehmung mißmuthig zurücktraten. — Wollen Sie uns, geliebte Freundin, Glück dazu wünschen, daß wir unsern frühern Plan, der den St. Gotthard, die Furka und den Grimsel in sich faßt, so unversehrt aus jenen unglücklichen Diskussionen herausgerettet haben? Genug, die Zahl der Wanderer hat sich auf uns beide Herren reduzirt, und die Stunde des Aufbruchs fällt in den morgenden Nachmittag.

Denken Sie sich, geliebte Freundin, den Triumph meiner Seele, daß sie sich einmal herausgearbeitet hat aus den Fesseln der Geschäfte, die, mit mehr oder minderer Abstufung, jeden Morgen in derselben Form zurückkehren! Dem schulgerechten Philosophen mißfällt vielleicht diese

Aeusserung; allein wahrhaftig! ich darf mich nicht unter die Reihe jener Starken zählen, deren Geist Tag und Nacht unter den ernsten Betrachtungen über das Sein oder Nichtsein eines Dinges seine goldene Freiheit vergessen muß. — Also hinaus in die frohe Natur, wo das Geschöpf seinem Schöpfer sich so nahe fühlt, wo das schöne gesellige Leben, das innige reine Vertrauen den Menschen zur Quelle seltener Freuden leitet! — Doch, wir wollen bei dieser Einleitung stehen bleiben. Leben Sie also recht wohl! Von dem nächsten Ruhepunkte aus, wo sich hinreichender Stoff zur Erzählung darbieten wird, sollen Sie die ersten Skizzen aus meinem Tagebuche erhalten.

Hospital auf dem St. Gotthard, den 9 August.

Ich will diesmal, meine gute Freundin, drei kleine Tagreisen in einen Brief zusammenfassen, um das ganze Gemälde nicht in abgesonderte, zu unbeträchtliche Partbieen theilen zu müssen.

Zürich ist also der Punkt, von dem wir ausgingen; und da die Abreise erst auf einen Nachmittag fiel, so machten wir das anmuthige Zug zu unserer ersten Ruhestätte. Der Weg, der bis

dahin führt, bietet dem Wanderer, der sich blos auf das absolut Merkwürdige in der Natur beschränken muß, nicht den reichsten Genuß dar; einzig die Höhen des Albisberges, von denen man in das herrliche Amphitheater der Hochgebirge hineinschaut, und die schöne Fläche von Baar im Kanton Zug ausgenommen, die sich wie ein italienischer Fruchthain bis zu jener friedlichen Residenz paradiesisch ausdehnt. Für mich hatte Husen, ein Dorf unsers Standes, den besondern Werth, daß es mein Geburtsort und die ewige Ruhestätte meines unvergeßlichen Vaters ist. Der Schmerz über das Verlorene hat sich durch die Zeit dahin gemildert, daß ich ruhig die Welt der Erinnerungen durchwanderte, und so in Gedanken über Gegenwart und Vergangenheit mit meinem Begleiter zufrieden in jenen hesperidischen Garten eintrat.

Früh mit dem anbrechenden Morgen (es war gerade Ruhe- und Feiertag der arbeitenden Menschheit) brachte uns ein Kahn über den dunkeln Spiegel des Zugersees nach dem Flecken Arth, dessen Bewohner in glücklicher Genügsamkeit am Fuße kräuterreicher Berge ihre Heerden weiden. Der Rigi, diese Königin unsrer Alpen, trug diesmal

einen Schleier von undurchdringlichem Nebel; daher schnell vorbei und hinauf über die todten Felstrümmer, die mit furchtbarer Drohung über das stille Grab der biedern Goldauer hinhängen! Ob wir die Entschlafenen glücklich preisen, ob wir sie betrauern sollten, — darüber, geliebte Freundin, stritt ein wunderbares Gefühl, so lange die verworrenen Verhältnisse des menschlichen Daseins in ihren lebendigen Zügen unserm Auge vorschwebten. Doch der blos überlegende Theil blieb in diesem Streite zurück; wir schieden, wie man kaum anders von dem Grabe eines braven Volkes scheiden kann, und so erreichten wir gegen Mittag Brunnen am Vierwaldstätter See.

Ein günstiger Wind, der sich bald in den rauschenden Wellen des Sees andeutete, machte unserer behaglichen Mittagsruhe ein schleuniges Ende. Wir mietheten drei rüstige Bootsleute, stachen in die See, lenkten zwischen den schroffen Felswänden, bei dem Grütli und Tells Kapelle, diesen ewig denkwürdigen Standpunkten in der Geschichte unsers Vaterlandes, glücklich vorbei, und standen — es war uns wie ein Traum — bei Flüelen schon wieder am Gestade, von wo uns ein sanfter Fußpfad nach dem reichen Flecken

Altorf, dem Regierungssitze des Kantons Uri, leitete. Wir trennten uns hier von ein Paar fremden Reisegefährten, und schlugen, längs dem Strome der Reuß, vorbei dem Dorfe Bürglen am Eingange ins Schächenthal, wo Tell zum Tirannenbefreier heranwuchs, den Weg nach Am-Stäg, am Fuße des St. Gotthards, ein. Alle Merkwürdigkeiten, die hier die Natur dem Wanderer aufweist, vereinigen sich in der schrecklichen Schönheit der kolossalischen Felsgebirge.

In Am-Stäg schlugen wir unser zweites Nachtlager auf. Das ewige Toben der Reuß ließ uns ziemlich schlaflos; die Phantasie entwarf indessen die Umrisse zu den ungeheuern Bildern, die der morgende Tag uns entgegenführen würde, und so verfehlten wir wenigstens die Stunde nicht, die zum Aufbruche bestimmt war. Sie schlug, und mit dem ersten Schritte berührten wir den Fuß des St. Gotthards.

Hier, meine gute Freundin, muß sich der Wanderer entschließen, einen halben Tag unausgesetzt zu steigen, oder den reichen Genuß zu verfehlen, der am Ende der steilen Bahn Körper und Geist wunderbar verjüngt. — Für die Fußsohlen bereitet der zum bessern Fortkommen der Saumrosse

gepflasterte Weg ein fatales Leiden. Gleich anfangs erhebt er sich sehr merklich, zieht sich in steten Krümmungen, bald rechts bald links am Strome der Reuß, die hier und dort aus schauervollen Abgründen dem bangen Ohre entgegendonnert, zwischen sparsamen Tannengruppen durch. In solchen Abstufungen erhebt sich das Gebirg immer steiler. Das Dunkelgrün der Tannen verliert sich allmählig zwischen den Riesenformen herabgestürzter Felstrümmer; und so scheint ob dem Dörflein Göschenen, wo aus einem malerischen Hintergrunde die Göschenen-Alp mit ihrer blendenden Schneekuppe hervorglänzt, das physische Leben eine ewige Grenze zu finden. Stets den wüthenden Bergstrom zum Leiter steigt man, von den seltsamsten Empfindungen durchdrungen, zwischen immer furchtbarern Trümmern gleich einer zusammengestürzten Welt, hinauf durch den grausenvollen Schlund der Schöllenen, jenem Standpunkte näher, in dessen bildlicher Darstellung Malerei und Dichtkunst sich schon so oft versucht, deren schwache Entwürfe aber das schrecklich-schöne Original eben so weit hinter sich zurückgelassen hat! Genug, meine geliebte Freundin, wir stehen an der Teufelsbrücke,

wovon Schiller in seinem Bergliede (und näher kömmt diesem Bilde wohl keine andere Feder) so schön sagt:

Es schwebt eine Brücke, hoch über den Rand
Der furchtbaren Tiefe gebogen,
Sie ward nicht erbauet von Menschenhand,
Es hätte sich's Keiner verwogen;
Der Strom braust unter ihr spät und früh,
Speit ewig hinauf und zertrümmert sie nie.

Das wüthende Donnern der Reuß erschüttert diesen acherontischen Ort, und ein unaufhaltbarer Sturmwind, vom Sturze des Stromes erzeugt, braust auf der Brücke über den Wanderer hin.

Diese einzelnen gräßlichen Theile stimmen zu einem fürchterlichen Ganzen zusammen, und wenn hier das blos staunende Auge die Höhe dieser ungeheuern Massen und den Abgrund, wo sich der Strom in Schaum und fliegenden Staub zerwirft, gegen einen menschlichen Körper berechnet, — wahrhaftig, meine gute Freundin, man glaubt in diesem Chaos versinken zu müssen! Man flieht durch das dunkle Urnerloch in dem Teufelsberge wie rettungslos von dem schauervollen Schauspiele hinweg, und — siehe da! wie

aus den unterirdischen Schatten rettet sich der erschrockene Wanderer in eines der anmuthigsten Thäler. Man erwacht hier wie von einem schweren Traume, und das überraschte Gemüth unterliegt einem seltsamen Kampfe, um sich von dieser wunderbaren Katastrophe zu überzeugen.

So traten wir in das liebliche Urserntbal, wo in zarter Jugend der Reußbach die weite Flur bewässert, die in friedlichem Schoose ein genügsames Hirtenvolk beherbergt. Schöner und vollkommener, als sie unsere Thäler geben, pflückten wir das holde Blümchen Vergißmeinnicht. Der zarteste Balsam steigt von den fetten Alpenkräutern und aus den tausendfältigen Blumenkelchen in den reinen Aether empor. Zahlreiche Heerden weiden auf den grünen Anhöhen des Thals, und der Hirt jauchzt seinen frohen Reigen, während der Wanderer unter diesem göttlichen Genusse in Andermatt oder Hospital sich nach einer Ruhestätte umsieht. Wir wählten das letztere, hielten da unser Mittagsmahl, und die noch übrige Zeit wurde dazu benutzt, das ganze große Gemälde des heutigen Tages in diesem Briefe an Sie, geliebte Freundin, so gut als möglich zu wiederholen. Leider

sind es nur schwache Umrisse; doch wagte ich den Versuch gerne, denn die Welt der Erinnerung ist eine schöne Welt! Und führt sie die Seele oft auch auf Bilder der Leiden zurück, — sie bleibt für uns immer eine höhere Welt, als wir ahnen, denn sie zieht uns vom Sichtbaren zu dem Unsichtbaren hin. — Leben Sie nun recht wohl! Morgen besteigen wir die Furka.

Thun, den 11 August.

Der ganzen unter uns ruhenden Welt, und Ihnen zuvörderst, meine geliebte Freundin, wünschte ich beim Erwachen auf Hospital einen glücklichen Tag. Der Körper hatte auf dieser Höhe, 4566 Fuß über dem Weltmeer, eine wohlthätige Ruhe gefunden, allein die unermüdete Phantasie hing die einsame Nacht hindurch noch stets an jenen kolossalischen Bildern, die der Tag in ihrer ernsten Majestät beleuchtet hatte. Mit dem frühesten Morgen (der Himmel blieb uns bis hieher noch immer gewogen) staken wir wieder in unserer Pilgerrüstung; aber unkundig des Weges überließen wir uns der Leitung eines sichern und biedern Führers, Andreas Render von

Hospital. — Einem beträchtlichen Reußarme entlang, der, aus dreizehn verschiedenen Bächen genährt, sich bei diesem letztern Orte mit einem andern Arme vereinigt, zieht sich der Fußpfad, allmählig gegen die Furka hinansteigend, durch die einsamen Dörfchen Zum-Dorf und Realp. Noch wehen hier die balsamischen Gerüche der Alpenkräuter, bis man endlich in die Region des ewigen Schnees eintritt, und so auf der Furka, in der Höhe von 7795 Fuß über dem großen Ozean, mitten auf einem blendenden Schneelager, noch einmal sich sehnsuchtsvoll nach dem glücklichen Thalgrund zurückwendet, und dann dem himmelhohen Felsen der Furka, auf der Grenze von Wallis und den Kantonen Bern und Uri, den erstaunten Blick zuwirft. Man sieht sich hier wieder auf einen seltsamen Punkt eingeschränkt. Den ganzen Horizont begrenzen ähnliche Felskuppen, die als Grundpfeiler einer ganzen Welt in den endlosen Himmel emporragen, und deren Häupter einst, wie Ebel sagt, als grünende Inselgruppen die weiten Meere überschauten, welche Europa deckten, und im Glanze der Sonne glühten, ehe noch ein Mensch war und empfand.

Denken Sie sich, meine gute Freundin, die Todtenstille in diesen unermeßlichen Höhen, so wird es Ihnen wohl nicht unbegreiflich vorkommen, wenn man sich gerne wieder nach einer wohlthätigen Abwechslung sehnt; — und diese fanden wir bald in der Ansicht des prachtvollen Rhone-Gletschers, der den Ausfluß eines sechs Stunden langen Eisthales bildet, welches sich nordwärts nach dem Gentel- und Mühli-Thal hinzieht. Unmittelbar unter dieser ewigen Eismasse springt die Rhone in ihrer jugendlichen Stärke wie aus einer dunkeln Grotte hervor, und mit glücklicher Ahnung sangen die Dichter der Alten: „Aus dem geheimsten Winkel der Erde, aus den Pforten und Wohnungen ewiger Nacht wälze der Fluß Rhodan seine Fluthen in stürmende Seen, längsthin dem traurigen Lande der Celten.“

Schüchtern wagten wir einen halbstündigen Marsch auf dieser himmelblauen Eisfläche; allein unser Führer sowohl, als die Gefahr über den grundlosen Eisschrunden, mahnten uns zum schleunigen Rückzuge.

Nachdem wir am Rande des Gletschers, einen kleinen Felsblock zur schmucklosen Tafel, aus

dem vom Hospital hergebrachten Mundvorrathe und einer kristallhellen Wasserquelle neue Kräfte geschöpft, traten wir, voll von dem herrlichen Bilde jenes unermeßlichen Eismeeres, an das rechtseitige Ufer der Rhone, um die steile Maienwand hinanzuklimmen. Anderthalb mühsame Stunden zieht sich dieser Pfad, oft gefährlich für schüchterne Fußgänger, gegen die Grimsel-Höhe hinan, wo der Wanderer, wie in eine neue einsame Welt verloren, in der Höhe von 6570 Fuß über der Meeresfläche, umsonst nach einem athmenden Wesen, umsonst selbst nach dem leisesten Pflanzenleben spürt. Nur leichte Nebelgewölke ziehen wie verirrt über die einsamen Firnen hin, aber stille ist's wie in dem tiefsten Grabe.

Hier, geliebte Freundin, schloß sich die erste Periode unserer Pilgrimschaft. Einzelnes habe ich darzustellen versucht, allein die Seele verschließt noch ein Etwas, das sich dem Auge ewig nie verkörpern läßt; und dieses Unbegreifliche zu enträthseln, es zu empfinden, und begreifen zu können, daß es nie in ein sinnliches Mittel übergehen kann, — dazu, geliebte Freundin, müssen Sie selbst den Wanderstab ergreifen.

Von diesem Standpunkte weg (ich will es die

zweite Periode nennen) wandten wir uns abwärts in die tiefern Thäler des Kantons Bern. Rechts am Finstersee vorbei, dessen Drittheil noch unter einer Eisdecke verborgen lag, stiegen wir auf einem rauhen Pfade von Granittrümmern hinunter zu dem Grimsel-Spital, das unweit dem Kleinsee, mitten in einer noch furchtbaren Felsenwelt, dem Wanderer zur einsamen Herberge dient. Von da an, die wildrauschende Aar bald rechts bald links zur unfreundlichen Begleiterin, nähert man sich bei Handeck dem prächtigen Sturze dieses Stromes, während die rauhen Granitblöcke in immer sanftere Ründungen übergehen, und in die mildere Natur ein wohlthätigeres Leben stufenweise zurückkehrt. Jenem Katarakte gingen wir nach Ebels Anleitung entgegen, welche fordert, daß man unterhalb der Sennhütte Handeck in das Aarbett hinabsteigt, und an der Seite desselben dem Fall, so weit es der Muth gestattet, sich annähert. Das wüthende Donnern des Stroms verwirrt die Sinne des staunenden Zuschauers; dennoch ist der Genuß ausserordentlich! Es ist ein immerwährendes Emporspritzen der zerschlagenen Fluthen in tausenderlei Formen. Mit jeder Sekunde wirft sich eine

neue Wogenmasse über die ältere hinunter, und so scheint der ganze Strom aus dem Himmel zu stürzen!

Von hier kehrten wir auf unsern Pfad zurück, auf dem wir bald, aber in einer regnerischen Abendstunde, in dem bernerischen Dorfe Guttannen anlangten. Nach einer so strengen Tagreise zählt der müde Wanderer ein bequemes Nachtlager unter seine nothwendigsten Bedürfnisse, allein die Erfüllung unserer Hoffnung blieb leider weit unter der Erwartung zurück. Mit dem frühesten Morgen brachen wir daher wiederum auf, um in Meiringen ein erquickendes Morgenbrod einzunehmen.

Von Guttannen, das einige Tage vor unserer Ankunft durch Feuer ein trauriges Schicksal erfahren, leitet der noch stets rauhe Pfad dem ersten Standpunkte endlich wieder entgegen, wo der Mensch in geselligeres Leben eintritt, wo Sitten und Gebräuche in eine mildere Natur übergehen, und alle bürgerlichen Verhältnisse sich freundschaftlich die Hand bieten. — Sie kennen, wenn ich nicht irre, meine geliebte Freundin, das friedliche Thälchen von Unterhasli und die anmuthige Ebene, die sich von

Meiringen bis an den Brienzersee hinunterdehnt. Leider mußten wir den Genuß dieser Schönheiten der schwankenden Oekonomie unsers Zeitvorrathes unterwerfen, und so glich die Reise von hier bis ans Wasser mehr einem Eilmarsche, als einer planmäßigen Wanderung. Doch erhaschten wir den glücklichen Moment, der den prachtvollen Sturz des Reichenbachs in seiner majestätischen Fülle darstellt. Es war ein himmlischer Genuß! Mitten zwischen einer dunkeln Tannengruppe hindurch, in amphitheatralischer Perspektive, das blendende Diadem der Jungfrau. In derselben senkrechten Richtung den donnernden Kampf jener mächtigen Wassersäule, die in fliegende Staubwolken aufgelöst und von einem tiefen Felsenbecken wieder zusammengefaßt, als siedender Schaum dem ruhigen Aarflusse zuströmt.

Von diesem letzten merkwürdigen Schauspiele wandten wir uns nach der Straße auf Brienz, an dessen Südseite der Gießbach, den das Schwarze-Horn herabsendet, einen bedeutenden Wasserfall bildet. Von hier über den Brienzer-See hinunter nach dem paradiesischen Interlaken, dem schönen Mutterschooſe derer, die im fünfzehnten Jahrhundert bei Hericourts in

Hochburgund ihre Tapferkeit erprobt, und nicht unwürdige Enkel dem Vaterlande hinterlassen. Nach einer kleinen Erfrischung durch Unterseen auf den Thunersee, und am späten Abend (die Sonne vergoldete noch das Hochgebirg) landeten wir an den freundlichen Gestaden von Thun.

Von hier, meine theure Freundin, datirt sich dieser dritte und letzte Brief. Einen vierten halte ich deswegen für entbehrlich, weil der Weg, der nach unserer Vaterstadt zurückführt, Ihnen größtentheils bekannt ist, und in der That für ein Tagebuch keine andere Noten, als wo und wie man gegessen und geschlafen habe, abwerfen möchte. Ich brauche Ihnen nur noch zu sagen, daß wir morgen auf Bern, wo ein freundschaftlicher Gruß abgestattet werden soll, und von da nach unserm Zürich zurückreisen werden.

So schließt sich dann unsere Wanderung, und an sie reiht sich das wahre Resultat von Ebels tiefen Beobachtungen: „Jeder Mensch, desse Gefühl im Schoose der schönen Natur einige Freuden zu finden weiß, der einen Schatz der lebendigsten Bilder und Genüsse dieser edeln Art für einsame Stunden einsammeln will, oder dessen

Herz Stärke und Erhebung bedarf: der wandere in die Alpen der Schweiz."

Empfangen Sie noch, meine geliebte Freundin, dieses letzte Lebewohl von Ihrem aufrichtigen

Conrad Näf.

Der Dorfkirchhof.

Ich zog vom stillen Vaterhaus,
Bei mildem Frühlingsweh'n,
Im Jugendlenze froh hinaus,
Die rege Welt zu seh'n.
Ich irrt' an mancher Führer Hand,
Ich hörte manches Wort;
Und — ach! als Kindeseinfalt schwand,
War Kindesglaube fort.

Da wankt' ich einst mit trübem Sinn
In stolzer Königsstadt
Zum hochgeschmückten Dome hin,
Der öden Zweifel satt.
Doch sah mein Auge kummerschwer
Nur Rang und Erdetand,
Viel Eitelkeit, das Herz so leer,
Noch leerer den Verstand.

Ich floh, und hört' in stiller Nacht
Von fern Posaunenklang.
Ich sah des Opfers Glut erwacht;
Es hallte Bußgesang.

Sie streuten sich voll irrer Wuth
Viel Staub auf's düstre Haupt.
Das Lamm gab hin sein schuldlos Blut,
Des süßen Lichts beraubt.

Da ward mir schwül, wie lange nie.
Ich riß mich schauernd los.
Ich warf vor Gott mich hin auf's Knie
In Waldes kühlem Schoos:
„Und sollt' es denn durch Blut nur sein,
„Wenn Gnad' ich vor Dir fand?
„Du solltest, Lebensquell, Dich freu'n
Der mordbefleckten Hand?“

Und wie der milde Morgen thaut,
Hallt fernes Dorfgeläut.
Mich zog's zum Thurm im Hain erbaut,
Von Blüthenschnee bestreut.
Dort kniet am frühen Leichenstein
Deß, der ihr Alles war,
Die Mutter, und wie Engelein
Ein zartes Kinderpaar.

Und sieh! der Strahl der Sonne bricht
Durch's Laubgezelt hinab;
Verklärt das blasse Angesicht
Der Betenden am Grab.

Vom Kirchlein hallt's im sanften Chor:
„Dort sind wir nimmer müd!“
Und hoch durch blaue Luft empor
Dringt froher Lerchen Lied.

Da ward mir wohl, da ward mir klar:
Nicht Weisheit dieser Welt,
Nicht Buß' im Staub, kein Brandaltar
Sei, was uns Ruh erhält.
Ein Glaub' allein, der hoffend hin
Auf Frühlingsblüthen schaut,
Und, frei von düsterm Sklavensinn,
Allvaters Liebe traut.

Hottinger, der Jüngere.

Das erste Alpenfest im bernerschen Oberlande.

Bezaubert kehr' ich vom Gelände
Der magischen Natur zurück,
Und träum' ihm nach, und sinn', und wende
Nach ihm den sehnsuchtvollen Blick.
Zum großen Feste strömten, schwammen
Die Menschen, Wolken gleich, zusammen;
Ein Volk aus Völkern wallte dort
Auf eines edeln Berners *) Wort.
Es öffnete den hundert Schaaren
Sich kunstlos schön ein Wiesenplan,
Arkadiens Gefilde waren
Vielleicht nicht schöner angethan.
Ein grüner Rasenteppich dehnte
Vom Wallnußhain sich aus und lehnte
Sich ruhig an die sanften Höh'n,
Wo, zwischen hochbejahrten Eichen,
Noch jetzt, der alten Kühnheit Zeichen,

*) von Mülinen.

Unspunnens Burgruinen stehn;
Der Burg, wo einst der Held der Tage
Mit heißer, väterlicher Klage
Um Ida, seinen Stolz, geweint,
Und nach der Schwerter blut'gem Schlage
Mit Bern sein Oberland vereint.
Von fern erglänzet hoch im Aether
Der Jungfrau reines Angesicht
In zarter Unschuld Farbe, röther
In Titans abendlichem Licht.
Nachbarlicher Gebirge Spitzen
Verschönern sich in seinen Blitzen,
Und baden, im Gewand von Schnee,
Sich gern im stillen lauen See;
Im See, der mit geprüftem Zügel
Den Strom der Aare zähmer stimmt,
Indeß auf dem azurnen Spiegel
Der Fremdling und der Bürger schwimmt.

Ein Schauplatz, wo der Schöpfung Finger
Natur mit Größ' und Reiz vermählt,
Ward hier zum treuen Wiederbringer
Von alter Zeit und Kraft gewählt.
Den Tagen seiner Heldenspiele
Hat einst mit zärterem Gefühle

Der feine Sinn von Griechenland
Nicht ihre Szene zuerkannt.
Aus Interlakens Klosterhalle
Schritt unter lautem Hörnerschalle
Der Festzug nach der schönen Flur,
Dem freien Werke der Natur.
Der Alpenjugend muntre Chöre
Durchtönten alles weit und breit —
Der Kämpfer friedenvollen Streit,
Die Freude, das Gefühl von Ehre
Zu wecken, und von Mannlichkeit.
Hoch aus verschleiernden Gebüschen
Begann ein lieblicher Gesang,
Wie Echo, mit vertrautem Klang
Sich in der Ebne Lied zu mischen;
Und bei dem schön vereinten Chor
War Alles Harmonie und Ohr.
Des Festes Herrlichkeit zu krönen
Brach, angelockt von solchen Tönen,
Die Sonne freundlicher hervor.
Sie horcht — — die Alpenhörner klingen.
Sie schaut — — und sieht noch kühn und frei
Die Kraft mit der Gewandtheit ringen,
Den Scherz Alcidens That vollbringen,
Und fliegen auf des Blitzes Schwingen,

Beherrscht durch den Verstand, das Blei.
Der Beifall woget durch die Glieder
Des großen Kreises auf dem Plan;
Er schallet von den Höh'n hernieder
Und feuert laut die Kämpfer an;
Er klatschet neuen Muth den Seelen,
Dem Körper neuen Athem zu,
Und waltet, jede Kraft zu stählen,
Belebend ob des Matten Ruh.
Frisch glüht der Kampf, die Kämpfer schlingen
Sich in einander räthselhaft,
Und prüfen sich und stehn und ringen
Mit neuer Kunst und Wunderkraft.
Ein kühner Zug ist dem gelungen,
Doch Kunst setzt seinem Sieg den Damm.
Der, wie ein Ball herumgeschlungen,
Steht wieder da ein Eichenstamm.
Der hebt und hält mit Riesenkräften
Den Gegner schwebend ob dem Haupt,
Und weiß an sich den Sieg zu heften,
Den dieser schon sich hold geglaubt.
Die schwer Besiegten unterliegen,
Wie Kunst und Muth und Kraft erliegt;
Die Sieger der Heroen siegen,
Wie die bescheidne Größe siegt.

Der Mittag ruft zum trauten Mahle,
Im Nußbaumschatten steht's bereit.
Gefühlvollsprechende Pokale
Veredeln seine Fröhlichkeit.
Emilia's beseelte Leier
Lockt aus dem alten Burggemäuer
Die Schatten der Vergangenheit.
Belebende Gesänge schallen
Zu ihnen auf im Schweizerton,
Und feierliche Grüße wallen
Vom Städter hin zum Alpensohn.
Im regen freundlichen Gewimmel
Erquicket hier sich eine Welt,
Unzählbar, unter Gottes Himmel
In prächtiger Natur Gezelt.

Horch! Dorther rufen Heerdrommeten
Zurück die siegenden Athleten,
Zurück die weit zerstreute Schaar
Um den geschmückten Festaltar.
Der Herold thut der Sieger Namen,
Bezeichnet durch der Richter Mund,
Dem Volk und späten Enkeln kund.
Sie schreiten her, und edle Damen
Umwinden sie, im stillen Glanz
Der Würde, mit dem Siegeskranz.

Wie schön ein Kranz aus solchen Händen!
Und Berns verehrte Häupter spenden
Zu jeder Charis Lorbeerreis
Ihr Lob und den errungnen Preis.
Gekrönet tritt vom Festaltare
Der Sieger, in der Menge Blick,
Begrüßt von jubelnder Fanfare
Nach aller Sieger Reih'n zurück.

Bald löst' der Tag sich auf in Tänze,
In Spiele, Scherz und Lustgesang,
Wo mancher Sieger neue Kränze,
Geflochten durch das Herz, errang.
Die Eintracht war in allen Kreisen
Des Festes holde Königin,
Und schenkte selbst besorgten Weisen
Beruhigung, gebeugten Greisen
Der Jugend Kraft und muntern Sinn.
Die Geister freigestorbner Ahnen,
Zähringens, Walthers, Burkards Manen,
Umschwebten froh dies schöne Band,
Und segneten ihr Vaterland.

Joh. Rud. Wyß, der Aeltere.

Kennst du das Land?

Selig beglücktes Land, wo ewig heiter
Ein elysischer Frühling blüht! Nicht Tempe,
Nicht Atlantis selige Flur; und dennoch
Schöner als Beide!

Göttergeliebten nur blüht dies Gefilde;
Und die Grazien, den Olymp verlassend,
Weilen gern belebend in diesem stillen
Reiche der Schönheit.

Sehnend dahingezogen, wie zum fernen
Blüthenhang des Hymettus Bienen schweifen,
Schöpf' ich am erfrischenden Quell hier oftmals
Selige Labung.

Süßes Vergessen, gleich als wie aus Lethe's
Zauberfluthen, versenkt mich dann in Ruhe.
Wohl dem Herzen, das sich an dieser Nektar-
Quelle berauschte!

Eilig hinab zum Orkus flieh'n die Sorgen;
Kein Getümmel der Welt dringt ruhestörend
Bis zu diesem heiligen, reinen Wohnsitz
Ewiger Ruhe.

Sterbliche! Sucht auf Erden ihr den Frieden?
Ach! nicht wissend, wohin er euch entflohen?
Hier und in Elysium nur deckt euch sein
Schattender Flügel!

Burckhardt.

Des Gärtners Lied.

In meinem Gärtchen blüh'n
Die Stauden frisch und grün;
Es steh'n, beperlt von Thau,
Die Blumen, roth und blau.
Gefällt dir, Schatz, mein Gärtchen,
So sage: Ja! so werde,
O Schatz, des Gärtners Frau!

Wohl noch einmal so grün
Würd' jede Staude blüh'n;
Wohl noch einmal so schön
Würd' jede Blume steh'n,
Könnt' ich, du süßes Leben!
Könnt' ich in meinem Gärtchen
Dich mir zur Seite sehn!

O, wär' die Zeit schon da!
O, sprächst du freundlich: Ja!
Ich führt' in stolzer Ruh
Dich unserm Gärtchen zu.
Wir gingen unter Blumen,
Und als die schönste Blume
Im Gärtchen blühtest Du.

Friedrich B.b..k.

Die Zirkassierin.

Eine Erzählung
von
Julius Graf von Soden.

1.

Der Freiherr von Welmar, ein schlesischer Edelmann, verlor früh seine Eltern. In dem Hause seines biedern Onkels und Vormunds und dessen gutmüthiger, kinderloser Gattin ward er gebildet.

Zu ernsten Wissenschaften zeigte er wenig Neigung; aber schöne Literatur und vorzüglich Sprachen zogen ihn an. Diese erlernte er mit Leichtigkeit. Seine guten Pflegeältern ließen dies so hingehen, denn er besaß ein bedeutendes Vermögen. Sie glaubten also, es sei hinreichend, wenn er sich Hilfsquellen in geistiger Bildung erwerbe für das freie unabhängige Leben, das ihn einst erwarte. Desto größere Sorge wandten sie auf die Bildung seines Herzens.

Das gelang ihnen leicht; denn dem kleinen lebhaften, beweglichen Edmund hatte die Natur ein sanftes, weiches, wohlwollendes Herz beschieden, theilnehmend an fremdem Leid und als Kind schon in der Freude exaltirt.

2.

Mit diesen Anlagen bildete sich das Kind allmählig zum interessanten Jüngling aus, aber auch mit den Jahren seine Empfänglichkeit, seine Reizbarkeit, sein Schönheitssinn, seine vorherrschende Neigung für das schöne Geschlecht.

Die guten Pflegeältern bemerkten dies zeitig, und bemühten sich allerdings, diesem früh sich entwickelnden Hange entgegen zu arbeiten. Eben daher brachten sie den größten Theil des Jahres auf dem Lande, und auch da ziemlich abgesondert, zu.

Allein alles dies half wenig. Edmund wußte selbst auf dem Dorfe sich Gegenstände für seine Imagination und sein liebesehnendes Herz zu schaffen. Die Tochter des Schulmeisters, die Töchter der benachbarten Landgeistlichen und Beamten zogen abwechselnd ihn an; Keine fesselte ihn. Denn daran hinderte ihn gerade dieser allzurege Schönheitssinn; und so flatterte er denn von der Blondine zur Brünette, von dem muthwilligen Käthchen zur ernsten Rosalie; aber stets erklärte er den heftigsten Widerwillen gegen den Ehestand und alle Fesseln der Neigung.

3.

Allerdings mißfiel dieser Zug seinen Pflegeältern, besonders dem guten Mütterchen, das noch sehr auf alte züchtige Sitten hielt und ihrem Eheherrn bald ein halbes Jahrhundert mit unerschütterlicher Treue angehangen hatte. Indeß trösteten sie sich damit, daß Edmund mit jenem leichten Sinne in Absicht der Weiber zugleich einen hohen Grad von Rechtlichkeit und Tiefe des Gemüths verband. Verführung der Unschuld war ihm fremd, und die Störung häuslichen Glücks ein Gräuel.

4.

Indeß war Edmund im dreiundzwanzigsten Jahre, und sollte zu seiner Ausbildung auf Reisen gehen. Daß man ihn, bei dieser Beweglichkeit seiner Imagination, in der größern Welt sich selbst nicht überlassen konnte, das fühlten die guten Pflegeältern wohl. Aber verlegen waren sie in der Wahl des Führers.

Ein glücklicher Zufall endete ihre Unentschiedenheit. Baron Blenheim, ein Verwandter des Hauses, kam so eben aus Italien zurück und zu ihnen auf Besuch. Der Mann war etwa

vierzig Jahre und galt für einen Philosophen oder Sonderling; denn er war Wittwer, und brachte sein ganzes Leben ausser der Heimath zu.

Er näherte sich bald unserm Edmund. Der geist- und kraftvolle Jüngling zog ihn an, und dieser ward wieder von dem Ernste des Barons, seiner Welt- und Menschenkenntniß angezogen. Er hing an seinen Lippen. Mit Wohlgefallen bemerkten die Alten diese wachsende Freundschaft. Alle Gespräche des Barons waren abgemessen; er ehrte Sitten, Tugend und Konvenienz; er sprach selbst mit Wärme von Religion und Glauben; er war nüchtern, ordentlich, als ein guter Wirth bekannt; und so gewann er denn bald die Herzen der frommen Mutter und ihres biedern Gatten.

5.

Sie entdeckten dem Baron ihre Verlegenheit wegen Edmunds Ausflug. Der Baron bot sich an, auf eine neue Reise, die er nächstens anzutreten gedachte, ihn mitzunehmen, und in jeder Beziehung der Mentor des edeln von ihm geliebten Jünglings zu sein. Groß war der Dank und die Freude der Alten, heiß und schwärmerisch die des Jünglings.

Die Reiseanstalten wurden gemacht. Die gute Pflegemutter versorgte ihren Liebling mit einer Bibel, Schmolke's Morgen- und Abendandachten und einer Menge selbstgebackenen Naschwerks; der Pflegevater mit guten Lehren und Ermahnungen. Zwei Jahre sollte er abwesend sein; dann sollte er — so hofften sie — sich vermählen und die Verwaltung seiner beträchtlichen Güter übernehmen

Nach einem thränenreichen Abschied fand sich endlich der Baron mit Edmund allein im Wagen. Noch wußte dieser kein Wort von dem ersten Ziele ihrer Reise. Jetzt erst brachte er es zur Sprache. „Wahrscheinlich", fing er an, „werden wir zunächst nach Frankreich gehen; nicht wahr, Baron?"

„Das ist durchaus nicht meine Absicht", versetzte der neue Mentor. „Zwar sind dort jetzt die Kunstschätze einer halben Welt aufgehäuft. Aber könnte ich auch der Idee mich erwehren, daß sie ausser ihrem klassischen Boden, also nicht mehr in ihrer wahren Heimath sind, so blieben doch alle Kunstschätze weit hinter dem Meisterstücke der Schöpfung — dem Menschen."

„Sie haben Recht“, unterbrach ihn Edmund, „die französischen Weiber —“

— Sind allerdings allerliebste Geschöpfe, die anmuthigsten Schwätzerinnen und Komödiantinnen von der Welt; wahre Zauberinnen, die mit ihrer liebenswürdigen Frivolität alles, alles vermögen und können — nur lieben nicht.

„So?“ sagte Edmund mit gesenktem Blick. „Unsere Reise geht also wohl zunächst nach der Schweiz?“

— Nichts weniger! Allerdings ist dieses große Operntheater der Natur einmal des Sehens werth, wie jedes Panorama. Aber diese Riesengeburten, diese kolossale Wehen der Natur, muß der gereifte Mann anstaunen; den Jünglingen, den schwärmenden vorzüglich, sind sie Gift. Wie klein erscheint ihm von nun an die Welt, in und mit der er doch leben muß. Alle seine Ideen nehmen den gigantischen Karakter an. Alles sieht er von der Spitze des Rigi oder der Jungfrau, und fällt jeden Augenblick auf die Nase. — — Dort, mein lieber Telemach (so nannte ihn der Baron), können Sie nach der Heimfahrt zusprechen, allenfalls am Arme eines geliebten Weibes, desto besser.

„So werden wir wohl durch Tyrol nach Italien gehen?“

— Nach Italien? Das ist wohl das letzte Land, in das ich meinen jungen Freund führen werde. Wie? Einen Jüngling mit brennender Fantasie und glühendem Blute nach dem heißen Italien?

„Nun, und was besorgen Sie dort für mich?“

— Nicht, daß Sie sich dort verlieben möchten; denn wahrhaftig! das ist bei den Italienerinnen, so reizend sie auch sind, schwer genug, weil die Italienerin die Liebe als ein Fieber betrachtet, und indeß sie ganz Liebe zu sein scheint, nichts mehr und nichts weniger als ganz Sinn ist.

„Also?“

— Daß diese niedlichen Madonnengesichter, diese edle Profile, diese schlanken Gestalten sie fesseln, und mein Telemach über Epikurs System hinausschweifen möchte —

„Epikurs System lassen Sie mir gelten?“

— Allerdings; Epikur, unter allen Philosophen der verkannteste und mißhandelteste, ist ohne Widerspruch der größte Weise aller Zeiten und Völker. Das Naturgesetz ehren, mit Weisheit genießen, das ist die Quintessenz seines

Systems; und wenn darin nicht Vernunft ist, so sind wohl alle Philosophen der Vorzeit und Zeit keine Obole werth. Gerade aber von diesem System würde sich mein Telemach in Italien am weitesten verirren; vielleicht so verirren, daß es der Minerva selbst unmöglich wäre, ihn zurückzuführen.

„Aber um aller Götter willen, in welches Land werden wir denn gehen, um als wahre reine Epikuräer leben zu können?“

— Nach der Levante! — erwiederte der Baron ernst.

„Nach der —?“ Das Wort blieb dem erstaunten Jüngling auf den Lippen.

6.

— Nach der Levante! wiederholte der Baron. Dort habe ich mehrere der glücklichsten Jahre meines Daseins verlebt.

„Sie, Baron?“

— Ich, wie Sie mich sehen.

„Und im Turban?“

— Warum nicht? — Wahrscheinlich theilen Sie über Mahomeds Lehren die gewöhnlichen Ansichten der Christen. Haben Sie den Koran gelesen?

„Nein; aber soviel ich davon weiß —"

— Wenn Sie nicht wissen, daß er die reinste Sittenlehre, den beglückendsten Vernunftglauben enthält, so wissen Sie nichts. Mahomet war Gesetzgeber, und paßte seine Gesetze dem Genius und den Sitten seines Volkes an; dies ist alles, was man zu ihrem Nachtheile sagen kann.

„Also im ganzen Ernste, Baron, unsere Reise geht —"

— Gerade nach Konstantinopel, um dort unter dem lachendsten Himmel, in der blühendsten Natur, von Neid und Vorurtheil unbelauscht und unbekrittelt, frei, wie die Götter, des Daseins Freudenkelch mit vollen Zügen zu leeren!

„Wie? Unter einer despotischen Regierung, die ihre Veziere und Bassen mit Stricken lohnt, und die Christen verabscheut?"

— Darum wollen wir weder Vezier noch Bassa werden, obgleich der weise Bonneval sich bei seinen drei Roßschweifen dort recht wohl befand, und glücklicher als Anakreon entschlief. Der seidene Strick ist gewöhnlich alles, was die Europäer wissen; daß aber die Ottomannen die toleranteste, so wie die redlichste Nation sind — doch Sie sollen sehen! — Und was den Abscheu

gegen die Christen betrifft, so soll uns der Turban schützen!

„Wie? der Turban?“ rief Edmund erstaunt. „Wir nähmen den Turban?“

— Und warum nicht? — Ist es denn nicht gleichgültig, sich in ein weites oder enges, kurzes oder langes Gewand zu kleiden? Die Tracht ist bequem, dem Körper angemessen, edel, und erhebt die männliche Gestalt. Und schläft sich's auf Ottomannen selbst bei uns nicht besser, als in Betten?

Edmund schwieg. Obgleich die Weiber immer und zumal da, wo türkische Sitten zur Sprache kamen, seine erste Idee waren, so wagte er es doch jetzt gar nicht, ihrer zu erwähnen. Die Neuheit des Planes überraschte ihn; er bemühte sich, seine geheime Freude zu verbergen. Auch der Baron erwähnte der Weiber und Harems mit keinem Worte. Und so steuerten sie denn über Venedig nach Konstantinopel.

7.

Sie langten glücklich an, und der Baron miethete sich in der Vorstadt Pera, in einem niedlichen orientalisch verzierten und meublirten Hause ein, das ein bedeutender Garten begrenzte. Hier

wechselten sie die Tracht. Edmund gefiel sich in dem Gewande des Orients, das seinen natürlich-schönen Wuchs erhöhte. Der heitere Himmel, das bunte Gewühl der Asiaten und Europäer, die üppige Vegetation, die mit Pfirsichblüthen übersäeten unabsehlichen Weiden, entzückten ihn. Nichts aber konnte ihm die Entbehrung des weiblichen Umgangs ersetzen. Er ward bald düster und schwermüthig. Diese reizenden aber verhüllten Gestalten, die er zu den Moscheen wandeln sah, erhöhten nur seine Schwermuth.

„Der Kaufmann aus Georgien ist angekommen!“ rief der Baron einst bei seiner Heimkunft unserm Edmund zu: „nun ist es Zeit, daß wir uns Gesellschaft verschaffen. Zunächst aber, mein lieber Edmund! ist es billig, daß ich für Sie, als den Jüngern, sorge.“

Er zog ihn nun fort auf den Markt, und wählte dort, mit Edmunds Beistimmung, drei liebliche Mädchen aus, die ausser ihren reizenden Formen, durch ihre Fähigkeiten in der Musik, in der Stickerei und im Tanze sich auszeichneten.

8.

Edmund lebte nun wieder auf. Er bemühte sich, ihre Sprache zu lernen, indeß Zeichen die

Stelle vertraten. Seine Freundlichkeit, seine Gefälligkeit entzückten die armen gutmüthigen, aber ungebildeten Geschöpfe. Sie strebten um die Wette, ihn durch ihre kleinen Künste zu unterhalten. Allmählig lernte er sie verstehen. Ihre Anhänglichkeit, ihr rastloses Mühen, ihm zu dienen, ihm zu gefallen, verscheuchten seinen Unmuth; ihre gutmüthige Naivetät zog ihn an. Der Baron hatte sich seit ihrer Ankunft in ein anstoßendes Haus zurückgezogen und besuchte seinen Telemach nur von Zeit zu Zeit, um die schönen Abende mit ihm im Garten zuzubringen, indeß die Mädchen tanzten und sangen.

9.

Noch hatte Edmund für keine derselben sich bestimmt; jede hatte eigene Reize; alle waren gleich gefällig, gleich aufmerksam auf seine Wünsche, gleich zuvorkommend. Durch jeden Vorzug der Einen fürchtete er die Andern zu betrüben. Er war den guten Kindern herzlich gewogen; aber es waren seine Dienerinnen, seine Sklavinnen. Alle ihre Liebkosungen erschienen ihm als Ergießungen der Dankbarkeit, als Wirkungen der Abhängigkeit. Sein Herz blieb kalt,

und allmählig sank er in seine vorige Schwermuth zurück; er suchte Zerstreuung, und fand sie nirgend.

10.

So verflossen sechs Monate, ruhig, aber nicht glücklich. Der Baron erpreßte ihm einst an einem traulichen Abende das Geheimniß seines Herzens.

Edmund sehnte sich zurück nach dem Occident, nach dem freien Tausche freier Empfindungen, und bekannte dies seinem Mentor. „Ich sehe wohl", sprach der Baron lächelnd, „die Ansichten und Sitten unsers Vaterlandes haben zu tief bei Ihnen gewurzelt, als daß Sie Sinn haben könnten für die philosophische Glückseligkeit. Ihr Herz will kokettiren; und dazu ist freilich der Orient nicht das schicklichste Land. Hier ist der Sinnengenuß zu Hause. Doch vielleicht gelingt es mir, Sie auch hierin zu befriedigen. Man hat mir kürzlich eine reizende Zirkassierin angeboten, die mit der üppigen Form des Orients zugleich alle Talente der Europäerinnen, ja selbst die Kenntniß unserer Muttersprache vereinigt; denn ihre Mutter, bei einem Einfall der Türken in Siebenbürgen geraubt, war eine

Deutsche, von der sächsischen Nation. Nur ihr ernstes, stilles, schwärmerisches Wesen schreckte mich ab. Ich fürchte, sie wird eine schlechte Gesellschafterin sein."

„Desto besser!" rief Edmund seufzend aus. „Dieser Ernst, diese Schwärmerei bezeichnen vielleicht Tiefe des Gefühls."

„Wir wollen Naiden sehen", erwiederte der Baron, „und dann entscheiden Sie selbst."

11.

Am andern Morgen erschien Naide in Begleitung des Barons und ihres Gebieters. Eine schlanke Blondine von siebenzehn Jahren, von edelm Wuchs.

Man ward um den Preis einig, den zwar der Baron, aber nicht Edmund, hoch fand. Verschleiert stand sie vor ihnen. Als ihr Herr sich entfernt hatte, hob sie auf Edmunds zartes Bitten den Schleier, und schlug die schönen blauen, bis jetzt stets zur Erde gehefteten Augen auf, in denen Edmund das Paradies sich zu öffnen schien. Sie beantwortete alle freundliche Fragen Edmunds über ihr Vaterland einsylbig, und die dringenden Bitten des bescheidenen Jünglings um ihre Zu-

neigung erwiederte sie nur durch die Versicherung ihres Gehorsams und ihrer Treue, und durch Thränen über ihr Schicksal.

Edmund betheuerte ihr seine Achtung, und führte sie in den Kreis ihrer Gespielinnen, von denen sie mit der unbefangensten Herzlichkeit empfangen wurde. Edmund befahl diesen, Naiden als ihre Gebieterin zu ehren, und entfernte sich.

12.

Unmöglich konnte er sich's verbergen, sein Herz war zum erstenmal gerührt; verschwunden war seine sonstige oft muthwillige Lebhaftigkeit, sein Flattersinn — er liebte!

Naide war der Gegenstand seiner zartesten Ehrfurcht, wie seiner Liebe. Nur schüchtern nahte er sich ihr. Das Bekenntniß seiner Empfindungen erstarb auf seinen Lippen. Nur durch die höchste Aufmerksamkeit, nur durch Geschenke von Blumen, welche die Morgenländer sinnig zu Symbolen der Empfindung wählen, wagte er es, sich ihr zu entdecken. Sie schien von seiner Güte gerührt; doch nichts verrieth Erwiederung, und gegen ihre Gespielinnen betrug sie sich mit einer Würde und Anmuth, die Edmunds Liebe endlich

zur höchsten Leidenschaft trieb. Der Baron bemerkte dies und wünschte ihm Glück.

„Bedauern Sie mich vielmehr", erwiederte Edmund, „denn Naide liebt mich nicht!"

Ein satirisches Lächeln war des Barons ganze Antwort.

13.

Einst, als auf Edmunds Bitten Naide an einem orientalischen Sommerabende auf der Guitarre spielte, begleitet von dem Gesange ihrer Gespielinnen, überwältigte ihn seine Leidenschaft. Er stürzte zu ihren Füßen und beschwor sie um Gegenliebe.

Erschrocken sprang Naide auf. „Sie sind mein Gebieter!" rief sie; „nur das freie Weib kann Liebe geben. Ihr Edelmuth schützt mich gegen Ihre Rechte, meine Abhängigkeit gegen mein Herz."

„Nein! Nein! Naide, du bist meine Gebieterin! Du bist frei!"

— Wohl! So geben Sie mir die Freiheit, so lassen Sie mich zurück in mein Vaterland.

„Du wolltest mich verlassen? auf ewig verlassen?"

— Nur ein Gatte kann mein Herz besitzen; und ich bin Ihre Sklavin.

„Von diesem Augenblicke nicht mehr! Doch du verläßt mich nicht.“

— Meine Mutter weint über unsere Trennung. Lassen Sie mich Ihre Thränen trocknen.

„Und dann? Naide! und dann —?“

— Dann sehe ich Sie wieder; das ist alles, was ich jetzt Ihnen versprechen kann.

Der Baron erschien, und Naide entfernte sich.

14.

Am andern Morgen war sie verschwunden. Verzweiflungsvoll stürzte sich Edmund in des Barons Arme.

— Beruhigen Sie sich, sagte dieser. Naide war bei mir; sie ist in Gesellschaft ihres Oheims in ihre Heimath zurückgekehrt. Doch Ihre Liebe, Ihre Treue hat sie gerührt. Sie sind geliebt.

„Wär's möglich? Aber wann, wann werde ich sie wiedersehen?“

— Ihre Mutter sehnt sich nach ihrer Heimath. Der unnatürliche Vater, der das liebe Mädchen verkaufte, ist todt. Wir reisen nach Deutschland zurück, und suchen dort sie auf.

„Und wann?“

— Bald. Ihre Pflegemutter ist krank, wie dieser Brief sagt, den ich gestern erhielt. Sie wünscht Sie noch zu sehen. Sie beschwört mich, Ihre Rückkunft zu beschleunigen. Sie hat es verdient, daß Sie diesen Wunsch erfüllen.

„O meine gute Mutter!“ rief Edmund schluchzend aus. „Ja, ich reise; und Sie?“

— Mich halten auf einige Wochen noch Geschäfte mit einem armenischen Kaufmann zurück, den ich von Salonichi erwarte. Dann eile ich zu Ihnen, und vielleicht Naide mit mir.

„Wär's möglich?“ rief der entzückte Edmund, und erstickte beinahe den Baron mit seinen Umarmungen.

15.

Edmund gab seinen Sklavinnen Freiheit und Geschenke. Die armen Geschöpfe klammerten sich um seine Füße; sie wollten ihn nicht verlassen. Azelia, die Jüngste und Lebhafteste, schwor, ihm wider seinen Willen zu folgen. Er übergab sie also dem Baron, und dieser versprach, sie als Naidens Gefährtin mitzunehmen, wenn diese zurückkehrte.

16.

Edmund reisete in Begleitung eines alten Dieners des Barons ab. Er kam glücklich bei seinen Pflegeältern an, und fand das gute Mütterchen zwar schwach, aber ausser Gefahr. Ihre Freude bedarf kein Gemälde.

Edmund ward nun bestürmt, sich zu vermählen; doch Naidens Bild war zu tief in seine Seele gegraben. Er widerstand. So verflossen sechs Monate. Vergebens bestürmte er den Baron mit Briefen. Keine Antwort. — Endlich erschien er.

„Naide?“ war nach den ersten Umarmungen Edmunds erste Frage.

— Nie werden Sie sie wieder sehen“, erwiederte der Baron. „Ihre Mutter willigte nicht in die Trennung von ihr, und hat sie einem reichen Bojaren in der Nähe überlassen.

„Und Naide?“ rief Edmund ausser sich.

— Der Bojar ist ein edler, schöner Mann. Naide ist Weib, und die Zirkassierinnen sind fromme Töchter.

„Edmund antwortete nichts. Er verließ den Baron plötzlich, und eilte in den Garten. Thränen machten seinem gepreßten Herzen Luft.

„So fahre denn hin, goldner Traum der Liebe!“ rief er aus; und nach einer Stunde erschien er ruhig und ernst in der Gesellschaft.

17.

Edmunds Pflegeältern baten nun den Baron um Unterstützung, daß Edmund ihren sehnlichsten Wunsch erfülle und sich eine Gattin wähle. Sie bestürmten ihn zugleich; und er, dem alles gleichgültig war, willigte ohne großes Widerstreben ein.

„Vielleicht“, sagte der Baron, „hat meine Nichte Amalie von Blumenthal das Glück, Ihre Wahl zu bestimmen. Sie ist schön, talentvoll und Ihrer Liebe werth. Willigen Sie ein, Sie zu sehen?“

„Gerne“, erwiederte Edmund. „Wenn etwas meine Wahl bestimmen kann, so ist es die Aussicht, Ihnen, Theurer! näher anzugehören.“

— Wohlan, sie ist in unserer Nähe, auf den Gütern ihrer Tante, und wird morgen mich mit meiner Schwester besuchen.

18.

Ruhig erwartete Edmund die Ankunft der Braut; denn in seiner jetzigen Stimmung war

er entschlossen, Amalien seine Hand zu geben auf jeden Fall.

Ein Wagen rollte am andern Morgen in den Schloßhof. Edmund hörte es, und ging nicht ans Fenster. Man rief ihn zum Frühstück. Die Pflegeältern, der Baron und dessen Schwester waren versammelt.

„Guten Morgen, lieber Telemach!“ sagte der Baron lächelnd, indem er ihn beim Eintritt umarmte. „Meine Nichte ist nach Weiberart im Kabinete dort mit ihrer Toilette beschäftigt. Wir wollen die kleine Eitle beschämen und sie überraschen.“

Damit zog er ihn an die Thüre des Kabinets, und hier sank in seine Arme — Naide!

19.

Freude tödtet nicht. Aber lange lagen sie sich sprachlos in den Armen. Der Baron, die Pflegeältern zerflossen in Freudenthränen, und die kleine Azelia kroch hinter Amalien herbei und umschlang die Füße ihres alten Gebieters.

Alles lösete sich. Amalie war die Tochter des Barons, von einer Griechin, die er einst auf seinen Reisen in Wien kennen lernte, und in Konstantinopel bei ihrem Großvater, einem rei-

chen Kaufmann, zurückließ. Alles übrige war Komödie, um Edmund, den Flatterhaften, empfänglich zu machen für häusliches Glück. Er ward und blieb in den Armen seiner Amalie-Naide der glücklichste Gatte und Vater.

Das Gastmahl des Doktors Faust.

Herr Doktor Faust, der Ehrenmann,
War Meister der Magie.
Daß er sie lernte, weiß ich wohl,
Nicht wenn? noch wo? noch wie?

Mit Satan † † Gott behüte uns † †
Macht' einstens er ein Pakt,
Verschrieb ihm Kopf und Leib und Seel'
Durch feierlichen Akt.

Und Satan mußte dienen ihm
Durch drei und dreißig Jahr,
Und was der Doktor von ihm wollt',
Vollziehen auf ein Haar.

So oft der Doktor reiten thät'
Das Land wohl auf und ab,
Mußt' Satan neben ihm hergahn
Im Paß, Galopp und Trab.

Und wenn der Doktor fahren thät',
So mußte Satan vorn
Den Weg ihm pflastern; sonst hieb ihm
Der Doktor eins aufs Horn.

Nach Freiburg ins Breisgauer Land
Kam einst der Doktor hin,
Wo's viele Professoren giebt
Im Recht und Medizin.

Magister in den Künsten viel
Und der Philosophie,
Gelehrte Männer ohne End'
In der Theologie.

Die Herrn lud sich der Doktor ein
Zu einem Freudenmahl.
Versammelt führt' er sie gar fein
In seinen Speisesaal.

Da dampften Schüsseln aller Art
Auf einem langen Tisch;
Sie aßen, was sie freuen thät',
Von Fleisch, Pastet' und Fisch.

Kapaunen ohne Zahl und End
Und Sauerkraut und Speck;
Und was nicht einer essen könnt',
Steckt' er in seine Säck.

Und Flaschen gingen in die Rund
Mit Rheinwein und Burgunder,
Und Malvasier und Malaga,
Konstanzer Wein mitunter.

Jetzt huben bald die Herren an
Mit Doktor Faust gar hitzig
Zu disputiren, in der Form
Der Sillogismen spitzig.

Von Gott und von der besten Welt,
Vom Papst und von den Himmeln,
Von den apokalyptischen
Gehörnten Thier und Schimmeln.

Der Doktor hätt' drob seine Freud,
Und gab nach ihrem Wunsch
Am Schluß des schönen Gastgebots
Kanaster zu dem Punsch.

Drauf nahm ein jeder seinen Hut,
Bedankte sich gar schön,
Und wackelte zur Thür hinaus,
Und hielt sich an der Lehn'.

Doch da sie auf der Straße sind,
Quält baß sie neuer Hunger;
Der Rausch verschwand, mit leerem Bauch
Flucht' jeder wie ein Unger.

Die Speisen, die der Doktor gab,
Bestanden nur aus Luft,
Durch Blendwerk der Magie gefärbt,
Mit blauem Dunst und Duft.

O Christenmenschen allzumal,
Ihr, die ihr meine Mähr
Gehört habt, merkt euch alle wohl
Den Kern von ihrer Lehr.

Oft preist man euch wohl Bücher an
Im Rezensenten-Ton;
Doch les't ihr sie, so sprechen sie
Dem Geist und Herzen Hohn.

Der Geist bleibt leer, leer der Verstand
Verloren ist die Zeit;
Das Herz verdorrt, und der Gewinn
Ist Wind und Eitelkeit.

Das Röslein.

Legende.

Beim Schimmer des Mondes, mit bangem Sinn,
Der Heiland zum Garten Gethsemane ging;
Wo wachen und beten die Seinen er hieß,
Und gepreßten Herzens von ihnen sich riß. —
Und an des Gartens äusserstem Rand
Ein grünend Rosenstöcklein stand,
Und hinter dies Büschlein weiß umblüht
Im Gebet sich zu stärken er einsam flieht;
Als aber der Gottmensch die Kniee beugt,
Das blühende Büschlein sich zärtlich neigt,
Damit es berühre des Heilands Gewand,
Und alsbald ein jeglicher Dorn entschwand,
Und grünliches Moos, gar sanft und zahm,
Die Stelle der ritzenden Dornen nahm. —
Und bange gen Himmel stieg sein Fleh'n:
Laß, Vater, den Kelch vorüber gehn! —
Und blutiger Schweiß von der Stirn ihm floß,
Fiel träufelnd herab in der Röslein Schoos;

Und dunkel geröthet, im mondlichen Glanz,
Erglühte der Röslein duftender Kranz.

Noch duftet dies Röslein, nach göttlichem Spruch,
Vom Blute des Heilands so süßen Geruch;
Noch prangt es, geröthet vom purpurnen Blut,
Im Kreise der Schwestern mit höherer Gluth;
Noch schmückt es so milde, wie männig bekannt,
Statt ritzender Dornen sein moosig Gewand.

Jakob Schnerr.

Die weiblichen Stufenjahre.

Mein lieber Vater hatte auf der Universität mit einem jungen, talentvollen Mann, Namens Waldern, die innigste Freundschaft geschlossen. Als beide die hohe Schule verliessen, schworen sie sich beim Glase Punsch in der Trennungsnacht mit weinenden Augen Treue bis in den Tod, und welches auch ihr ferneres Schicksal sein möge, sich, wenn es immer möglich wäre, alle Jahre wenigstens einmal zu sehen. Es wird wohl manche Freundschaft und manche Treue von jungen Männern beim Punschnapf oder Weinglas geschworen; aber — man kömmt wieder zur lieben Nüchternheit zurück; man wird reifer in Jahren; man tritt in tausend andere Verhältnisse; man sieht lächelnd auf die jugendlichen Schwärmereien zurück; man vergißt sich. Die Zeiten ändern und die Menschen in ihnen.

Doch bei meinem Vater und dem jungen Waldern war's anders. Die hielten Wort und Treue. Sie wurden nüchtern, aber das Herz schlug auch in reifern Jahren warm. Ihre beiderseitigen Laufbahnen waren sehr verschieden; aber ihre Seelen

neigten sich immer aus der Ferne einander zu. Sie verheiratheten sich; aber der treuen Bruderzärtlichkeit vergaßen sie nie. Alle Jahre einmal besuchten sie sich, ungeachtet sie drei Tagereisen von einander wohnten. Und selbst da sie beide Amtsgeschäfte und Kinder hatten, wußten sie sich zum Besuch vierzehn oder zwanzig freie Tage zu ersparen.

In den ersten Jahren geschahen die Besuche ziemlich abwechselnd von einem zum andern. Nachher war's gewöhnlich mein Vater, der die Reise machen und sich vom Freunde bewirthen lassen mußte. Ich weiß nicht, woher dies kam. Aber Waldern war reich durch Heirath und Erbschaften, wohnte in der Residenz, hatte als Kammer-Direktor viel Geschäfte — das mochte ihn binden. Mein Vater lebte als Oberförster in einem Dorfe; sein Haus hatte für an Bequemlichkeiten gewöhnte Gäste nicht überflüssigen Raum: vielleicht mochte er auch lieber jährlich einmal den bunten Wirrwarr der Residenz, als der Kammerdirektor die Holzschläge eines Waldes und die Kühställe eines Dorfes sehen. Genug, zuletzt ward es üblich, daß mein Vater alle Jahre im Sommer die Reise zu seinem Freunde machte.

Ich mochte ein Knabe von zehn Jahren sein, als mich die Mutter von Kopf zu Fuß neu kleidete, und der Vater sagte: „Gustav, du sollst diesmal mit mir in die Residenz. Mein Bruder Waldern hat es schon lange gewünscht, dich zu sehen.“

Wer war froher als ich! Die Mama reisete diesmal auch mit. Wir freuten uns alle ein Vierteljahr voraus auf die Reise. Ich war das einzige lebende Kind meiner Eltern; sie vergnügten sich an meinen kindischen Erwartungen von den Wundern der Residenz.

In der That, ich hatte genug zu sehen und zu hören in der Residenz. Da erschien mir ein wahres Leben im Feenmährchen; alle Tage etwas Neues. Der Kammerdirektor Waldern war ein höchst angenehmer Mann; aber er hatte eine einzige Tochter, so alt als ich, Namens Augustine, die schien mir noch viel angenehmer zu sein, als er. Sie sprang und tanzte unaufhörlich um mich herum, wie ein flüchtiges Luftbild, und ihre erste Frage an mich war! „Gustav, hast du meine neue Puppe schon gesehen?“ Damit nahm sie mich beim Aermel und ich mußte die Puppe bewundern, deren präch-

tige Kleider, davon sie, um alle Tage zu wechseln, wohl ein Dutzend haben mochte, das Bett der Puppe und deren Tisch und Stühle. Augustine ließ aber schon am zweiten Tage die Puppe liegen, und räumte mir in ihrem kleinen Herzen den Platz derselben ein. Und ich muß gestehen, Augustine ward auch meine Puppe. Sie fand meine gelben lockigen Haare allerliebst, meine blauen Augen scharmant; sie lehrte mich tanzen, und ich dafür lehrte sie im Garten kriegen und mit Blumenstecken, statt eines Gewehrs, feuern. Wir waren nie von einander zu bringen, und vom Morgen bis zum Abend in unaufhörlichem Geschwätz und Spiel.

„Höre, Alter," sagte eines Abends beim Nachtessen der Kammerdirektor zu meinem Vater: „wir haben beide hübsche Kinder!" — Bei dem Worte sah ich nach Augustinen, denn ich hatte sie noch nicht darauf angesehen, ob sie hübsch sei. Und wirklich in ihren dunkelbraunen Locken, durch die sich ein einfaches rosenfarbenes Band schlang, das zarte Oval ihres feinen Gesichts, die schwarzen, lebhaften, schelmisch-gutmüthigen Augen, die rothen brennenden Lippen, die anmuthige Beweglichkeit ihres ganzen Wesens — alles schien mir ganz hübsch zu sein.

„Papa!“ rief Augustine dazwischen mit einem wunderlich sauersüßen Gesicht: „wenn ich nur so schöne goldige Haare und die blauen Augen hätte, wie Gustav; sie würden mir gewiß recht artig lassen.“

„Alter!“ fuhr der Kammerdirektor fort, ohne sich durch die kleine Eitelkeit Augustinens unterbrechen zu lassen: „Unsere Freundschaft muß noch auf unsere Kinder und Kindeskinder forterben. Aus den Beiden soll's ein Paar geben. Man sieht's, die sind für einander bestimmt.“

Mein Vater nickte lächelnd und hob sein Weinglas. Die Eltern stießen an. Ich wußte nicht recht, was der Kammerdirektor mit der Erbschaft hatte sagen wollen. Aber Augustine klärte mich mit einer Frage an ihren Vater auf.

„Gelt, Papachen,“ rief sie, Sie meinen, Gustav solle mein Mann werden? O das ist scharmant. Ich will ihn gewiß recht lieb haben. O thun Sie's doch, Papachen. Gelt, Gustav, du freust dich auch?“

Es gab am Tisch ein lautes Gelächter.

Den folgenden Tag spielten wir Mann und Frau. Da mußte nothwendig Hochzeit sein; vor der Hochzeit schlechterdings die Trauung. Im

Garten die von Weinreben überrankte Laube, vor welcher zwei junge Akazien standen, die damals noch in Deutschland zu den Seltenheiten gehörten, war die Kirche; eine grün angestrichene hölzerne Gartenbank der Altar; ein Vetter Augustinens, etwas älter als wir beide, der oft zu uns zum Spielen kam, der Priester. Augustine hatte alles eingerichtet, zwei bleierne Ringe mit rothen und grünen Glassteinchen verziert, gekauft, die mußten vor dem Altare gewechselt werden; und damit sie wegen ihrer Größe nicht von unsern kleinen Fingern fielen, wurden sie mit Bändchen unterhalb umwickelt.

„Du solltest mir nun auch einen Kuß geben!“ sagte Augustine: „du bist mir doch auch ein ungehobelter Bräutigam!“ Und damit streckte sie mir das rothe Mündchen entgegen. Ich ward gewiß feuerroth; denn ich erinnere mich, daß ich mich schämte um des Vorwurfs willen. Ich küßte ganz ehrlich, der alten Uebung wegen; Augustine zahlte aber drei für eins. Dann gings zum Hochzeitsmahl in einer Gartenecke, wo Tisch und Stühle bereit standen; Rosinen, Mandeln, Zukkerbrod und Milch im kleinen Hausgeräthe von Augustinens Puppe zierlich aufgetragen durch die

Braut selbst. Nach aufgehobener Tafel hatten wir jungen Eheleute schon ein Kind, nämlich die Puppe. Augustine war ganz närrisch vor Freuden. Ich mußte das Kind wiegen, und ich thats gar ehrbar, wie einem Papa geziemt. — Aber nun war das Beste von der Hochzeit vergessen, der Tanz: Das Kind in der Wiege mochte schreien. Wir tanzten; der Vetter war Musikant.

Doch wozu hier alle die kindischen Tändeleien erzählen? Genug, drei Wochen flogen mir in der Residenz vorüber, wie ein Traum. Und als es zum Abschied ging, gab es Jammer und Weh zwischen Mann und Frau. Denn wir hingen an einander geklammert, weinend, schreiend, und baten um Gotteswillen, uns nicht zu trennen. Die Eltern lächelten, trösteten, und nahmen uns zuletzt mit ziemlicher Gewalt von einander, doch mit der Hoffnung, daß wir einander bald wieder besuchen sollten.

....

Wir reiseten nun eben nicht so bald wieder zur Residenz, als ich's wünschte. Daheim war alles leer, todt und öde. Zuweilen weinte ich noch heimlich um Augustinen. Und als ich nicht mehr trauerte und mich wieder an das stille Vater-

Haus und an das stille Dorf und an die stillen Wälder gewöhnte — das kam bald —, war mir's doch in allen Winkeln nicht recht.

Drum war mir's gar lieb, daß es bald eine Veränderung gab. Mein Vater nämlich that mich in eine benachbarte Stadt an die Schule; ich ward seinem guten Bekannten, dem Herrn Rektor der Schule, einem alten, biedern, grundgelehrten Mann, ins Haus und an die Kost gegeben. Meine liebe Mutter weinte bitterlich, als ich abreisete. Sie packte mir meinen Koffer gepreßt voller Wäsche und Kleider. Ich fand doch eben noch Platz genug, um den bleiernen Trauring Augustinens zwischen ein Paar Hemden zu legen. Die gute Mutter wickelte ihn jedoch vorsichtig erst in Papier.

Beim Herrn Rektor behagte mir anfangs das gelehrte Leben nicht recht; aber bald desto besser das Getümmel mit den Knaben in der Schule. Nun gings rüstig an das Multipliziren, Dividiren, Konjugiren, Exponiren, Extemporiren — darüber ging die Zeit hin. Da meine Erziehungsstadt nur drei Meilen von meinem Geburtsdorf lag, war ich oft genug im Vaterhause. Das war allemal ein hohes Fest für mich, wenn ich auch

nur einen Tag lang da sein konnte. O Mutterliebe! O Vaterherz! Wie unaussprechlich froh war ich, so oft ich zur Bühne meiner ersten Kindheitsspiele zurückkam!

Mein Herr Rektor war ein Ehrenmann. Ich hatte ihn lieb wie einen zweiten Vater. Er schien mir mit seiner Gelehrsamkeit ein höheres Wesen. Vielen Umgang hatte er mit den Bürgern der kleinen Stadt nicht. Er lebte am liebsten unter den hohen Geistern des Alterthums und mit seinen jungen Zöglingen. Denn, sagte er, dort sehe ich das Vollendetere, und ihr traget den Keim der Vollendung in euern Herzen. Viele von euch werden mich in meinen Hoffnungen täuschen; doch in einigen hoffe ich noch auf die Welt zu wirken, wenn ich auch nicht mehr athme unterm Himmel.

Nun kam ich durch die Vorhöfe der Grammatik in das Allerheiligste des weisen Alterthums. Wie entzückten mich Homer und Curtius; dann über alle Plutarch! — Ich hätte weinen mögen um die große untergegangene Vorwelt. Wie erbärmlich schienen mir die Menschen unserer Zeit! In der That noch Barbaren, denen man die Narben vom Faustrecht und der Leib-

eigenschaftskette, und den Staub der Völkerwanderungen noch gut ansieht. Ich las, ich übersetzte, ich dichtete — ich war selig, wie es jeder Jüngling durch die Wissenschaften wird.

Aus den Reisen in die Residenz ward nun nichts mehr, wiewohl mein Vater sie nach alter Gewohnheit regelmäßig fortsetzte. Ich verlangte danach nicht. Meine kleine Frau dort hatte ich rein vergessen; ihren bleiernen Ring hätte ich verloren gehabt, wenn ich ihn nicht mit andern Spielsachen in eine Schachtel auf die Seite gethan hätte, wo er Jahre lang unberührt lag. In den Schulferien macht' ich bald in Gesellschaft einiger lieben Mitschüler Aufenthalt in meinem elterlichen Hause, bald Reisen mit ihnen zu den ihrigen.

So vergingen die Jahre. Im siebenzehnten hielt mich der Herr Rektor für die Universität reif, und mein Vater schickte mich dahin. Es war ein bitterer Abschied. Denn ungern verließ ich den ehrwürdigen Mann, welcher durch Ausbildung meines Geistes den Grund meiner ganzen innern Glückseligkeit gelegt hatte; noch ungerner das nahe gelegene theure Vaterhaus, von welchem ich nun um vierzehn Meilen entfernter leben sollte. Nun erst ward mir alles, was ich da als Kind

gehabt und geliebt, werther. Ich besuchte noch einmal alle meine Spielplätze; und da ich am Tage vor der Abreise einpackte, ließ ich sogar die lange vergessene Schachtel mit dem Spielzeug nicht ganz zurück; ich nahm den kleinsten Kram heraus, als Denkmäler und Reliquien meiner verschwundenen Kindheitswelt, und legte ihn zum Homer und Horaz in meinen Koffer. Augustinens bleierner Ring kam auch dazu.

Ungeachtet ich Verse machte, in denen der Mond und die Liebe, und Wonne und Sonne mit Herzen und Schmerzen ihr häufiges Spiel trieben, machte der Ring des kleinen Mädchens aus der Residenz doch eben keinen sonderlichen Eindruck auf mich. Ich sah lieber nach den Augen holder Jungfrauen, auf die sich mit Ehren ein Paar petrarkische Sonette anwenden ließen; aber das geschah doch immer mit Furcht und Zittern. Auch kann ich nicht sagen, daß mich ein Paar von den vielen Paar Augen, die mir oft blitzend, oft schmachtend begegneten, jemals zu einer Ode recht begeistert hätten. Und doch zwischen Pandekten und Institutionen und Kameralwissenschaften, mit denen ich mich umhertrieb, weil mein Vater mich einmal als Oberforstrath sehen wollte,

sehnte ich mich immer nach etwas anderm. Ich wußte wohl, was es war, und fand es doch nicht. Ich machte zuweilen den Versuch, mich mit aller Gewalt bald in diese, bald in jene Schönheit zu verlieben; aber die Flamme meines Herzens brannte selten vierzehn Tage lang.

....

Ich war nach drei Jahren, die ich auf der Universität verlebt hatte, so weit gekommen, daß ich Doctor utriusque juris werden konnte; und ich ward es. Man rieth mir, auf eine Professur loszusteuern und Privatvorlesungen zu halten; mein Vater aber, als Oberförster, kannte keine ehrwürdigere Beamtung im Staat, als die eines Oberforstraths; darum hatte er für mich schon um eine Anstellung geworben, und durch den Einfluß des Kammerdirektors Waldern ward ich als Referendar in einer Stadt der Provinz angestellt.

Ehe ich mich auf meinen Posten begab, wollte ich noch meine Eltern besuchen; ich hatte sie ohnehin alle Jahre einmal von der Universität aus besucht. Mein Vater schrieb mir, ich solle mit ihm in der Residenz zusammentreffen, da würde er nebst der Mutter bei seinem alten Freund

Waldern sein. Ich hätte mich diesem zugleich für weitere Beförderungen zu empfehlen.

Ich eilte dahin. Unterwegs dachte ich wohl auch an Augusten, aber immer mit einigem Widerwillen, als wenn ich mich der alten Kindereien schämte. Indessen wird sie wohl ziemlich aufgewachsen sein, dachte ich, und vielleicht ist sie doch hübsch geworden. Aber verhaßt war mir der Gedanke, daß unsere Eltern vielleicht aus der Kinderei Ernst machen und uns zusammenkuppeln möchten. Denn umsonst schien mir nicht das Zusammentreffen bei Waldern veranstaltet zu sein. Ich schwor: daraus soll nichts werden.

Und ich hielt den Schwur, aber gewiß gegen meinen Willen. Denn wie ich im Waldernschen Hause mich nach den ersten herzlichen Umarmungen recht umsah im Zimmer, stand da noch jemand zu begrüßen — ein junges Frauenzimmer, schön wie eine Hebe, mit schwarzen, hellen Blicken, in die ich so wenig als in die Mittagssonne sehen konnte, ohne Gefahr zu laufen, blind zu werden. Ach, ich war schon blind! Ich bemerkte nur noch, daß sich die schöne Gestalt mit Erröthen gegen mich grüßend verneigte. Was ich darauf erwiederte, weiß ich wahrhaftig nicht mehr. Es war mir

alles Hexerei. Ich wünschte mich tausend Meilen weit von dieser Stelle, um mich nur ruhig besinnen zu können, ob ich auch würdig genug sei, vor dieser holden Ueberirdischen zu stehen; und doch hätte ich lieber sterben, als weggehen mögen.

Zum Glück retteten mich die wiederholten Umarmungen und Fragen meiner Eltern und ihrer Freunde aus meiner Noth. Ich mußte antworten, und so kam ich wieder ins Geleise. Ich hörte Herrn Waldern zu der reizenden Unbekannten sagen: Augustine, ist das Nachtessen bereit? — O weh, dachte ich, ist das also Augustine? Ich hatte gar nicht den Muth mehr, daran zu denken, daß die Ueberirdische einmal vorzeiten meine kleine Frau gewesen sei; ein solcher Gedanke stand wie eine Gotteslästerung vor mir.

Es ging also zum Nachtessen. Herr Walder nahm meine Mutter am Arm, mein Vater Frau Waldern; mir blieb Augustine. Ich bot ihr zitternd meinen Arm; sie hätte mir wohl den ihrigen bieten können, denn wahrlich, ich war einer guten Stütze bedürftig. „Mein Gott, wie Sie groß geworden sind; ich hätte Sie nicht wieder gekannt!“ sagte sie.

„Und ich, und ich“ — stammelte ich: „ich wollte, wir wären noch klein!“ Das sagte ich gar weinerlich. Es war wohl das Albernste, was ich hätte erfinden können. Denn welches neunzehnjährige Mädchen möchte auch wieder ein kleines Mädchen werden?

„Ei, warum wünschen Sie das?“ fragte sie, wie erstaunt.

„Damals war ich noch so glücklich, o so glücklich, wie ich's jetzt nun doch nicht mehr sein darf und kann.“ Das flüsterte ich ihr wie in einem Seufzer zu, und legte meine linke Hand auf ihre rechte an meinen Arm. Augustine blieb mir die Antwort schuldig. Vermuthlich hatte ich wieder eine Albernheit vorgebracht. Ich schämte mich vor mir selber.

Indessen war man beim Nachtessen lebhaft und lustig. Ich gewöhnte mich an den Anblick Augustinens. Ich konnte ihr sogar ganz vernünftige Antworten geben. Aber das Essen wollte mir trotz aller Vernunft nicht behagen; und je länger ich sie ansah, je schöner ward sie. Den andern Tag ward sie noch schöner, und den dritten Tag noch schöner. Es war offenbar Hexerei. Nun fühlte ich, was Liebe sei. Ich bereute den Schwur,

welchen ich unterwegs allzuvoreilig im Postwagen gethan hatte, und beschloß ohne Bedenken einmal meineidig zu werden.

Am Abend des dritten Tages traf sich's, ich weiß nicht wie, daß wir beide allein im Garten mit einander waren. Ich hätte ihr längst schon etwas sagen mögen, und wußte nur eigentlich nicht recht, was auch? Nun kamen wir gegen die Laube von Weinreben; ich kannte sie noch wohl. „O wie groß sind doch die beiden jungen Akazien geworden!“ rief ich. „Nun schlingen sie schon ihre Zweige in einander!“

„Erinnern Sie sich dieser Bäume noch?“ fragte Augustine schüchtern.

„Könnte ich denn meines Glückes vergessen?“ erwiederte ich. „O wie oft war mein Gedanke hier! Ach, Sie waren wohl oft in dieser Laube, ohne an den kleinen Gustav zu denken, der beim Abschied von Ihnen so viel Thränen vergoß!“

„Wissen Sie das?“ fragte sie mit leiser, fast sterbender Stimme.

Wir traten in die Rebenlaube; sie war vom Schatten der Akazien umdämmert. Ich sah mich um. Die ganze Jugendwelt erwachte. Ich sah Augustinen schweigend an. Ach, wie anders alles

nun! Sie senkte die Blicke zur Erde. Ich nahm ihre Hand und rief: „Hier war einmal die Kirche.“

Sie zeigte auf die grüne Gartenbank und lispelte: „Dort der Altar. Ich weiß noch Alles.“

„Wirklich Alles?“ fragte ich: „o Augustine, Alles?“

„O Gustav!“ stammelte sie.

Und nun fragten und stammelten wir nichts mehr; denn unsere Lippen glühten im Kusse zusammen. Sie war eine Gottheit, aber ich durch sie ein seliger Engel. Und als wir wieder vom Rausche genasen, waren wir wie die Kinder, und nannten uns wieder Du und Augustine und Gustav; und doch war alles anders, und ich gewiß kein ungehobelter Bräutigam.

Ich zog den bleiernen Trauring hervor. „Kennst du ihn noch, Augustine?“ Als sie ihn erblickte, verklärte sich ihr Antlitz. Sie nahm ihn, betrachtete ihn lange; ihre Augen wurden naß. „Er ist's!“ sagte sie, und betrachtete ihn wieder lange mit innigstem Wohlgefallen; dann breitete sie ihre Arme um mich, drückte mich an ihre Brust, weinte laut und sagte: „Gustav, o du bist besser, als ich!“ Nachdem sie ruhiger geworden, nahm sie ihren goldenen Ring vom Finger, steckte ihn

an meine Hand, und an die ihrige den bleiernen. „Den behalte ich!“ sagte sie: „Ich bin die Deinige ewig; bist du ganz mein, Gustav?“

Es versteht sich, was ein zwanzigjähriger Dichter antworten kann, antwortete ich. Wir schworen bei Sonne, Mond und Sterne, bei der Ober- und Unterwelt, einander diesseits uud jenseits des Grabes zu lieben und anzugehören. Doch wozu soll ich dies alles umständlich erzählen? Jeder weiß ja, wie Liebende in ihrem heiligen Rausche schwören und schwärmen; wie sie sich in allen Kleinigkeiten bedeutungsvoller werden, und ihre Gefühle, in denen sie sich selbst genug sind, die Räthsel des ganzen Weltalls lösen. Die Liebe stellte das von Adam und Eva verlorene Paradies wieder um uns her. Drei Wochen verflossen uns in Unschuld und Seligkeit, wie ein Sommernachtstraum voll Entzücken. Da ward von der Abreise gesprochen. Lieber Himmel, mir war's, als sei ich erst angekommen.

Ich wunderte mich nur über die Unbefangenheit unserer Eltern. Sie hätten doch wohl sehen können, was in uns vorging. Unsere Augen, die sich überall aufsuchten; unsere Hände, die sich bei jeder Gelegenheit wie Magneten anzogen; un-

sere Gespräche voll heiliger Mystik — alles verrieth ja deutlich genug, daß wir jetzt im vollen Ernst waren, was wir vor zehn Jahren nur gespielt hatten. Und doch fiel dem Herrn Direktor Waldern bei keinem einzigen Abendessen ein, wie vor zehn Jahren mit erhobenem Glase zu sagen: „Alter, unsere Freundschaft muß auf Kinder und Kindeskinder vererben; die beiden da müssen ein Paar geben!"

Mit Augustinen hatte ich nie den Muth von förmlicher Anwerbung bei ihren Eltern, von Eheversprechen, von rechtskräftiger Verlobung, Hochzeit und dergleichen prosaischen Accidenzen der Seelenliebe zu reden, die das gemeine bürgerliche Leben fordert. Das alles war uns zu klein, zu entweihend. Wir setzten voraus, die Eltern hätten den Plunder unter sich schon abgethan.

Inzwischen kam die Abschiedsstunde, der wir schon drei volle Tage entgegengejammert hatten. Mein Vater ließ sich nicht länger halten. Am Morgen vor der Abreise waren wir beiden Liebenden schon vor Sonnenaufgang in der theuern Rebenlaube, um uns noch einmal allein zu sprechen und alle unsere Empfindungen zu gestehen. Unter Thränen und Küssen ward der

heilige Bund unserer Seelen erneuert. Die Rebenlaube verwandelte sich nun wirklich zur Kirche, die Bank zum Altar. Wir fielen auf unsere Kniee verzweiflungsvoll, streckten betend unsere Hände gen Himmel und thaten feierliche Gelübde dem Allgegenwärtigen. Ich versprach Augustinen, daß ich in der Heimath sogleich mit meinem Vater reden, dann wieder in die Residenz zurückkommen und bei ihren Eltern um ihre Hand anhalten wollte. Augustine ward, als ich sie meine Braut, mein baldiges Weib hieß, blutroth. O wie schön war sie! Schamhaft verbarg sie ihr reizendes Antlitz an meiner Brust, und stammelte nur: „Einziger Gustav!“

So schieden wir, und noch gesetzter, ehrbarer, als ich selbst erwartete.

....

Kaum war ich mit meinen Eltern in unser Dorf angekommen, so benutzte ich die erste Gelegenheit, mit meinem Vater unter vier Augen zu reden und ihm alle meine Wünsche und seligen Aussichten zu offenbaren. Er sowohl als die Mutter hatten mich unterwegs, wenn ich in Träumereien verstummte, mit Augustinens Erobe-

rung meines Herzens geneckt. Das gab mir den Anlaß zur Beichte.

Mein Vater, ein gar kluger, rechtschaffener Mann und zärtlicher Vater, hörte mich gelassen und geduldig an. Und Geduld gehörte wohl dazu; denn ich redete eine ganze Stunde, um ihm meine und Augustinens ewige Liebe und unverbrüchliche Gelübde zu erklären.

„Kind", sprach er, „ich habe nichts dagegen. Ich ehre euer Beider Empfindungen. Es ist mir lieb, daß du liebst und Augustinen liebst. Der Gedanke an sie wird dich vor manchem unedlern Gedanken und Gefühl bewahren. Doch rathe ich dir, in diesem Augenblicke nichts zu übereilen. Du bist noch jung, kaum einundzwanzig; hast noch kein Amt, was dir Brod geben kann. Aber das gehört zum Heirathen. Augustine ist zwar reich; aber du wirst doch nicht bei deiner künftigen Frau in die Kost gehen wollen? Nichts Ehrloseres für einen Mann, als sich vom Vermögen seiner Frau abhängig zu machen und ihr sein Glück zu danken. Der Mann soll Mann sein, und durch sein Gut und Arbeiten Weib und Kind ernähren. Ich selbst als Oberförster habe nur mäßige Einnahme; ich kann dir nicht viel Ver-

mögen geben oder hinterlassen. Du mußt es dir erst erwerben, wie ich mir das meinige erwarb. Und sieh, dieser Umstand dürfte wohl auch dazu beitragen, daß mein Freund Waldern dir einsweilen Augustinens Hand verweigern möchte. Augustine, in der Fülle des Wohllebens erzogen, ist an gewisse Bequemlichkeiten gewöhnt, die ihr Bedürfniß geworden sind. Du bist nicht im Stande, diese Bedürfnisse zu befriedigen. Noch ein kleiner Umstand anderer Art kommt zu dem allen. Euer Beider Alter taugt nicht zu einer dauerhaft glücklichen Ehe. Augustine nämlich ist ungefähr so alt, wie du selbst. Das ist schlimm! Das Weib ist immer früher reif, als der Mann, aber verblüht auch früher. Du würdest so unglücklich sein, schon eine alte Frau zu haben, wenn du erst in der Fülle deiner männlichen Kraft stehst. Zwischen Weib und Mann von gleichem Alter ist immer ein Unterschied von zehn Jahren."

So ungefähr sprach mein Vater. Jedermann begreift, er hatte offenbar Unrecht. Ich bewies ihm das sonnenklar, und war ganz erstaunt, daß er meine triftigen Gründe gar nicht begreifen konnte. Ich appellirte an meine Mutter.

„Gustav, du hast Recht!“ sagte sie. „Ich muß dir in deiner Seele Recht geben. Augustine ist ein Engel. Eine bessere Schwiegertochter wünsche ich mir nicht. Aber auch der Vater hat Recht. Ich kann deines Besten willen nicht anders reden, als er. Tröste dich Gott!“ rief sie weinend, und küßte mir die nassen Augen.

Nun war das unser tägliches Gespräch und Berathen. Wir kamen nie zu Ende. Ich litt im Stillen unaussprechlich. Nach zwei Wochen, da ich mich anschickte, meine Reise zur Residenz und von da nach dem Städtchen anzutreten, wo ich als Referendar glänzen sollte, kam ein Brief von Waldern an meinen Vater. Herr Waldern schrieb eitel Klage und Jammer um Augustinen, die nach meiner Abreise untröstlich gewesen wäre und sogar in Fiebern das Bett habe hüten müssen. Jetzt sei sie beruhigter. Er aber beschwöre mich, doch jetzt, wo ich ohne eine Anstellung sei, in der ich, ohne mich lächerlich zu machen, nicht an eine ernsthafte Verbindung mit seiner Tochter denken könne, nicht die Residenz sogleich wieder zu besuchen. Ich würde damit fruchtlos nur die Wunden wieder aufreissen und Augustinens Gesundheit zerstören. Er aber wiederhole mir,

was er auch schon seiner Tochter zugesagt habe, daß er keineswegs gegen unsere Verbindung dereinst sein wolle, wenn ich in einem anständigen Amt wäre, an welchem es mir in wenigen Jahren nicht fehlen würde. Noch mehr: er habe gar nichts dagegen, wenn ich, zum Ersatz der Trennung, mit Augustinen Briefwechsel unterhielte.

Dies Schreiben brachte mich anfangs ausser aller Fassung. Ich rasete und wüthete, bis ich aus Ermattung ruhig ward. Nun fand ich selbst, Waldern habe sehr vernünftig geschrieben, und mir sogar mehr zugesagt, als ich nach den ersten Aeusserungen meiner Eltern hätte hoffen können. Der Brief gab mir sogar einen Triumph über meinen Vater. Ich segnete Waldern. Ich beschloß männlich zu sein, und mir Augustinens Hand durch Verdienste zu erwerben. Die Erlaubniß zum Briefwechsel ward auf der Stelle benutzt. Ich schrieb Augustinen einen drei Bogen langen Brief, und Herrn Waldern voll Empfindungen der Dankbarkeit keinen kleinern.

Herr Waldern war ein schlauer, weltkluger Mann. Er kannte das menschliche Herz, und wollte dem ungestümen Strom jugendlicher Neigungen keine Dämme entgegen bauen. Der

Strom wäre nur stürmender, gewaltiger, zerstörender geworden. Jetzt ergoß sich derselbe ruhiger.

Ich reisete also nicht zur Residenz, sondern hin, wo ich als Referendar meine Laufbahn zur Würde eines Oberforstraths beginnen wollte. Der Abschied von den theuern Eltern, die Zerstreuungen der Reise, die ersten Einrichtungen und Geschäfte an meinem neuen Wohnorte, trugen nicht wenig dazu bei, mich in eine gelassenere Stimmung zu bringen.

Ich arbeitete mit unermüdetem Fleiße, der vollkommenste Mann in meinem Geschäftskreise zu werden. Man erkannte es an. Jeder ehrte meine Kenntnisse. Ich hatte nur den einzigen Fehler, ich war noch zu jung. Ich mußte erst den annum canonicum erreichen. O wie sehnte ich mich nach dem fünfundzwanzigsten Jahre!

Endlich erlebte ich's. Was erlebt man nicht endlich, wenn man nicht stirbt! Aber auch viel Bitteres. Meine gute Mutter starb in dieser Zeit; dann wenige Monate nachher auch mein Vater. Doch hatte mein Vater noch die Freude, mich vor seinem Tode als Beisitzer in einem Provinzialkollegium mit Rathstitel zu sehen und ausgesteuert mit einem kleinen Gehalt. Also

schon ein großer Schritt näher zum Gipfel meiner Wünsche, zu Augustinens Hand.

Der Briefwechsel mit meiner Geliebten ging inzwischen seinen guten Gang. Freilich im ersten Jahre schrieben wir uns nie einen Brief, der nicht volle drei Bogen stark war; im zweiten ließen wir es bei anderthalb, im dritten bei einem Bogen bewenden. Die Zeit thut doch Wunder. Aber darum erlosch die treue Liebe nicht. Augustine hatte in der Zeit schon mehrere junge Männer, die um sie angehalten hatten, abgewiesen. Meine Briefe waren fast immer voller Klagen, daß ich noch nicht auf dem Platz wäre, wo ich um sie werben dürfte. Ich konnte mich von meiner Assessorbesoldung kaum kleiden und mit Licht und Holz versehn. Das geringe Erbtheil meiner Eltern ward dabei mit aufgezehrt. Sie hingegen meldete mir dann, wie ihre Eltern immer dringender bei jedem Heirathsantrage würden, weil sie bald in einem gewissen Alter sei, wo man nicht mehr dringend um sie werben werde, und eine alte Jungfer heißen müsse.

Ich fühlte, die Eltern hatten Recht; und einverstanden mit Augustinen vergaß ich die frühern Vorsätze, und hielt schriftlich nm Augustinen bei

Herrn Waldern an, ob ich gleich noch nicht eine Frau ernähren könne; aber ich tröstete mit den besten Aussichten. Waldern wollte der Trost nicht sehr einleuchten. Er schlug mir Augustinen abermals „einsweilen“ ab, und gab mir zugleich zu verstehen, wie ich mit diesem unnützen Hinhalten seine Tochter unglücklich mache, da sie nun fast in der Mitte der Zwanziger Jahre den Dreißigern mit starkem Schritt entgegen wandere.

Als ich den Brief erhielt, kratzte ich mich verdrießlich hinter den Ohren. „Der Mann hat Recht, vollkommen Recht!“ sagte ich, und war sogar großmüthig genug, dies selbst Augustinen zu bekennen; ja ich schrieb ihr, da ich noch immer nicht mit Gewißheit den Augenblick sähe, in welchem ich mit Würde ihre Hand fordern könne, sie solle sich nicht meinetwillen in ihren schönsten Jahren aufopfern. Ich würde sie nicht minder lieben, auch wenn sie eines Andern Gattin wäre, und mein Glück würde erhöhter sein, wenn ich nur sie glücklicher wüßte.

Das gab nun wieder Stoff zu einem Briefwechsel, der beinahe ein Jahr lang den gleichen Gegenstand von allen Seiten beaugenscheinte. Wir wollten uns gegenseitig in Liebe und Groß-

muth übertreffen. Aber zuletzt behielt ich doch den Sieg, oder vielmehr die Zeit behielt ihn, die Wunderthäterin. Denn Augustine war schon sechsundzwanzig Jahr alt; — eine fatale Jahrszahl für Jungfrauen, welche die Schaar der eilftausend Jungfrauen im Himmel nicht vermehren wollen.

Genug, ganz unvermuthet erhielt ich einen Brief aus der Residenz von unbekannter Hand. Ein Justizrath von Winter dankte mir auf die zärtlichste und rührendste Weise für meine Großmuth, denn Augustine sei nun seine ihm anvermälte Gattin; dazu bat er gar gütig um meine Freundschaft, und Augustine setzte nur einige artige Zeilen unter den Brief ihres lieben Eheherrn, wie sie ihn nannte.

Ich war, als ich das las, wie aus den Wolken gefallen. Ich verwünschte meine unzeitige Großmuth und fluchte Augustinens Treulosigkeit. Aber was war zu thun? Augustine war sechs und zwanzig Jahre. Sie hatte doch nicht ganz unrecht. Trotz dem war ich voll bittern Verdrusses gegen sie, der noch mehr wuchs, als ein Jahr nachher ihr Vater starb, durch dessen Tod sie freie Gewalt über ihre Hand und ihr Vermögen be-

kam. Hätte sie doch nur noch ein Jahr lang gewartet! Nun war alles zu spät. Ich schrieb ihr keine Zeile mehr. Sie mir aber auch nicht. Wir kamen aus einander, als hätten wir einander nie gesehen.

Theils aus Rache und Wiedervergeltung von Augustinens Untreue, theils um mich zu zerstreuen, sah ich mich nun freier unter den Töchtern des Landes um. Es blühten da schöne Rosen. Gern hätte ich auch wohl diese und jene gepflückt; aber das leidige Geld! Ich spielte zum Zeitvertreib nur kleine Romane. Es hätte aus einem derselben Ernst werden können, wäre ich nicht in eine andere Stadt auf einen andern Posten gekommen.

Nun wollte das Glück mir wohl. Mehrere meiner Arbeiten gewannen mir im Staatsministerium Achtung; ich wurde zu verschiedenen wichtigen Geschäften gebraucht, und das Gelingen derselben bewirkte mir, da ich mein dreißigstes Jahr zurückgelegt hatte, die ehrenvolle Ernennung als Präsident des Kriminalgerichts in der Provinz, in welcher ich bisher gedient hatte. Ich hatte, neben der Ehre, reichliche Besoldung; konnte ein gutes Haus machen; die angesehensten Familien zogen mich in ihre Kreise, wenn

dieselben durch erwachsene Töchter verschönt waren. Das Schreiben des Justizministers, welches mir meine Ernennung gebracht hatte, befahl mir zugleich, sobald es meine Geschäfte gestatten würden, in die Residenz zu kommen, wo ich über Verschiedenes mündliche Auskunft geben und erhalten, auch Sr. Majestät dem König vorgestellt werden sollte.

Der Gedanke an die Residenz jagte mir doch zuweilen noch das Blut in die Wangen, obschon ich Augustinen, oder besser zu sagen die Frau Justizräthin, ziemlich vergessen zu haben glaubte. Soviel ich durch Reisende erfahren hatte, war ihr „Eheherr" ein ziemlich abgelebter, adelicher Herr, und die gnädige Frau lebte, wie man sich in der Residenz ausdrückte, auf dem „Hof-Fuß"; umringt von Anbetern; alle Tage in glänzenden Gesellschaften des Adels, in Pickeniks, Kränzchen, Assembleen, Redouten, Konzerten u. s. w. Die alte Einfalt des bürgerlichen Waldernschen Hauses war verschwunden. Es verdroß mich immer, wenn ich so etwas hörte. Ich konnte mich nicht daran gewöhnen, mir die fromme, überirdische Augustine so zu denken. Zuweilen dachte

ich doch wohl aber auch: Gottlob, daß die nicht deine Frau geworden ist.

....

Ein zweites Schreiben des Justizministers beschleunigte meine Reise zur Residenz, die ich nun seit zehn Jahren nicht gesehen hatte. Ich ward von meinen Obern und selbst von meinem Monarchen mit der schmeichelhaftesten Güte aufgenommen. Ich war schon drei Tage in der Stadt, ohne daß ich einen freien Augenblick gewann, Augustinen zu besuchen. Vorgenommen aber hatte ich es mir. Da kam mir eines Morgens folgendes Billet:

„Allerliebst, Herr Präsident! So muß also Ihre ehemalige Freundin erst aus der Zeitung erfahren, daß Sie angekommen sind? Bei meiner größten Ungnade gebiet' ich Ihnen, diesen Abend mit einem Souper unter einigen guten Freunden bei mir vorlieb zu nehmen und nicht zu fehlen.

Dero ergebene A. von Winter."

Natürlich! Wer hätte da fehlen können? Aber doch gefiel mir der Ton nicht, in dem sie mich einlud. Ich hatte mir das erste Begrüßen ganz anders vorgestellt; denn es überlief mich immer

eine sonderbare Aengstlichkeit und Furcht, wenn ich in den vorhergehenden Tagen zuweilen dachte: „du mußt sie doch endlich besuchen!" — Die zehnjährige Trennung, die mannigfaltige Reihe von Schicksalen in diesem Zeitraum, die alte Liebschaft und seitdem die vielerlei Veränderungen zwischen uns beiden — das alles erfüllte mich mit sonderbaren und, ich darf es wohl sagen, recht widerlichen Empfindungen, die mir vor der ersten Zusammenkunft mit der ehemaligen Geliebten bange machten.

Mit gewaltigem Herzklopfen setzte ich mich Abends in die Kutsche und stieg vor dem ehemaligen Waldernschen, nunmehr von Winterschen Hause ab. Ueber der Hauspforte sah ich in Stein ein adeliches Wappen gehauen. Im Innern des Hauses war alles so neu und elegant ausgebaut, daß ich mich kaum noch darin erkannte; aber zwei schnellfüßige Bediente in blaßgrüner Livree mit Gold führten mich bald den rechten Weg, die breiten Stiegen empor, in einen weiten heitern Saal, von glänzender Gesellschaft angefüllt.

Die Frau vom Hause, die gnädige Frau, empfing mich standesmäßig beim Eintritt an der Schwelle. Es war Augustine. Ja, sie war's,

und doch war sie's auch nicht recht. Zwar nicht mehr die frische Schönheit eines neunzehnjährigen Mädchens, aber doch noch reizend auch als Frau von dreißig Jahren, voller, üppiger, unbefangener. Ich konnte kaum ein Paar Worte stottern, so betroffen, so verlegen war ich. Auch ihr Auge, auch ihr Erröthen sagten mir von einer schnellen Bewegung ihres Gemüths. Allein sie war so bald ihrer Meisterin, so gewandt, daß sie mich auf die gefälligste Weise von der Welt begrüßte, mich meiner eigenen Verlegenheit entriß, mich mit scherzhaften Vorwürfen strafte, wie ich alte Bekannte so lange versäumen könne, und nun bei der Hand in die Versammlung führte, um mich derselben als einen guten Freund vorzustellen, den sie seit zehn Jahren nicht gesehn.

Ich hatte mich bald im Getümmel der allgemeinen, muntern Unterhaltung erholt. Die Frau vom Hause mußte die Ehre des Hauses machen. Sie war und sprach mit allen gleich gütig, gleich scherzend, gleich liebenswürdig. Als sie wieder einige Augenblicke in meine Nähe kam, war ihr Erstes; „Wie lange haben wir das Glück, Herr Präsident, Sie in der Residenz bei uns zu haben?“ Ihr Zweites: „Vortrefflich! Allerliebst! So sage

ich Ihnen ein= für allemal, ich erwarte Sie alle Tage bei mir, und ernenne Sie für die ganze Zeit zu meinem Cavaliere servente.“ Jetzt nahte ich mit der Bitte, mich ihrem Gemahl vorzustellen. „Mon Dieu:“ rief sie: „weiß ich auch, wo der herumschwärmt? Ich vermuthe, er ist mit dem Oberjägermeister auf einer Landparthie aus. Apropos — setzte sie dann hinzu — sind sie schon verheirathet?“

Der Abend verstrich; es war nicht möglich, zu einer vertrautern Unterhaltung mit Augustinen zu kommen. Man tanzte; man speiste. Witz und Muthwille herrschten, und Pracht und Eleganz blendeten.

Ich hatte in den folgenden Tagen das Glück, auch Augustinens Gemahl zu sehen. Der geheime Justizrath war ein Mann in den Fünfzigern, sehr fein, sehr höfisch, abgeschliffen; aber kränklichen Ansehns, ausgemergelt und hager. „Nicht so, mein schöner Herr!“ sagte Augustine einmal im Vorbeigehen zu mir: „Sie stehen wohl recht stolz neben mein Windspiel von Gemahl, um mich und meinen Geschmack ein wenig zu demüthigen. Aber ich versichere Sie doch auf Ehre, er ist bei dem allen eine recht gute Haut.“

Mir wollte der Ton in dem Hause durchaus nicht behagen; und gewiß nur Augustine mußte es sein, um mich zu bewegen, an allen ihren Parthien, soviel ich Geschäfte wegen konnte, Theil zu nehmen. Sie gefiel mir nicht, und doch fand ich sie so liebenswürdig; ihre muntere Laune, ihre Schalkheit, ihr Witz fesselten mich eben so oft wieder, als mich alte Erinnerungen und ein Vergleichen der Gegenwart mit der Vergangenheit von ihr abstießen. Ich fühlte sogar, sie könne mir auch jetzt noch gefährlich werden, trotz ihrer Flatterhaftigkeit und ihres Welttons.

„Sind Sie aber auch glücklich, gnädige Frau?“ sagte ich zu ihr eines Abends, da ich endlich einmal ohne nahe Zeugen mit ihr in der Oper in der gleichen Loge allein saß.

„Was nennen Sie Glück?“ entgegnete sie.

Ich ergriff ihre Hand, drückte sie mit Herzlichkeit und sagte: „Ich nenne das ein Glück, was Sie meinem Herzen einmal gegeben hatten: Sind Sie glücklich?“

„Zweifeln Sie, Herr Präsident?“

„So bin ich glücklich, wenn Sie wahr reden.“

„Wahr reden? Wie, Präsidentchen, sind Sie noch der alte Schwärmer? Nun, es steht Ihnen

noch recht gut an. Aber vergessen Sie nicht, die Opernloge ist kein Beichtstuhl. Um Ihnen zu sagen, was Sie hören wollen, müssen wir unter uns sein. Besuchen Sie mich morgen zum Frühstück.“ Ich drückte ihr dankbar die Hand. Unsere Hände hingen wieder magnetisch zusammen, und trennten sich nicht, bis zum Ende der Oper, von der ich nichts gehört und gesehen hatte. Wir fuhren mit einander zu einem Souper bei einer ihrer Freundinnen, einer Hofdame.

Folgenden Morgens war ich schon um acht Uhr vor ihrem Hause; die gnädige Frau schlief noch; um zehn Uhr wurde ich zu ihr gelassen. Sie war noch im Morgenkleide; aber nur um so reizender. Jetzt kam's zur Beichte, wie sie es nannte. Ich erfuhr, daß wenn man über die empfindsame Romanenzeit der Kleinenmädchenjahre hinweg sei, man denn doch sein sogenanntes Glück in solidern Dingen suche. Sie sei mit ihrem Manne ganz wohl zufrieden, eben weil er vernünftig genug wäre, sie ungestört leben zu lassen. Die altväterischen Meinungen, die man in den Kinderjahren einsauge, verflögen von selbst, wenn der Verstand komme. Freilich wolle sie nicht läugnen, daß sie ihren Mann keineswegs so ge-

liebt habe, wie mich; und — setzte sie mit einem schelmischen Lächeln hinzu — alte Liebe rostet nicht; ich bin Ihnen auch noch jetzt gut; aber, meinte sie, ich hätte wohl besser zum Liebhaber, als zum Ehemann getaugt.

Ich hatte nun wohl vielerlei dagegen zu bemerken; aber sie erwiederte mir alles mit Lachen. Indem kam eine ihrer Zofen und kündigte an, das Frühstück sei bereit. Sie gab mir den Arm. Wir gingen in den mir wohl bekannten Garten.

Aber den lieben Garten — nun kannte ich ihn nicht mehr. Die ehemaligen Blumenbeete waren verschwunden; statt dessen drängten sich Gruppen von ausländischen Gesträuchen und Bäumen in sogenanntem englischen Geschmack zwischen grünen Rasenplätzen. Einzelne Wege schlängelten sich da hindurch. Die Rebenlaube hatte sich in einen verschlossenen chinesischen Tempel verwandelt, von den beiden hohen Akazien umdämmert. Wir traten hinein; es war das niedlichste Boudoir von der Welt. Statt der grünen hölzernen Bank bot uns ein weichgepolsterter Sofa von Mahagonyholz den Sitz vor einem japanischen Tischchen an, mit Kaffee, Chokolate und Leckereien besetzt.

„O die schöne, heilige Rebenlaube, unsere Kirche, unser Altar, unsere kindliche Seligkeit — o wohin ist das alles!“ seufzte ich, und sah Augustinen mit einem Blick an, der vermuthlich wehmüthige Vorwürfe machte.

„Hängt denn die Seligkeit von der Rebenlaube ab?“ rief sie lachend. „Ich glaube beinahe, Sie sind mir nur noch halb so gut, als vor zehn Jahren, weil ich nicht mehr den gleichen Rock von damals am Leibe trage?“

„Aber, Augustine — ja, ich nenne Sie noch einmal so, und diese Stelle giebt mir das Recht dazu — sind Ihnen denn nicht gewisse Denkmäler göttlicher Minuten aus dem Leben ehrwürdig geblieben? Zum Beispiel, sehen Sie hier Ihren Goldring, den Sie mir vor zehn Jahren eben hier an den Finger steckten — ich trage ihn seitdem wie ein Heiligthum beständig.“

„Und ich Ihnen zu Ehren sogar, wenigstens bei diesem Frühstück, den wohlbekannten bleiernen Ring!“ sagte Augustine, und hielt mir die Hand vor's Gesicht. „Sehen Sie nur, er ist schwarz geworden, und doch hebe ich ihn in meinem Schmuckkästchen neben den Juweelen wie ein Juweel auf.“

Als ich den Ring erblickte, übermannte mich ein bittersüßes Gefühl. Ich nahm die schöne Hand, welche der Ring noch schöner machte, und bedeckte sie dankbar mit heißen Küssen. Augustine zog zitternd die Hand zurück und sagte: „Gustav, bist du noch immer der ungestüme Schwärmer? Deine Nähe ist mir nicht gut.“ Sie wollte aufstehen, beugte sich aber wieder zu mir nieder, schloß mich in ihre Arme und küßte meine brennenden Wangen, indem sie seufzte: „Wohl, Gustav, mit dir wäre ich doch glücklicher gewesen. — Augustinen's Kuß, ihre Rührung, ihre Innigkeit vernichteten meine ganze Besonnenheit. Ich hielt die noch immer Geliebte, die mir so viel Thränen gekostet hatte, fest an mein nur allzutreues Herz. Ich glühte von einem unbekannten Entzücken. Es war nicht das Entzücken der ersten, reinsten Liebe.

Als wir von unserer Selbstvergessenheit genesen waren, drängte sie mich lächelnd zum chinesischen Tempelchen hinaus, indem sie, mit dem Finger drohend, sagte: „Herr Präsident, Herr Präsident! Ihnen ist wahrhaftig nicht gut beichten.“

Wir gingen. Ich war voller Scham, Verdruß und Reue. Sie scherzte, und bestimmte

mir die Stunde, da ich sie zum heutigen Ball abholen sollte.

....

Ob ich gleich noch vierzehn Tage in der Residenz zubrachte, ward mir doch nie wieder Gelegenheit, mit Augustinen allein zu sein; vielleicht weil ich selbst die Gelegenheit mied. Ungeachtet ich von dem Augenblick, da ich aus dem chinesischen Tempelchen trat, den letzten Funken alter Liebe und Ehrfurcht für sie in meiner Brust erloschen fühlte, konnte ich mir's doch nicht verhehlen, daß die Verführerin mir sehr gefährlich sei. Endlich war die Zeit meiner Abreise da. O welch ein anderer Abschied, als vor zwanzig, als vor zehn Jahren! Wir trennten uns unter Trompeten und Pauken auf einer Redoute, die ich, um folgenden Tages früh verreisen zu können, früh verließ. Wir hatten noch mit einander gewalzt, und uns viel Artiges zugelispelt. Sie begleitete mich bis zur Thür, und rief mir noch ein „Adieu, mon ami!" nach, indem sie an der Hand eines andern Tänzers zum glänzenden Gewühl zurückkehrte.

Ich war von Herzen froh, dem ermüdenden Geräusch der sogenannten großen Welt entflohen

zu sein und mir einmal wieder selbst anzugehören. Bequemlich träumte ich in meiner Reisechaise durch Wiesen, Wälder, Städte und Dörfer hin, und dachte an meine Zukunft; denn die Vergangenheit war mir mit Augustinen widerlich geworden. O wie ändert alles die allgewaltige Zeit! — — Meine Reise — ich hatte vier Tage bis zu meinem Wohnort — ward etwas langweilig, denn sie blieb ohne Abentheuer. Erst den letzten Tag erlebte ich eins, und zwar von angenehmer Art.

Mein Knecht hielt des Morgens in einem Dorfe vor dem Wirthshause, um den Rossen ein Zwischenfutter zu geben. Ich ging ins Haus; ich hörte darin zanken. Der Wirth und ein grober, halbbetrunkener Miethskutscher, dessen Wagen ebenfalls vor dem Hause hielt, hatten Händel mit einander. Ein junges, wohlgekleidetes Frauenzimmer, im Reisegewand, saß weinend auf einer Bank am Tisch. Der Lärm war entstanden, weil der Kutscher das Frauenzimmer nicht dahin fahren wollte, wohin sie behauptete, daß er gedungen worden sei, sondern mit aller Gewalt nach einer seitwärts von der Hauptstraße gelegenen kleinen Stadt, wohin er durch andere Herrschaften bestellt sei, die ihn auf heut erwar-

ten. Er behauptete: daß er dahin fahren würde, habe er gleich anfangs beim Akkord erklärt. Der Wirth hatte sich der jungen, schüchternen Schönheit angenommen. Da ich hörte, sie sei die Tochter eines Dorfpfarrers eine Stunde von meinem Wohnort, und bis dahin nur der Umweg von einer halben Stunde zu machen, brachte ich die Sache bald in Richtigkeit. Das Frauenzimmer nahm nun nach einigem Zaudern — ich sagte ihr, wohin ich wolle und wer ich sei — mein Erbieten an und ward meine Begleiterin.

Unterwegs ward dann viel geplaudert. Sie hatte eine liebliche, zarte Stimme, die reinste Engelsunschuld in allen Mienen. Ich hatte in meinem Leben noch solch ein holdes Blondköpfchen mit so frommen, freundlichen, zutrauensvollen Augen nicht gesehen. Ich erfuhr, sie heisse daheim Adele; ihr Bruder habe sie vor vierzehn Tagen nach einem Städtchen gebracht, wo sie den Bürgermeister, ihres Vaters Bruder, besucht hatte. Ohne Zweifel war nun dort bei Bestellung des fremden Lohnkutschers wegen des Zurückfahrens ein Mißverständniß vorgefallen, dem ich einen höchst angenehmen Tag dankte. Denn Adele, bei aller Gutmüthigkeit, schien viel Natur-

witz zu haben. Doch war sie mir unterwegs viel zu schüchtern. Erst als ich sie in ihrem Dorfe ihrem Vater übergeben hatte, einem kraftvollen, lebhaften Greis — mit welcher Innigkeit umschlangen ihre Arme den Nacken des Alten, ich hätte Vater sein mögen — erst da bekam sie ihre natürliche Haltung und Wahrheit. Ich bedauerte, nicht länger da verweilen zu können, so dankbar mich der ehrwürdige Pfarrer auch darum bat. Ich versprach indessen den Besuch zu erneuern, woraus aber sobald nichts ward. Ich vergaß es zwischen Geschäften und Zerstreuungen.

Auf einem Ball, ungefähr ein halbes Jahr nachher, sah ich unter den Tänzerinnen ein anderes Frauenzimmer — denn im einunddreißigsten Jahre werden dem unvermälten Manne die Frauenzimmer von höchster Bedeutsamkeit, man zittert vor der Jahrszahl immer stärker — also eine Tänzerin sah ich, die unstreitig von den anwesenden Schönheiten wohl die Königin heissen konnte — eine reine glühende Rose in halber Entfaltung und gleichsam vor ihrer Schönheit erröthend. Die jungen Herrn flatterten aber auch wie Schmetterlinge um sie. Es ward mir ganz warm ums Herz, wenn die Augen der schönen

Sylfide sich zuweilen gegen mich richteten, und das geschah zu meiner Verwunderung öfters. Aber nun ward mir's, als hätte ich diese reizende Gestalt auch schon einmal in Gesellschaft gesehen, vermuthlich in der Residenz bei Augustinen. Ich erkundigte mich bei einem Nachbar, wer sie sei? O Himmel, es war A d e l e! Freilich im Ballkleide anders, als in der Reisehülle. Nun war kein Haltens mehr bei mir. Wie sie vom letzten Tanz zu ruhen ging, gesellte ich einunddreißigjähriger Schmetterling mich zu den jüngern, und sie war so gütig, den Reisegefährten zu unterscheiden. Wir tanzten. Ich erkundigte mich nach ihres Vaters Gesundheit, beklagte, daß mich Geschäfte bisher abgehalten, ihn zu besuchen — eine Lüge freilich; aber vor diesem Engel mußte ich mich doch rein waschen — und verhieß baldigen Besuch. Mit freundlicher Unbefangenheit versicherte sie, ein Besuch von mir werde ihrem Papa recht wohl thun.

Der Ball machte in mir eine gewaltige Staatsumwälzung. Der Präsident des Kriminalgerichts ward wieder zum Dichter. Ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen. Ich sah nichts als Himmelsglanz, tanzende Engel und Adelen dazwischen

schweben. Ich wunderte mich nur, daß ein so schönes, so frommes, so liebes Mädchen noch nicht den Mann gefunden. Ihr Vater, hieß es, ist so brav, als sie schön, aber leider hat er kein großes Vermögen! O der Thoren! — Ich war schon nach einigen Tagen zum Besuch in der Pfarrei; wiederholte den Besuch von Woche zu Woche; bald galt ich als Hausfreund. Adele konnte mir sogar schon ordentlich Vorwürfe machen, wenn ich einmal am bestimmten Tage ausblieb. Und einmal kamen ihr sogar Thränen ins Auge, als ich behauptete, es wäre ihr vielleicht lieber, wenn ich nicht so oft käme. Wir zankten uns schon zuweilen, um uns zu versöhnen; und einmal in der Versöhnung gab ich ihr sogar einen Kuß, ohne daß sie deswegen den Zank erneuerte. Sie ward stumm und ihre Wangen glühten im höchsten Roth. Kurz — ich liebte und ward geliebt. Der ehrwürdige Papa zuckte die Achseln und sagte: Sie nimmt keine andere Schätze mit sich, als Liebe, Tugend und Häuslichkeit; wer aber die zu würdigen weiß, hat mehr daran als eine Tonne Goldes. Mit den ersten Frühlingsblumen wand ich meiner Adele den Hochzeitkranz; der Vater selbst segnete vor dem Altar seiner

Dorfkirche unser eheliches Bündniß ein. Nun erst, an der Seite meines herrlichen Weibchens, war ich der Glücklichste von den Glücklichen.

Bald sahen wir uns von blühenden Kindern umringt, Liebesgöttern, die mich und Adelen immer enger vereinten. Adele ward von Tage zu Tage liebenswürdiger; eine junge Mutter ist gewiß liebenswürdiger, als das reizendste Mädchen. Adelens reine Seele machte mich selbst edler, als ich vorher gewesen. Man ist nur dann ganz glücklich, wenn man den Muth hat, ganz tugendhaft zu sein. Vor der Vermählung mit ihr dachte ich nur an Ersparen und Reichwerden; als wir einige Jahre in der Ehe gelebt hatten, war ich bei aller Häuslichkeit Adelens so weit gekommen, daß ich fühlte, der Verlust alles meines Vermögens könne mich nicht mehr an Adelens und meiner Kinder Seite unglücklich machen.

Nun erst fand ich, daß mein seliger Vater, da er mich von Augustinen abwendig machen wollte, Recht gehabt hatte in allem, auch in Rücksicht der Jahrszahlenverhältnisse des Mannes und Weibes. Denn da ich mein vierzigstes und Adele ihr dreißigstes Jahr antrat, da wir schon sechs- und achtjährige Kinder um uns hertanzen

sahen, war Adele noch eine hübsche junge Frau, die wohl noch hätte Eroberungen machen können. Augustine hingegen war nun schon matronenhaft.

Ich hörte von dieser nur selten etwas. An Briefwechsel war unter uns nicht zu denken. Reisende versicherten mich, sie habe sehr verblübt, habe aber noch immer einen Hof von jungen Herren um sich, und besonders Dichtern und Gelehrten, denen ihre offene Tafel wohlthat. Von andern erfuhr ich, ihr Mann sei gestorben; die Dichter, welche ihren Hofstaat bilden, seien von der neuesten Gattung, wunderliche Schwärmer und Mystiker, protestantische Katholiken, und Augustine selbst habe stark in die Romantik hineingegeben, einige ihrer Klinggedichte ständen in den neuesten Musenalmanachen.

Gerade in der Zeit, da ich vom Ministerium wieder einen Befehl bekam, mich persönlich in der Residenz einzufinden, um in einer Fürstensache mein Urtheil zu geben, empfing ich auch von Augustinen einen langen Brief und einen ganzen Stoß Prozeßakten. Sie war wegen Erbschaft mit weitläufigen Verwandten ihres verstorbenen Mannes in Hader, und begehrte von mir aus alter Freundschaft Rath und Beistand.

Ich packte die Akten in meinen Reisewagen, und freute mich, es mündlich mit ihr abthun zu können.

....

Ich war vierzig, Augustine auch. Sie konnte mir also jetzt wohl nicht mehr so gefährlich werden, wie vor zehn Jahren in der verwandelten Nebenlaube. Diesmal ging ich auch am zweiten Tage nach meiner Ankunft in der Residenz ohne alles Herzklopfen zu ihrem Hause. Ich hatte mich vorher melden lassen, um auch zu wissen, ob sie bei sich anzutreffen sei. Denn man hatte mich in der Residenz versichert, daß sie selten daheim sei, meistens von den Modepoeten umringt, um romantischen Klingklang zu machen oder zu hören, zu frömmeln, zu schwärmen; oder aber — mit ältlichen Herren und Damen am Spieltisch, denn das Spiel sei ihre Leidenschaft. Ihre ehemaligen Freunde und Freundinnen, die ich noch vor zehn Jahren bei ihr gesehen hätte, wären von ihr abgefallen, denn mit der Frau wäre nicht auszukommen. Sie sei in der ganzen Residenz durch ihre giftige Zunge bekannt, mit aller Welt im Streit, und wenn man Stadtneuigkeiten wissen wolle, müsse man nur Frau von Winter besuchen. Das hörte ich selbst von zwei ehemaligen Freun=

dinnen Augustinens sagen, die ich vor zehn Jahren bei ihr gesehen. Hm! dachte ich, aber diese guten Freundinnen sind auch zehn Jahre älter geworden, und haben vielleicht zum Verläumden, oder, wie man's in der Residenz hieß, zum Medisiren einen kleinen Ansatz.

Da ich — es war ein schöner Sommerabend — in Augustinens Haus trat, sagten mir die Bedienten, die gnädige Frau wäre mit Gesellschaft im Garten. Ich ging. Ach, der meiner Kindheit wohl bekannte Garten! Eigentlich nur um zu einer kleinen Neckerei gegen Augustinen Stoff zu haben, hatte ich ihren goldenen Ring, den sie mir vor zwanzig Jahren gegen den bleiernen austauschte, an den Finger gesteckt. Nun der Garten und der Ring — vor mir der chinesische Tempel — es fing mir doch an etwas wunderlich zu werden.

„Ist die gnädige Frau allein?“ fragte ich unterwegs den Bedienten.

„Nein, sie hat Gesellschaft; nur wenige Personen.

Ich trat in den Tempel. Da saßen an zwei kleinen Tischen zwei Partien beim Kartenspiel mit so großer Andacht, daß man auf mich nur nicht

sah. Ich erkannte Augustinen. O weh, wie abgewelkt! O allgewaltige Zeit! Nein, gefährlich war sie nun gar nicht mehr. Ich dachte mit geheimem Entzücken an Adelen zurück.

Augustine war in ihr Spiel so vertieft, daß sie mich begrüßend, dringend nur um einen Augenblick bat, die Parthie zu enden. Erst nach dieser erhob sie sich, überhäufte mich mit höflichen Redensarten und Fragen, ließ mir Erfrischungen geben, und bot mir Karten an. Ich schlug sie aus, weil ich das Spiel nicht verstände. „Gerechter Himmel!“ rief sie, „womit tödten Sie denn die Zeit, wenn Sie nicht spielen? Das ist mir doch unbegreiflich an einem Manne von Geist, wie Sie sind.“ Sie spielte fort. Es war Pharao. Der Banquier hatte ungeheures Glück. Bald lag alles Gold der Spieler bei ihm. Alle Leidenschaften der Spieler sah man hier sprechen aus den brennenden Wangen, den stieren Augen, den krampfhaft verzogenen Lippen. Der Banquier leuchtete vor Vergnügen.

„Ich habe Sie bald rein ausgeplündert!“ sagte er. „Sie sprachen vorhin von meinem kostbaren Brillant“ — er zeigte seinen blitzenden Fingerring —; ich verspiele ihn in einer Lotterie;

setzen Sie ihm alle Ihre Ringe dagegen." Begierig und rachelustig sahen alle auf den schimmernden Brillant. Man nahm den Vorschlag an. Frau von Winter sagte: „Beim Spiel geniren mich die Ringe; ich habe keinen genommen. Aber" — sie sah mich an — „apropos, Freundchen, Sie sind wohl so gütig, und leihen mir den Ihrigen für den Augenblick?" Betroffen über das Ansinnen, zog ich Augustinens Ring ab und reichte ihn ihr: „Betrachten Sie ihn wohl, gnädige Frau! Sie kennen ihn noch? Es ist der Ihrige!"

Sie sah ihn flüchtig an und sagte: „Desto besser!" warf ihn in die Spielschale zu den andern und beobachtete nur den Brillant. Aber die Ringe alle gingen verloren. Der Banquier gewann. Auch der heilige Ring der ersten Liebe ging verloren, und auf derselben Stätte, wo ich ihn unter Thränen einst empfing. O allmächtige Zeit, wie wälzest du alles um!

Man ging zum Nachtessen. Die wenigsten Gäste waren guter Laune. Augustine zwang sich heiter zu scheinen; das gab aber ihren ältlichen Mienen etwas Widerlichverzerrtes. Man sprach den Weinflaschen zu, um sich vermuthlich eine

höhere Stimmung zu schaffen; man ward nicht heiterer, aber geschwätziger. Die Neuigkeiten der Residenz wurden gemustert; die Bekannten und ihre heimlichen Geschichten vorgenommen. Es fehlte der Unterhaltung nicht an Witz, aber an Menschenliebe. Und zu meinem größten Schmerz war Augustine am reichsten an boshaften Einfällen. Sie trug sogar kein Bedenken, zuweilen ihre eigenen Gäste zu persifliren. Ach, hätte ich jemals glauben können, daß die angebetete Ueberirdische im vierzigsten Jahre ganz das Gegenbild von sich selbst sein würde? — Ich empfand Langeweile und Eckel. Da man sich sogleich nach dem Essen wieder an die Spieltische machte, entfernte ich mich früh.

Es that mir recht weh, in die Residenz gekommen zu sein, oder vielmehr, Augustinen so entartet erblickt zu haben. Ich besuchte sie zwar noch einigemale in ihren Prozeßangelegenheiten, ohne aber mehr als das erstemal von ihr erbaut zu werden. Trotz der Falten ihres Gesichts wollte sie doch nicht alt sein; sie hatte sich Roth aufgelegt; ich that, als bemerkte ich's nicht. Sie schien dann und wann unsere ehemaligen zärtlichen Verhältnisse aufwärmen zu wollen; sie

ward mir ekelhaft. Als ich von ungefähr einmal ein Wort von ihrem vierzigsten Jahr fallen ließ, sah sie mich mit fremden Augen an. „Ich glaube, Sie träumen, Herr Präsident!“ sagte sie. „Ihr Gedächtniß altert vor der Zeit. Als wir uns kennen lernten, waren Sie zehn, ich fünf Jahre; ich spielte noch mit der Puppe; ich einnere mich dessen sehr genau noch. Ein zehnjähriges Mädchen denkt nicht mehr an die Puppen, sondern an weit ernsthaftere Dinge. Also bin ich bestimmt jetzt fünfunddreißig. Und unter uns gesagt, es ist möglich, daß ich mich noch einmal vermäle. Schon lange wirbt ein trefflicher Mann, einer unserer ersten Dichter, um meine Hand. Alle seine Gedichte an die Madonna, an den Gekreuzigten, alle seine heiligen Legenden athmen das süße Feuer reiner Inbrunst für mich.“

Ich wünschte bescheiden zum „süßen Feuer reiner Inbrunst“ Glück, und war froh, als ich zum Thore der Residenz hinaus wieder meiner Adele und ihren Kindern entgegen fuhr.

****

Man bemerkt nur, daß man alt wird, wenn man die Zerstörungen der Zeit in bekannten Gesichtern aus den Jugendtagen sieht. Ich war mir

in der Residenz älter vorgekommen, als ich war. Aber da ich wieder an der Brust meiner treuen, guten Adele lag, und meine Kinder mich umklammerten, und ich nun jedem und jeder auspackte, was ich zum Geschenk aus der Residenz mitgebracht hatte — da ward ich wieder jung. Wo im heimathlichen Kreise Unschuld und Liebe wohnen, ist eine ewige Jugend.

Es geht denn freilich mit dem Lauf der Jahre mancher von uns voran in die bessern und dauernden und höhern Verhältnisse der Geisterwelt, und das Herz blutet. Aber eben diese Abschiede machen uns das Leben und das Universum nur bedeutsamer, verknüpfen das Hier und Dort in unserm Gemüth fester, und tragen etwas Geistigeres, Erhabeneres in unser Denken, Wünschen und Thun hinein. Das Kind ist wohl zufrieden mit einer Blume, einem bunten Steinchen, einem engen Spielplatz, und bekümmert sich wenig um der großen Menschen übriges Treiben. Der Jüngling und die Jungfrau schwärmen schon lieber ins Weite und Freie hinaus. Die Kinderstube wird ihnen zu enge. Sie wollen mehr. Sie gewinnen, verlieren, erwerben, und haben nie genug. Alles Gut der Erde wollen sie umfassen.

Zuletzt genügt auch dies nicht mehr. Mit den Jahren erweitert sich das Leben und die Ansicht des Lebens. Dem Kinde wird die Blume und der bunte Stein zu gering; dem Mann und Weib der Genuß aller Ehre, alles Geldes gleichgültiger; die Erde hat für den Geist zu wenig; er breitet den Arm ins Weltall aus, er fodert und hat die Ewigkeit.

Das waren Worte, die uns Adelens herrlicher Vater auf dem Sterbebette sagte. Wir weinten um ihn; aber wir liebten den Vorangegangenen nur mit einer innigern, heiligern Liebe, in der wir uns selbst heiligten. Adele und ich lebten ein höheres Leben, seit zwischen uns und der Ewigkeit kein Unterschied war, und wir dort welche zu lieben hatten, wie hienieden.

Die schönsten aller Freuden gewährten uns unsere Kinder. Meinen ältesten Sohn begleitete ich selbst auf die Universität, und es war für mich und Adelen die angenehmste Ueberraschung, als an meinem fünfzigsten Geburtstag an mich die königliche Ernennung zu dem ruhigen und ehrenvollen Posten kam, welchen ich noch jetzt bekleide. Denn diese Stelle verpflichtete mich, in der Residenz zu wohnen; und von da bis zu der Stadt,

wo mein Sohn den Wissenschaften oblag, war es nur eine mäßige Tagereise. Wir waren also beisammen, so oft es uns eben wohl gefiel.

Zwar Adele verließ recht ungern ihre Vaterstadt; aber die Residenz, von der sie oft gehört hatte, hatte doch auch Reiz, und noch mehr für ihr zartes Mutterherz die Nähe ihres Erstgeborenen. Sie war in ihrem vierzigsten Jahre freilich nicht mehr das wunderschöne Blondköpfchen, wie es bei der ersten Bekanntschaft neben mir im Wagen saß; aber ihr Gesicht hatte nur mehr Adel gewonnen, ihr Wesen hatte zur Anmuth Würde empfangen. Adelens Herz war jugendlich geblieben. Ich liebte sie noch mit der ersten Liebe. Ihr holdes Gesicht, von keiner Leidenschaft in seinen milden Zügen entstellt, hatte keiner Schminke vonnöthen, um noch immer recht einnehmend zu sein.

Sie kannte meine frühern Verhältnisse mit Augustinen. Da wir nun in die Residenz kamen, war sie sehr begierig, meine erste Liebschaft kennen zu lernen.

****

Es verging wohl ein Vierteljahr, ehe ich die Frau von Winter aufsuchte; denn ich fand dazu

wenig Begierde in mir. Man hatte uns schon gesagt, sie halte keine Gesellschaften mehr, lebe äusserst eingezogen, und wäre in ihren spätern Jahren im gleichen Grade geizig geworden, wie sie ehemals Verschwenderin gewesen. Diese Sinnesänderung sei als eine Frucht ihrer ehemaligen Spielwuth anzusehen, der sie sich ergeben, da sie nicht mehr zu kleinen Galanterien jung genug war. Man finde sie nirgends häufiger als in der Messe; denn sie sei vor mehrern Jahren, von Modepoeten begeistert, auf den Einfall gekommen, sich in den Schoos der alleinseligmachenden Kirche zu werfen, und katholisch zu werden.

Als ich sie nun das erstemal besuchte, traf sich's, daß ich sie wieder im Garten aufsuchen mußte. Schon im Hausgang sah ich einige Heiligenbilder an den bestaubten Wänden hängen. Der Garten war einer waldigen Wildniß ähnlich, und Dornen wucherten, wo ich ehemals als Kind das Hochzeitsmahl genossen und Augustinens Puppe gewiegt. Die Akazien waren niedergehauen, vermuthlich aus Oekonomie, um Brennholz zu haben. Der chinesische Tempel hatte äusserlich allen Flitterprunk verloren; er war mit ehrlichen deutschen Ziegeln bedeckt; kleine zugespitzte gothi-

sche Fenster von buntem Glase, wie Kirchenfenster, so wie ein Kreuz an der Dachspitze, machten das Häuschen einer Kapelle ähnlich.

Das war's auch. Wie ich hineintrat, sah ich Altar und Kruzifix und ewige Lampe. — Die fünfzigjährige Frau Winter, sehr einfach matronenhaft gekleidet, eben vom Gebet aufgestanden, kam mir entgegen, den Rosenkranz in der Hand, mit den Lippen murmelnd.

Ich stand still vor ihr. Sie erkannte mich, und schien erfreut. Ich konnte mein wehmüthiges Gefühl nicht übermannen, und blieb stehen, und ergriff ihre Hand und zeigte mit nassen Augen in die Kapelle hinein. „O Augustine!“ rief ich, „als hier noch die leichte Rebenlaube stand, wo wir in glücklicher Kindheit die bleiernen Ringe tauschten, — als wir dann hier zehn Jahre später, Jüngling und Jungfrau, die ersten Küsse unschuldiger Liebe wechselten und dem Himmel Gelübde brachten — —“

„Ich bitte, denken Sie doch nicht an die eiteln Kindereien mehr!“ unterbrach sie mich.

„Ach, Augustine, es war nicht mehr so gut, da sich die Rebenlaube zum üppigen Boudoir im chinesischen Tempel verwandelt hatte; noch schlim-

mer, als ich hier den goldenen Ring der Liebe, das schöne Denkmal, an einem Pharaotische verspielen mußte — und jetzt da eine Kapelle!“

„Mein Herr,“ sprach Frau von Winter: „man geneset endlich vom Rausch der Welt und ihrer eiteln Lust. Sie verwunden mein Herz mit solchen Erinnerungen. Sind Sie gekommen, mich zu verhöhnen? Wenn Ihnen Ihre Seligkeit lieb ist, folgen Sie meinem Beispiel; lernen Sie der falschen Welt entsagen, und rufen Sie die Heiligen Gottes um ihre Fürbitte an.“

Wie ich zu Hause kam, sagte ich zu Adelen: „Nein, liebe Seele, wir wollen nicht zu ihr gehen. Ich kenne sie nicht mehr. Sie ist Betschwester geworden. O allmächtige Zeit!“

An meine vermählte Tochter.

Nicht der Schimmer deiner Hütte,
 Nicht der Mode neuste Tracht
Ist's, was dich und deine Schritte
 Durch das Leben glücklich macht.
Aehnlichkeit der Karaktere,
 Einfalt, Liebe, Duldungssinn
Zaubern mehr als die Chimäre —
 Mode — Glück ins Leben hin.

Freilich, manche Häuser glänzen
 Mehr als dein's von reichem Tand.
Doch er setzt dem Frieden Grenzen,
 Ist der Herzen Scheidewand;
Ist zu theuer eingehandelt
 Für des Hauses Wohl und Ruh.
Wo die Mode herrisch wandelt,
 Schließen sich die Herzen zu.

Sprich, wer kann sich froh vermählen,
 Wenn er prüfend um sich schaut?
Sprich, wen soll der Jüngling wählen,
 Sucht er Glück sich in der Braut?

Jungfrau'n, die im Schimmer blitzen,
Eignen Wünschen ungetreu,
Bleiben oft nur darum sitzen,
Nichts erobernd als die Scheu.

Manche, die im Mädchenstande
Treu schien der Bescheidenheit,
Strahlt als Frau im Prachtgewande,
Rund umringt von Ueppigkeit.
Arme wollen rasch genießen,
Was sie sonst aus Zwang entbehrt;
Reichern soll es rauschend fließen,
Und der Mann wird aufgezehrt.

Jede sucht sich größern Namen,
Höhern Ständen anzureih'n;
Jungfern wollen Edeldamen,
Fräulein — Königinnen sein.
Jede will in ihrem Kreise
Glänzen als der erste Stern,
Und, gebaut auf solchem Eise,
Ist des Hauses Sturz nicht fern.

Stentors arme Kinder darben,
Weil die Mutter stolz sich trug;
Ehr' und Pflicht Ottillo's starben,
Weil der Gattin Putz sie schlug.

Nina's Prunk zerriß der Ehe
Heiliges geweihtes Band.
Tausend Laster, tausend Wehe
Zeugt der Frauen Pracht und Tand.

Das Gefühl für Mutterpflichten
In Amara's Busen starb,
Weil ob ihrem eiteln Dichten
Geist und Herz an ihr verdarb.
Schau hieher! Da steht die Bahre,
Des vergess'nen Säuglings Theil!
Schau, um Putz und Modewaare
Beut sich dran die Tochter feil!

Die aus der bescheidnen Sphäre
Weiblicher Bestimmung tritt,
Setzt die Tugend, setzt die Ehre
In Gefahr mit jedem Schritt.
Mag man noch so frech ihr schmeicheln,
Arges wird ihr doch zum Lohn;
Vorwärts wird der Falsche heucheln,
Hinterwärts spricht Gift und Hohn.

Ach, die schwache Thörin wecket
Selbst der Zwillingsschwestern Neid,
Und der kleine Neid beflecket
Ihren Ruf — um's Modekleid!

Wird ihn die Bewundrung söhnen,
   Die der Knäblein Lob ihr zollt?
Oder lohnt sein bittres Höhnen
   Aller Glanz von Flittergold?

Auch der Mann sieht eckeln Blickes
   Auf sein eitles Weib herab,
Und die Wurzel alles Glückes,
   Achtung, faulet täglich ab.
Täglich schwindet das Vertrauen,
   Zarter Liebe Flamm' erlischt,
Und das Bild von solchen Frauen
   Ist vom Herzen weggewischt.

Wird der Priester ihres Götzen,
   Wird die Närrin, wird der Thor
Dann des Gatten Herz ersetzen,
   Das die Frau um Tand verlor?
Wird die Schmeichelei des Gecken
   Und der Freundin Zungenspiel
Dann die Ruhe auferwecken,
   Die für immer sterbend fiel?

Jetzt zumal, da jede Welle
   Unsrer Tage trüber fleußt,
Und des alten Wohlstands Quelle
   Täglich kärger sich ergeußt:

Jetzt, ins Ferne blickend, lenke
Dich gewissenhaft zur Pflicht;
Störe deinen Frieden, kränke
Deines Gatten Ruhe nicht.

Adelheid sei dein Exempel!
Einfalt ist ihr ganzes Herz.
Ihr Haus ist des Friedens Tempel,
Und sein Wohlstand ruht auf Erz.
Achtung füllt die Brust des Gatten,
Lieb' und Treu im Busen glüh'n,
Und im mütterlichen Schatten
Siehst du frohe Kinder blüh'n.

Suchst du Glück im Erdenleben,
In der Ehe Heiligthum:
O so präge dein Bestreben
In der Einfalt Adel um.
Häuslichkeit sei deine Zierde,
Reinlichkeit sei deine Pracht,
Stille Tugend deine Würde,
Sanfte Liebe deine Macht.

Agathon.

Wechsel.

Wenn sonst der liebe Tag begann,
Fuhr ich schon auf dem Fluß,
Und sang ihr, die ich meine, dann
Ein Lied zum Morgengruß.

Geweckt von meinem Liede, kam
Sie, gleich dem Morgenschein,
Und meine kleine Gondel nahm
Sie wiegend zu mir ein.

Ich schmiegte innig mich an sie
In süßer Trunkenheit,
Und so verstrich, ich weiß nicht wie,
Die liebe Morgenzeit.

Wenn auf die Felder Mittagsruh
Die heiße Sonne goß,
Floh ich mit ihr dem Walde zu,
Und schlief auf ihrem Schoos.

Und wenn auf Berg und Thal und Flur
Der kühle Abend lag,
Schlich ich mit ihr des Wildes Spur
Im Samenfelde nach.

Und sorgenfrei entschlummert' ich,
An Lina denkend, drauf,
Und holde Träume weckten mich
Des Morgens wieder auf.

Mein ganzes Glück, die Jünglingszeit,
Wie bald war es entflohn!
Jetzt spricht die kahle Wirklichkeit
Dem sel'gen Träumer Hohn.

Die Gondel hat der Sturm verweht,
Und Lina's Auge bricht,
Der Morgen flieht, der Abend geht,
Doch, ach! mein Kummer nicht!

Laß fliehn den Tag, laß fliehn die Nacht!
So fliehn auch Freud und Leid.
Und wenn auch jetzt der Kummer wacht,
Er währt nur kurze Zeit.

Julius Binder.

Das
Bild von Albrecht Dürer.

„Doktor! Doktor!“ sagte der Anwald Behk zu seinem Freunde, dem Medikus Veitel: „bist du auch deiner Sache gewiß? Ein Gemälde von Albrecht Dürer! Eine Verkündigung Mariä? Hier in unserer Stadt? Für Geld und gute Worte zu haben? — Ich schieße mich todt, wenn ich sie nicht bekomme! Wie sieht sie denn aus? alt? verblaßt, wurmstichig?“

— Daß ich nicht wüßte! versetzte der Doktor. Ich will auch gerade nicht schwören, daß es ein Stück von Dürer sei; ich meinte nur, es sei in dessen Geschmacke, fromm, einfach, sinnig und rührend. Uebrigens sieht es gerade so frisch aus, als wäre es vor achtzehn Jahren erst gemalt und inzwischen immer hübscher geworden.

„Aber ist es denn auch wirklich zu haben, mein Herzens-Doktor? Und wo? wann? wie theuer?“

— Die Wahrheit zu sagen, ich habe nicht eigentlich gefragt; es ist ja noch alle Zeit dazu. Die Besitzerin ist eine arme, kranke Prediger-

Wittwe, die ich gegenwärtig behandle, und so viel ich weiß, ist das schöne Bild ihr einziger Reichthum, den sie freilich nicht wird um einen Spottpreis losschlagen wollen.

„Doktor! Du bist auch rasend umständlich und kostbar in deinen Antworten. Führe mich hin, und laß mich selber sehen!“

Der Medikus lachte über den Ungestüm seines Freundes, und machte Schwierigkeiten, ihn hin zu führen. Endlich indeß nahm er den Ungeduldigen an den Arm und ging mit ihm durch die Hauptgassen der Stadt in ein Nebengäßchen, wo die Predigerwittwe still in einem kleinen abgelegenen, aber freundlichen und reinlichen Häuschen wohnhaft war.

Unterwegs sprach er zu dem eilfertigen Anwald von nichts als von der Anmuth und Trefflichkeit des herrlichen Bildes, und suchte dem hastigen Jagen des Freundes durch die ruhige Beschreibung davon etwas Einhalt zu thun. Du wirst noch früh genug um dein Geld kommen, schloß er endlich: warum rennst du mit so grimmiger Hast? Ich dachte wahrhaftig nicht, daß deine Sammlerwuth so gar hitzig wäre.

„Hitzig? Ich hitzig?“ erwiederte Behr: „und

bist nicht du vielmehr so kalt und so starr, daß dir Wärme wie Flamme scheint? Du denkst nicht, daß ein Dürer so selten zu haben ist, als — rechtes Gefühl dafür. Aber sage mir endlich, darf ich feilschen und Geld bieten, und krieg' ich ihn denn? Ist die Wittwe zäh? Vom Stamme Gieb oder vom Stamme Nimm?"

— Alles erwogen, sprach Veitel, kömmt viel darauf an, was du mit Bequemlichkeit im Jahr für dein Steckenpferd aufwenden kannst, ohne deinem ehrlichen Ausgeben Abbruch zu thun.

„Ich verstehe dich!" versetzte der Anwald. „Mich dünkt, ich gebe jährlich drei- bis vierhundert Thaler für Malereien aus, und lebe dabei, wie du weißt, wenn auch nicht stattlich und vornehm, doch mit Bequemlichkeit, und ohne zu kargen. Also, wenn ich mich enthalten will, sonst noch in diesem Jahre zu kaufen, so kann ich für den Dürer ohne Beschwerde vierhundert Thaler geben, und ist er's werth, auch wohl noch mehr. Denn wahrlich, ich erwerbe tausendmal lieber ein rechtes Hauptstück, und ergötze mich darob und spare dann ein Jahr, als daß ich einen unnützen Kram von Bildern kaufe, die zwar für den Augenblick mich reizen, aber einmal aufge-

hängt in meinem Saale, mir bald so gleichgültig sind, wie die chinesischen Figuren auf den Tapeten.“

— Wohlgesprochen! antwortete Veitel. Ich bin durchaus deiner Meinung. Entweder man schaffe sich ein edles Kunstwerk an, das immer herzlicher und tiefer uns anzieht, oder man kaufe gar nichts. Aber die schöne Verkündigung von Dürer möchte dich doch etwas höher kommen, als die vierhundert Thaler, die du füglich geben kannst. Nicht zwar auf Einmal wirst du mehr bezahlen müssen, aber so nach und nach, in der Folge der Jahre; denn wo mich nicht alles trügt, wird die Wittwe dir das Bild nicht übergeben, ohne daß du dich anheischig machst, ihr Kind zu versorgen. Die gute Frau ist schwächlich, und da sie wahrscheinlich einem nahen Tode entgegen geht, so wird sie gewiß darauf denken, bei diesem günstigen Anlaß für ihre zu hinterlassende Tochter zu rathen, und irgend eine jährliche Unterstützung für dieselbe von dir auszuwirken.

„Das ist wunderlich“, meinte Behr. „Ich soll vielleicht lebenslang an dem Bilde kaufen, und nachgerade ein junges Gänschen, mit der Zeit aber einen alten spitznasigen Drachen füttern, um von Zeit zu Zeit meine paar Augen an einem

Albrecht Dürer zu weiden? In Wahrheit, das Bild muß schön sein, wenn ich es um diesen lästigen Preis mir anschaffen soll.“

— Die Sache wird sich geben, sagte der Doktor. Ein Junggeselle wie du hat etwas Liebes vonnöthen, wenn er nicht soll zu Grunde gehen; und ich hoffe, die schöne Maria meines Dürers wird dir so milde und so schmeichelnd zu Herzen gehen, daß du sie frank und frei zum Ideale nimmst, und alle Liebchen, die geringer und irdischer sind, fahren lassest, und dich froh und gut bewahrest mit diesem einen, dem ich keines so leicht vergleichen mag; — —

„Potz Tausend, was für Orakelsprüche, was für Predigten und Räthsel unser Doktor geladen hat!“ rief hier unter Händeklatschen und mit Verwunderung der Anwald aus. „Ich denke gar, du willst mich zum Waldbruder machen, der ewig vor seiner gemalten Madonna kniet, und vergißt, daß es in der Welt noch Fleisch und Bein und schlagende Herzen und küssende Lippen giebt.

Während dieses Gespräches waren die Freunde vollends zu dem Häuschen der Wittwe gelangt, und der Arzt, laut den Rechten seines Berufes,

stieg mit dem Anwald ungesäumt die Treppe hinan, klopfte mit dem Finger an die Stubenthür, und trat auf ein freundliches „Herein!“ sogleich und von dem Anwald leise gefolgt in das traute Zimmerchen.

Hier überraschte den erwartungsvollen Behr ein Anblick, den er in seinem Leben nicht gehabt, und auf den er jetzt am wenigsten bereitet war. Er hatte sich eigentlich gar nicht die Mühe gegeben, von den Gemächern der Wittwe, von den Geräthen darin und von der Tochter derselben sich das mindeste Bild zu machen; er war lediglich gespannt auf das Werk von Albrecht Dürer, und allenfalls auf ein lästiges Markten darum.

Desto mehr wirkte jetzt, was plötzlich vor seinen Augen stand. Ein kleines Doppelfenster mit runden leuchtenden Scheiben erhellte das freundlichste Stübchen von der Welt, das mit weiblicher Reinlichkeit aufgeräumt, angeordnet, gefegt und gebohnt, von Wänden, Stühlen, Tischen und Schränken vielfältig den Glanz der hereinlachenden Sonne zurückwarf, und so festlich sich ausnahm wie eine Kapelle der heiligen Jungfrau, durch zartsinnige Klosterfrauen sorgfältig in Ehren gehalten.

Von einem altfränkischen Gestelle mit Säulchen, Laubwerk, Engelchen und gothischen Zierrathen ausgeschmückt, funkelte zinnernes Geschirr und eine Reihe bemalter Tassen, Flaschen und Kelchgläser. Zu dem Fenster ging eine Vertiefung der Mauer, wie man sie häufig in alten Rittersälen findet. An der einen Wand erhob sich ein hohes Nähpult, auf welchem ein Stundenglas und ein Blumengefäß, voll duftender Rosen und Violen stand. Das schiefe Pultbrett zeigte neben Fingerhut, Fadenkorb und Scheere breit aufgeschlagen ein uraltes Predigtbuch, voll herausstehender Papierschnitzel, als Zeichen von vielgelesenen Lieblingsstellen.

Vor dem Nähpult befand sich ein nußbaumener Schemel mit einer niedrigen Lehne, und auf dem Schemel saß bescheiden und holdselig die Tochter der Wittwe, fleißig im Begriff der krank liegenden Mutter im offenen Nebenzimmer aus dem aufgeschlagenen Predigtbuche zur Morgen-Andacht irgend einen trostreichen Spruch vorzulesen.

Ueber die Maßen lieblich war das schöne jungfräuliche Kind. Schwarz in Trauer gekleidet um den anderthalb Jahr schon seligen Vater, schmuck-

los, ohne Kopfputz, mit goldenen reich abwallenden Locken und einem Angesicht voll Rosen der Unschuld und Augen voll sanfter, herzgewinnender Güte, saß sie so tugendlich und weltvergessen an dem Pulte, wie das Sinnbild der Frömmigkeit selbst, und las mit der klarsten, lieblichsten Stimme noch eine Minute lang fort, als die beiden Freunde schon hereingetreten waren.

Das Mädchen hatte nicht bemerkt, daß hinter dem Doktor ein Fremdling gekommen; und der tägliche Besuch des Arztes war schon lange keine Unterbrechung mehr gewesen, wenn er eben in die Momente der Morgenerbauung traf. Jetzt, da der Abschnitt zu Ende war, kehrte sich die Jungfrau zur Begrüßung des Willkommenen um, und mit holdem Erröthen gewahrte sie den Unbekannten, der hinter dem Doktor so geräuschlos als möglich hereingeschlichen, und wie verzaubert die anmuthsvollen Geberden des Mägdleins und die seelenvolle Stimme freudig belauscht hatte.

„Meine Verehrteste!“ hob der Doktor nun an: „ich wage hiermit ungefragt einen geliebten Freund, den Anwald Behr, in Ihre friedliche Klause zu bringen. Er wird Sie gewiß nicht

belästigen! Ich habe ihm versprochen, daß er ein Gemälde von Albrecht Dürer bei Ihnen finden sollte, und wenn Sie gütigst erlauben, so wird er es hier ein Paar Augenblicke betrachten, indeß ich drüben bei Ihrer Mutter bin.

Das schöne Kind erröthete noch einmal bei dieser Anrede, und versetzte dann lächelnd! „Ich glaube, Sie träumen, mein bester Herr Doktor! Wir haben im ganzen Hause kein einziges Gemälde, das irgend den Namen verdient, und vollends von dem alten berühmten Meister, den ich oft aus dem Munde meines Vaters rühmen gehört, vermögen wir nichts zu besitzen. Ein verblichenes Bild von einer Verkündigung Mariä, das drüben in der Mutter Stübchen liegt, wird Ihnen doch schwerlich als die Arbeit von diesem ehrwürdigen Meister vorgekommen sein?“

Der Doktor, angenehm überrascht, daß eine List, mit welcher er umging, durch den Zufall so trefflich unterstützt ward, rief mit lachendem Tone: „Herbei nur damit! Das Uebrige findet sich von selbst. Mein Freund ist ein Kenner, und hat eher schon unter Staub und Ruß und zwischen den Hieroglyphen und Wurmstichen und Holzspalten heraus die größten Meisterstücke der Kunst

entdeckt; es sollte mit seltsamen Dingen zugehn, wenn er nicht heute so glücklich wäre, hier einen Herz und Geist ansprechenden trefflichen Dürer zu finden.

Verwundert und fragend sah das Mädchen den sonst so verständigen Arzt bei diesen Worten an; aber Veitel nahm das reizende Kind mit anständiger Höflichkeit bei der Hand, ließ sich hinein zu der liegenden Mutter geleiten, und sandte die Jungfrau mit einem alten abscheinigen Gemälde zurück in das äussere Zimmer, wo Behr, in Erwartung der herrlichsten Augenweide, gedankenvoll und nicht ohne sonderbare Bewegung seines Herzens ihr harrend entgegen sah.

Der Doktor, gleichsam um durch seine Fragen nach Puls und Schlaf- und Gesundheitszustand die beiden Beschauenden nicht zu stören, machte die Zwischenthüre förmlich zu, und überließ das jugendliche Paar unzerstreut seiner künstlerischen Betrachtung, während er emsig um die kränkelnde Wittwe sich alle mögliche Mühe gab.

„Ach,“ sagte das unbefangene Mägdlein, Sie werden mich auslachen, Herr Behr, daß ich Ihnen hier ein altes armseliges Ding als das Werk eines sinnvollen und so wackern Meisters

vor Augen stelle. Wahrhaftig, wir hatten die Tafel so wenig geachtet, daß sie zwischen Spinneweben hinter einem Schranke stand; und ich begreife völlig nicht, wie der kluge Herr Doktor erstlich sie hat ausgespürt, und zweitens ihr die Ehre angethan, sie für die Arbeit von dem frommen Albrecht Dürer auszugeben.

„Sie erlauben!“ versetzte der Anwald, und alsobald nahm er mit spitzen behutsamen Fingern nach Kennerart das Gemälde aus den blendenden jungfräulichen Händen, stellte es auf einen Stuhl an die Rücklehne, schob den Stuhl in das gehörige Licht, blies mit Sorgfalt den Staub von den Farben, und pflanzte sich dann mit untergeschlagenen Armen nachdenklich hin, um mit würdiger Salbung Recht und Urtheil zu sprechen.

„In der That, —“ hob er endlich an, und schwieg auf der Stelle wieder still.

„Vielleicht —“ fing er noch einmal an, und wagte es gar nicht auszusprechen.

„Es muß doch ein Irrthum —“ begann er zum drittenmal, und schämte sich fortzufahren, weil er im Begriff war, etwas Empfindliches zu sagen, wenn irgend das Mägdlein auf die Tafel einen Werth gelegt hätte.

— Nicht wahr, — sagte Marie jetzt; denn nicht länger wollen wir ihren Namen verschweigen — nicht wahr, es ist kaum eines Anblickes werth? Ich wenigstens dächte, was ein rechtes Meisterstück wäre, das ginge gleich ans Herz, und ich sollte es auch ein wenig empfinden. In der Welt einmal, wenn etwas Gutes oder Schönes mir vor die Augen kommt, so fühle ich mich gleich zum Weinen froh, und hier möchte ich lachen über die Figur, wenn's nicht ein Bild von einer heiligen Geschichte wäre.

„Ich kann gar nicht zu mir selber kommen," erwiederte Behr; „der Doktor kennt so lange schon mein ganzes Kabinet, und hat auch an die hundert zierliche Bilder von Dürer in Kupferstich und Holzschnitt bei mir gesehen; und doch sollte er jetzt einen so kläglichen Mißgriff thun, mir etwas — — Oder will er zum Spaße mich prüfen? — Oder kenne ich noch alle Manieren von Dürer nicht? — Ist das Bild aus der frühesten Jugendzeit? — Ich bin so verblüfft, daß ich mir gar nicht zu rathen weiß."

— Lassen Sie es gut sein! versetzte Marie; der muntere Doktor hat den langweiligen Weg nach unserm Häuschen und den langweiligen Rück-

weg in guter Gesellschaft machen wollen, und hat seinen Freund mit einer List müssen hin bewegen; das wird es alles sein!

„Nun wahrhaftig, da war doch Unwahrheit übel angebracht! Die Wahrheit, daß ich hier eine so liebenswürdige Bekanntschaft, und statt der todten Kunst so viel blühendes, anmuthiges Leben — — —“

— In der That, — unterbrach sie ihn — wenn Sie hier aus dem Fenster sehen, Herr Anwald, so werden Sie das niedlichste Gärtchen erblicken, das ich in einem Hirtenthal mir denken kann; und jenseits über den verfallenden Mauern der Stadt, neben dem alten Thurme vorbei, gewahren Sie die benachbarten Weinberge mit dem felsigen Gipfel, auf welchem die zerstörte Ritterburg sich gar so wunderschön ausnimmt, wenn die Abendsonne mit ihrem letzten Strahle darauf niederscheint.

Unter diesen Worten öffnete Marie das Fenster, und zog den verdutzten Anwald, der mitten in seinen Schmeichelreden stecken geblieben, und sich gar nicht verstanden sah, zwischen Nähpult und Schemel hindurch nach vornen, und stand nun Seite an Seite in dem engen, traulichen

Erker dicht neben dem vortretenden Manne, dem es anfing in dieser Nachbarschaft heiß und kalt zu werden, und der in tiefer Zerstreuung die herrliche Landschaft in den klaren, himmelblauen Augen des Mägdleins zu suchen begann.

„Gewiß“, sagte er mit unvorsetzlichem Doppelsinn: „etwas Schöneres, Anziehenderes, Holderes habe ich noch nie gesehen!“ Und erst nach diesem Ausruf wendete er den Blick nach der vorliegenden Landschaft, die das Mädchen so dringend empfohlen hatte. Aber, die Wahrheit zu sagen, es ging ihm wie denen, die von strahlendem Licht in plötzliche Finsterniß treten; es flimmert in den Augen noch lange wie Funken; und ihm blickte aus allen Theilen der Landschaft das Angesicht der schönen rosigen Jungfrau entgegen, das bis in sein tiefstes Herz geleuchtet hatte.

Höchst nöthig war's, daß jetzt, nach einer äusserst gedehnten Pause zwischen den beiden Hinstarrenden am Fenster, der gesprächige Doktor aus dem Nebenzimmer trat. Das Mädchen ging ihm rasch entgegen und fragte: „Wie finden Sie die Mutter? Ueber dem verwünschten Gemälde habe ich es schändlich versäumt, bei Ihren Fragen zu-

gegen zu sein; und ich hätte doch manches Ihnen zu sagen gehabt."

„Es dürfte schwerlich etwas Entscheidendes gewesen sein!" versetzte der Doktor. Ihre Mutter hat mir alles erzählt, was nach den Umständen wichtig ist; sie befindet sich gar nicht übel, und etwas besser als ehegestern. Es war mir lieb, die allzubange sorgsame Tochter von unserer Unterhaltung entfernen zu können; denn gewiß, mein liebes Kind, Sie bekümmern sich allzusehr, und Sie schwatzen vor dem Arzte ihrer guten Mutter so viel Neues von Uebelkeiten an und auf, daß ein Unwissender oder Bedachtloser den Faden der Krankheit zehnmal verlieren müßte, wenn er nach den Fragen und Aeusserungen der Tochter zufahren wollte."

„Wir empfehlen uns auf das Höflichste!" sagten endlich die Freunde; Veitel zuerst und mit Vorsatz, Behr wie mechanisch hintennach, und der Doktor zog den Anwald, der ganz in Gedanken war, als einen selbstvergessenen Träumer aus dem Stübchen und endlich hinab auf die Gasse, wo der Anwald sich wieder besann, und, indem er stillstand, den Doktor bei den Händen faßte, ihm steif ins Gesicht sah und ihn anredete:

„Was zum Element, mein großer Hippokrates, hat dich denn angefochten, den Kunstkenner zu spielen, und eine staubige, rußige Klecerei mir als ein Meisterwerk von Albrecht Dürer aufzubinden? Bist du nicht besser in Gicht und Wechselfiebern und Schwindsucht zu Hause, so mag dir ein Narr seine Haut vertrauen!“

— Aber, mein herziger Anwald, wenn habe ich denn je den Kunstkenner gemacht?

„Du hast mir ein Stück von Dürer versprochen, fromm, einfach, sinnig, rührend; und hast mir ein Geschmiere vor die Augen gebracht, das den Farbenreiber eines Flachmalers ärgern müßte.“

— So! Du sahst also nichts von Dürer? Nichts in seinem Geschmack? — In dem ganzen Zimmer nicht? An dem Nähpult nicht? In der edeln, sittsamen Gestalt des Mägdleins nicht? Sogar in den eckigen Falten der gestärkten Leinewand nicht, die so malerisch von ihrem Schoos auf den Boden des Kämmerchens fiel? — O du Blinder und verstockten Herzens du!

„Doktor! wie meinst du das? Sollte dein —“

— Freilich sollte mein gesunder Verstand mir gesagt haben, daß Freund Behr eine verschimmelte Tafel mit zweihundertjährigen Bildchen der Kunst

in leblosen Farben ungleich gnädiger betrachten und aufrichtiger bewundern werde, als Fleisch und Bein von der Hand Gottes geformt, und mit einer frommen, kindlichen, unschuldigen Seele, mit einem lebendigen Athem und aller Fülle der Natur begabt.

„Ich fange an dich zu verstehen, Doktor! Aber laß mich doch zu mir selber kommen! Ich hatte Gemälde im Kopf . . . .“

— Das merke ich eben, und ich merkte lange schon, du hattest auch Gemälde im Herzen, und sie vertrockneten dich zum dürren unfruchtbaren Kenner, der auf Holz und Leinwand bewunderte, was er in warmer Leibesgestalt, frisch aus den Händen des Schöpfers, gar nicht ansehen mochte.

„Also meinst du das liebliche Mägdlein . . . In der That, beim Hereintreten . . . . Es ist wahr, mein Theurer! Sie sah wie die heilige Jungfrau aus; ein edles, liebes, schuldloses Kind! Und all das Geräthe! Das Pult, die Blumen! — Doktor, du hast göttlich Recht! Es sprach innig und warm und lebendig ans Herz; aber ich vergaß es ob der Erwartung des verheissenen Bildes, und sparte den Ausdruck meiner Bewunderung auf das alte Meisterwerk.“

— Hättest du die Tafel denn gekauft um die vierhundert Thaler, die du für ein Bild wohl geben kannst, wenn sie nach deinem Geschmack und ein ächtes Stück von Dürer gewesen wäre?

„Keine Frage! Ich hätte sie um das Doppelte gekauft, wofern sie mich erfreut und angezogen hätte, wie das schöne lebendige Kind, zu dem du mich hingeführt hast. Auch der Mutter ein Jährliches hätte ich willig bezahlt; sie macht es so nicht lange mehr, und einen andern Reichthum, der sie nähren könnte, verbirgt das bescheidene Stübchen wohl nirgendwo.“

— Nun, mein Bester! so kaufe nur lustig zu! Ich habe dir von einem Stück in Dürers Geschmack, von einem anmuthigen und trefflichen Bilde gesprochen, von einer Verkündigung Mariä, so frisch, als wäre sie vor achtzehn Jahren erst gemalt. Ich sagte, du würdest das Bild erhalten können, aber um mehr als vierhundert Thaler, doch allmählig nur in der Folge der Zeit zu bezahlen. Nimm die blühende Jungfrau zum häuslichen Weibe; sie heißt und ist Maria, gütevoll, unschuldig, sittsam, fleißig, achtzehn Jahre alt. Du hast täglich und stündlich eine Verkündigung von Dürer, wenn sie still bei der Arbeit

sitzt; und ich hoffe, sie macht dich ein wenig zum Engel dazu, zum Boten der Freude, zum Himmelsbürger, wiewohl in dem irdischen Himmel deines Hauses nur, und einstweilen nicht in dem höhern; denn als Arzt muß ich dir sagen, daß ich zur Verlängerung des Erdenlebens einem fühlenden Herzen solch ein holdes, freundliches Weib aufs Gewissen verschreibe. Laß die Kunst und ihre Werke ruhen, und bekenne dich zur schönen Natur! — Gieb deine vierhundert Thaler im Jahre der Wittwe und dem anmuthigen Mägdlein, so wirst du nicht allein die Verkündigung Mariä von Dürer, du wirst an der Mutter den fleißigsten greisen Frauenkopf von Denner, du wirst eine sorgsame, wackere Spinnerin von Gerhard Dow, du wirst Gesellschaftsstücke von Netscher oder Mievis, Küchenstücke von Snyders, und in der Tochter einstweilen eine Huldgöttin nach Tizian, bald einmal eine Madonna mit dem Kinde nach Lenardo da Vinci, und endlich eine Stube voll kleiner Engel nach Carlo Dolce, nach Albano, nach Raphael haben, und alles in natura! Leben saft- und kraftvolles Leben, und täglich anders, täglich neu, täglich herzerquickend!

„O Doktor! Doktor!“ rief der verwunderte

Wehr jetzt aus; „du zeigst mir einen Bildersaal, an den ich nie gedacht! Es brennt mich im Herzen wie tausend Himmelszeichen! Du hast ewig Recht; ich suchte Jahre lang vergebens nach dem Bilde, das mir endlich genügen würde. Nun, und wieder nun, und noch einmal dachte ich den Schatz zu heben. Ich wünschte mir ein schönes, sinnreiches, edles Bild, an dessen Betrachtung ich täglich mich erlaben und an dem ich Geist und Gemüth mir stärken könnte zu dem dürren, beengenden, niederdrückenden Geschäfte meines Berufes; aber nie habe ich es gefunden, das Kleinod, dem ich nachgejagt. Die leblosen Bilder schwiegen, wenn ich Sprache verlangte, und starrten, wenn ich in Flammen war. O wie viel anders ist solch ein treues, schönes, zärtliches Weib, wie die holdselige Jungfrau, welche du mich sehen ließest! — Es sei darum! Ich werbe, und bitte und flehe, bis sie mein geworden. — Mögen sich Fürsten und Könige die Dürer und Raphael kaufen! Meinem Herzen ist das süße, herrliche Mädchen eine Welt von Bildern; und wahrlich, Doktor! der liebe Gott ist ein Maler über alle Maler, obschon er nichts als Natur hervorbringt.

— Ich habe ihn von jeher dafür gehalten, versetzte der Doktor; und sicher bekömmst du ein Meisterstück von ihm, wenn diese Marie freundlich die Deine wird!

„Aber wann? wann? wann?“ stürmte der glühende Anwald heraus. „Es ist, als wären mir Schleußen aufgezogen, und als wäre all meine Liebe zur Kunst in Bächlein geflossen und still zusammengeronnen, und nun würde sie plötzlich ein Strom, und es wäre Liebe zu schöner, herrlicher Natur . . .“

— Ueberlaß alles mir, unterbrach ihn der Arzt; morgen führe ich dich wieder hin zu dem bescheidenen Kinde. Zwei Monate lang habe ich das holdselige Wesen nun gesehen, und kein besseres, sanfteres, verständigeres Weib könnt' ich dir wünschen. Ich brachte dich mit Vorbedacht hin; aber du wärest nicht gekommen, wenn ich auf Natur und nicht auf Kunst dich eingeladen. Du wirst mir indeß verzeihen . . .

„Von ganzer Seele gern!“ versetzte Behr. „Das wird der beste Gemäldekauf, den ich je gemacht!“

Nach wenigen Monaten ward der Anwald mit der lieblichen Jungfrau getraut, und lebt noch jetzt mit dem lebendigen Bildersaale nach der Angabe seines Freundes eben so zufrieden, als er von Anfang zu leben begann, und fast noch zufriedener.

Mutterwunsch.

An der Wiege saß die Mutter,
In der Wiege lag das Kind;
Sorgenvoll die fromme Mutter,
Sorgenlos das süße Kind.

„Wird's gedeihen, wird es leben?“
Spricht der Mutter banges Herz;
„Wird es fühlen, wird es streben?
„Trifft es Freude, trifft es Schmerz?“

Plötzlich, alldieweil sie schweigend
Ihren Blick gen Himmel hebt,
Sieht sie, daß herab sich neigend
Eine Fee darnieder schwebt.

„Mutter!“ spricht die Wunderschöne,
„Dir ist seltne Gunst verlieh'n:
„Deiner Wünsche Seufzertöne
„Durften nicht umsonst entflieh'n!

„Eins von Dreien sei gewähret
„Deinem zarten Mägdelein:
„Reiz, mit Kronen einst verehret,
„Güte, Gold und Edelstein!“ — —

Und die Mutter sinnt und sinnet, —
Träume lachen ohne Zahl.
Doch der edle Muth beginnet
Edel jetzt die schwere Wahl.

„Hoher Reiz — wie bald erzeuget
„Eitles Prunken er, und Wahn!
„Macht, vor der die Welt sich beuget,
„Flammt zu Stolz und Frevel an!

„Gold und Edelstein erfreuen,
„Bis sie Geiz zur Hölle macht,
„Wenn nicht Lüste sie zerstreuen,
„Und die Schwelgerei erwacht!

„Aber Seelengüte preisen
„Alle Menschen für und für,
„Alle Thoren, alle Weisen
„Huldigen von Herzen ihr!

„Drum, du Königin der Feen,
„Möge denn das Mägdelein
„Immer freundlich anzuschauen,
„Lieb und mild und gütig sein!“ —

Sprach's, — da rührte mit dem Stabe
Sanft die Fee das Kindlein an:
„Wohl, so nimm die beste Gabe,
„Die dir Liebe wünschen kann!

„Alle Güter, schön vermählet,
„Trägt der gütevolle Sinn,
„Und es wird ihm zugezählet
„Jeder köstliche Gewinn!

„Schön auch blühet ja das Gute,
„Schön dem tieferen Gefühl;
„Mächtig ist es, gleich dem Muthe,
„Denn es rührt der Herzen viel.

„Und dieweil ob Andrer Glücke
„Treu und innig es sich freut,
„Lebt's in jeglichem Geschicke
„Reich durch fremde Seligkeit.“

J. R. Wyß.

Charade.

Erste Sylbe.

Als ein Kind der Unschuld blühte
Ich in froher Jugend auf;
Heiterkeit in dem Gemüthe
Hüpft' ich durch des Lebens Lauf.
Doch ein wunderbares Sehnen
Drängte sich in meine Brust.
Meinem Aug' entschlichen Thränen
Und es starb der Kindheit Lust.

Zweite Sylbe.

Fröhlich blühten meine Glieder,
Kinder bildender Natur;
Himmelsthau fiel auf sie nieder
In den Gärten, auf der Flur.
Guter Menschen Blicke lachten
Hold sie an und liebten sie,
Und Geschmack und Frohsinn brachten
Sie in zarte Harmonie.

Erste Sylbe.

Doch die Schönheit, doch die Liebe,
Doch die Tugend nahte sich,
Und die süßesten der Triebe
Seliger beseelten mich.
Sanfter nur ward meine Freude,
Einsam nur empfand ich gern,
Sang sie nur der stillen Heide,
Dem verschwiegnen Abendstern.

Zweite Sylbe.

Als ich da in neuem Reize,
Durch die Kunst gebildet, stand,
Streckte sich mit edlem Geize
Nach mir des Verdienstes Hand.
Raub zwar oft des Müßiggängers,
War ich doch der Tugend Sohn,
War des Helden, war des Sängers,
War des guten Bürgers Lohn.

Erste Sylbe.

Doch die scheu verschämten Blicke
Hoben muthiger sich bald,
Das Gefühl von meinem Glücke
Schloß sich auf mit Allgewalt.

Freundesschaaren, Neiderinnen
Strömten mir mit Wünschen zu;
Und das Höchste zu gewinnen
Fehlt mir niemand mehr als du.

Zweite Sylbe.

Großer Männer Schläfe prangen
Selten mehr in meinem Glanz;
Deinem zärtlichen Verlangen
Weih' ich meine Blüthe ganz.
Schöner werden meine Myrthen,
Gutes Wesen, dich umblüh'n,
Wenn am Arme deines Hirten
Die verschämten Wangen glüh'n.

Chor beider Sylben.

Ja, in hold vereinter Blüthe
Glänzen wir nun rührend-schön.
Mit glückwünschendem Gemüthe
Wird uns jeder Gute sehn.
Segen weihet uns aufs Neue
Jede Seele tiefgerührt,
Wenn ins Heiligthum der Treue
Uns die Hand der Liebe führt.

Joh. Rud. Wyß, der Aeltere.

Des Tages Wünsche.

Wenn der Mensch sich von seinem Lager erhebt,
So wünscht er sich einen guten Morgen.
Doch das Frühroth, das Thal und Auen belebt,
Bringt Mühe ihm nur und neue Sorgen.
Er hört wohl die Wachtel im Weizenfeld schlagen
Und die Lerche im lustigen Aether singen,
Doch kann's ihm im Herzen nicht freundlich tagen,
Und die Arbeit will ihm nicht munter gelingen.

Glänzend zieht und erhaben die Sonne nach,
Es fliehen vor ihr die düstern Schatten,
Und es wünscht sich der Mensch einen guten Tag,
Doch schlägt ihn die Sonne jetzt mit Ermatten.
Die Arbeit hält ihn ans Werk gebunden,
Darf nicht rasten, darf der Ruhe nicht fröhnen.
Da wünschet er, daß der Tag verschwunden,
Möchte wohl nach dem kühlen Abend sich sehnen.

Bald erscheinen die Sternlein in Wunderpracht,
Und schauen freundlich herab von den Höhen.
Und es wünscht sich der Mensch eine gute Nacht,
Und will ins stille Kämmerlein gehen.

Wohl möchten ruhen die müden Glieder,
Doch das Herz kann seine Ruhe nicht finden,
Und wacht auf seinem Lager schon wieder,
Eh' die Hähne den jungen Morgen verkünden.

So verstreichet des Menschen Lebenszeit
Bei Hoffen und Harren und Dulden und Sehnen,
Oefters ist das ersehnte Ziel noch weit,
Wenn wir es uns näher und näher schon wähnen.
Die Wünsche begleiten den Menschen durchs Leben,
Und die Hoffnung lispelt Erfüllung der Seele.
Erfüllung aber kann es nicht geben,
Daß ein Jenseits des höhern Zwecks nicht verfehle.

Julius Binder.

Der Blondin von Namur.

Ich weiß eben nicht, was an der folgenden Geschichte Wahres sein mag; aber für wahrhaft wird sie vom ersten französischen Erzähler derselben gegeben, der sie zu Brüssel im J. 1796 unter dem Titel: *Histoire de Mr. Le Blond, ou Aventures secretes et plaisantes de la cour de la Princesse de ****, in klein Oktav, drucken ließ. Sie macht ein Gegenstück zu der bekannten Geschichte des Scharfrichters von Landau, den man entführte, eine unbekannte hohe Person köpfen ließ, und wieder, wohl belohnt, mit verbundenen Augen vor den Thoren von Landau absetzte. Nur das Abentheuer unsers Blondins ist weniger schauderhaft. Er soll es, versichert der erste Erzähler, unzähligemale seinen Freunden zu Namur erzählt haben, so unbehaglich es auch seiner liebenswürdigen Jacqueline dabei gewesen sein mag. Abentheuer solcher Art mögen übrigens am französischen Hofe zur Zeit Ludwigs des Vierzehnten wohl nicht gar selten gewesen sein.

Mutter und Sohn.

In der schönen Stadt Namur zu Flandern wohnte eine alte fromme Wittwe sehr eingezogen

und still. Wer sie nicht in der Messe sah, wo sie keinen Tag fehlte, oder in ihrem Kramladen, wo sie mit Seidenzeug und feinen Spitzen handelte, wußte gewiß von ihrem Dasein nicht. Vielleicht wäre Frau Le Blond auch so unbekannt gestorben, als sie gelebt hatte, wenn sie nicht einen Sohn gehabt hätte, der ganz ohne sein Zuthun die Aufmerksamkeit der Stadt, wenigstens einer Hälfte derselben, und zwar noch dazu der schönern, an sich zog, da er kaum fünf und zwanzig Jahre alt war. Es war ein guter Junge; Frau Le Blond hatte ihn aufs Frömmste erzogen; bösere Gesellschaften, als seine Mutter und die nächsten Verwandten, sah er nie; Geld hatte er nie viel in der Tasche, denn Frau Le Blond hatte von ihrem Manne nichts geerbt, und der kleine Seiden- und Spitzenhandel warf wenig genug ab; er war sehr mäßig in seinen Wünschen, sehr fleißig, sehr ehrlich, sehr verständig. Aber alle diese Tugenden würden ihn in Namur nicht berühmt gemacht haben, wenn er nicht der schönste Jüngling gewesen wäre, zwanzig und dreißig Meilen weit in der Runde. Warum er so schön war, und wie er es war, wer könnte das erzählen? Genug, wenn man ihn in seiner edeln, blühen-

den Gestalt sah, mit der eigenen Lieblichkeit seiner Gesichtszüge, mit dem wunderbar-freundlichen Blick seiner blauen Augen: so sagte jeder, er sei schön. Und wegen seiner goldnen, krausen Locken, die ihm wie Heiligenschein um die Schläfe schwebten, nannte ihn ganz Namur nur, statt Herrn Le Blond, nur schlechtweg den Blondin. Es war damals Mode, daß ein junger Herr von Welt den Degen an der Seite und die Perücke auf dem Kopfe haben mußte; aber Frau Le Blond wollte aus Sparsamkeit nichts davon wissen. Sie ließ ihrem Sohn statt des Degens die Elle, und statt der Perücke das blonde Lockengekräusel. Und jedermann oder vielmehr jedemannin fand das gar allerliebst und naiv.

Der ehrliche Blondin selbst bekümmerte sich übrigens am wenigsten darum, ob man die Elle und das Haar allerliebst fände oder nicht. Er hielt sich für einen Menschen, wie andere waren, und wußte nicht, mit welcher Gewalt er zuweilen im Vorbeigehen die Augen und Herzen der Mädchen von Namur an sich zog. Daß ihn die Frauen und Töchter mit unwillkührlicher Güte ansahen, wenn sie ihn ansahen, war er von Kindesbeinen her gewohnt; darin war ihm nichts

Befremdendes; er gab sich auch durchaus keine Mühe, darüber Betrachtungen anzustellen. Wenn die gefälligen Landsmänninnen ihn gelegentlich in lange Gespräche verstrickten, dachte er nur, sie schwatzen doch alle gern nach Weiberart. Wenn ihm eine oder die andere einmal in Selbstvergessenheit die Hand drückte, drückte er ehrlich wieder und ließ sie gehn.

Sie gingen und kamen gern, selbst aus bessern Häusern, zu Frau Le Blond in den Laden, um Seidentuch zu kaufen oder Spitzen. Frau Le Blond sagte: „Siehst du, mein Kind, Gott segnet unsere Frömmigkeit, unsere Ehrlichkeit, unsern Fleiß.“ Der Sohn dankte Gott für die Güte.

Inzwischen war doch merkwürdig, daß dieser himmlische Segen, wie ihn Frau Le Blond nannte, seine eigenen Launen hatte. Denn sie war gewiß so fromm, so ehrlich, so fleißig, wie ihr Sohn; trotz dem, wenn sie im Laden allein war, konnte sie selten mit den Käuferinnen Handels einig werden. Man fand sie immer im Preis der Waaren zu theuer, zu unmäßig. Hingegen dem Sohn, ob er gleich nicht weniger foderte, zahlte man, ohne einen Denier abzumarkten. „Ei nun, sprach die Mutter, ich bin eine alte, mürrische,

schwache Frau. Du hast ein besseres Mundwerk. Am besten, ich setze mich in Ruhe. Ich habe lange genug gewirthschaftet, gehandelt, geworben, zusammengescharrt. Jetzt arbeite du. Nimm eine Frau. Ich will meine alten Tage bei dir pflegen."

Der Sohn fand das sehr billig. Es war ihm aus dem Laufe der Welt die uralte Sitte sehr wohl bekannt, daß man in gewissen Jahren eine Frau nehme, ohne daß er sich weiter darum härmte, wozu?

Des Blondins Noth.

Frage, woher nun eine Frau nehmen? — „Dafür will ich schon sorgen, mein Kind!" sagte Frau Le Blond. „Laß mich schaffen."

„Wie wär's, Mütterchen, wenn ich Marien nähme, mein Mühmchen? Ihr wißt ja, Mütterchen, der Oheim hat schon lange gesagt, Marie und ich müßten ein Paar geben. Es ist ein wirthschaftliches Mädchen. Schon als Kinder spielten wir zuweilen Mann und Frau mit einander. Der Oheim sprach mir noch vor einem Paar Tagen davon."

„Mit mir auch davon!" sagte Frau Le Blond:

„aber Herzenskind, daraus kann nun und nimmermehr etwas werden, und zwar aus hundert und fünfzig Ursachen. Von diesen will ich dir nur das erste halbe Dutzend sagen. Also erstens: So lange es mit unserm Handel im Laden kümmerlich ging, sah uns dein Herr Oheim nicht über die Achsel an. Jetzt, da der stolze Herr bemerkt, daß seit einigen Jahren meine Kundschaft wächst, wird er höflich. Ich traue dem alten Fuchs nicht. Zweitens: Marie ist recht gut, recht brav, recht wirthschaftlich; aber sie hat nichts. Ein Kaufmann muß nicht fragen, was seine Frau ist, sondern was sie hat. Sie hat kein Vermögen, du auch nicht. Null mit Null multiplizirt bringt Null. Drittens: Ihr beide sind Geschwisterkinder; weltliche und geistliche Gesetze untersagen in der Regel die Verheirathung so naher Verwandten. In meinem Leben gebe ich dazu die Einwilligung nicht, selbst wenn die Gesetze einwilligten. Viertens — —“

„Schon genug, Mütterchen!“ sagte der belehrte Sohn. „Es war nur so ein Einfall von mir. Wählt mir eine Andere.“

Frau Le Blond hatte nach wenigen Tagen eine Andere, die Tochter des reichen Messerschmids

Paulet. Reich war das Mädchen, aber häßlich, wie die Nacht; der Buckel und ein von den Pocken zerstörtes Auge waren noch die kleinsten Unlieblichkeiten der Jungfrau. Darum hatte sie wohl auch noch keinen Mann gefunden, wenn sich auch Liebhaber zum Gelde gezeigt hätten. Herr Paulet der Messerschmied, ward auf der Stelle mit Frau Le Blond Handels einig, und Jungfrau Paulet, die nie gehofft, daß sich ein Anbeter ihres erdgelben Antlitzes in den vier bekannten Welttheilen entdecken lassen würde, glühte, als sie nun gar vom holden Blondin hörte, vor Scham und Wonne, daß sie im ganzen Gesichte grün wurde.

Dem guten Blondin aber, als er von der neuen Acquisition hörte, ward's dabei ganz grün vor den Augen. Nachdem er sich vom ersten Entsetzen erholt hatte, hob er alle zehn Finger in die Höhe, und sprach: „Mütterchen, seht, ich will euch nicht ein- sondern zweihundert und fünfzig Gründe an den Fingern herzählen, warum ich die Jungfrau Paulet nicht zur Frau nehmen kann. Erstens bekomme ich, wenn ich nur daran denke, das Fieber; zweitens Uebelkeiten; drittens Schwindel; viertens Sausen in den Ohren; fünftens — —“

„Halt!“ rief Frau Le Blond, welche die übri-

gen Paar Hundert Gründe nicht hören wollte: „du sprichst wie ein Apotheker, nicht wie ein Kaufmann. Laß uns rechnen, wenn wir das Pauletsche Geld zehnmal im Jahre beim Handel umwenden, wie viel wir gewinnen.“

Mutter und Sohn kamen aber in ihren Rechnungen nie auf die gleiche Summe hinaus. Das gab viel Aerger und Noth. Frau Le Blond bestand auf ihr altes Köpfchen und der Blondin auf sein junges Herzchen. Es geht manchmal so; man weiß es ja wohl. Sie ward mürrischer; er trauriger. Ungeachtet es rauhes Winterwetter war, ging er doch jetzt lieber lustwandeln, als im Sommer oder Frühling, um nicht daheim der Mutter Rechnungen zu hören. Ja, wäre es nicht aus Liebe und Dankbarkeit gegen die Mama gewesen, er würde in die weite Welt gelaufen sein, um nichts mehr von der fieberbringenden Braut zu hören. Einmal war er schon ziemlich auf dem Sprung.

Die Erscheinung.

Eines Morgens befand er sich nach seiner Gewohnheit in der Kirche, die Messe zu hören. Nicht weit von ihm kniete ein Frauenzimmer, welches

kostbar, doch einfach in Reisekleider gehüllt, das Gesicht mit einem goldgestickten Schleier bedeckt hatte. Die Betende, obgleich sie den Rosenkranz fleißig durch die Finger spielen ließ, schien doch nicht viel Andacht zu haben. Sie schien den Blondin mit Aufmerksamkeit zu beobachten; dann flüsterte sie mit ihrer Nachbarin, und dann ward der Blondin wieder in Augenschein genommen.

Der Blondin sah das wohl, aber er gab nicht viel darauf. Er dachte nur: „die mag wohl auch nicht so häßlich sein, als der mir zugedachte Schatz.“ Aber das dachte er beim Anblick jedes Frauenzimmers, und vermehrte damit nur sein Herzeleid. Als er die Kirche verließ, bemerkte er, daß die Beterinnen sich ebenfalls erhoben und davon gingen. Einige Herren folgten ihnen ehrerbietig, halfen ihnen vor der Kirchthüre in eine prächtige Kutsche, setzten sich selbst in eine zweite, und fuhren davon. Der Blondin schloß daraus, es müßten hohe Herrschaften sein.

Diese vorübergehende Erscheinung ward ihm nur dadurch merkwürdiger, daß er sie am andern Tage wieder hatte. Als er, um sich die Grillen zu vertreiben, durch die untere Stadt über die steinerne Sambrebrücke ging, fiel ihm ein, den

Schloßberg zu besteigen. Auf den Stufen der untern Bergstiege begegneten ihm die in der Kirche erblickten Herren; auch standen da wartend die beiden bekannten Kutschen. Da er weiter hinauf kam, wo der Weg am Berge die zweite Krümmung macht, kam ihm die Fremde im goldgestickten Schleier mit ihrer Begleiterin entgegen, langsam, im Gespräch und Umschauen. Denn man übersieht von da gar schön ganz Namur, wie es zwischen den zwei Bergen liegt, von der Maas und Sambre und dem Flüßchen Vederin durch- und umflossen.

Allein Frauenzimmer, wenn sie eine Treppe hinab gehen, müssen nicht zuviel plaudern oder umschauen. Es giebt leicht einen Fehltritt, zumal wenn noch Schneeflecke den Weg schlüpfrig machen. Die Verschleierte gab davon einen lebendigen Beweis. Sie fiel mit einem lauten Ach. Der Blondin flog zur Hilfe die Stufen hinauf, und richtete die Fremde höflich empor, welche darauf dankend und freundlich seinen Arm zur Stütze nahm bis den Berg hinab. Sie hatte sich aber am Fuß ein wenig weh gethan; darum stand sie öfters still, um zu ruhen. Sie that dem höflichen Blondin allerlei Fragen, und da sie hörte, daß

er unter andern auch einen Spitzenhandel führe, verlangte sie davon zu kaufen, nannte ihm einen Gasthof, wo sie wohne, und die Stunde, in welcher er die Spitzen zu ihr bringen sollte. Er habe nur nach der Gräfin St. Silvain zu fragen. Sie hätte vielleicht noch viel mehr mit dem Blondin geplaudert, wären die Herren nicht wieder die Treppe heraufgekommen, um sich wegen des Zögerns der Frauenzimmer zu unterrichten. Sie erzählte den Ehrfurchtsvollen ihr kleines Unglück, die darüber fast in Ohnmacht fielen, sie äusserst behutsam hinab und zum Wagen führten und den Blondin stehen ließen.

Dieser setzte seinen Gang fort, erzählte der Frau Le Blond davon, und fragte in der bestimmten Stunde nach der Gräfin St. Silvain im angezeigten Gasthofe. Er ward in ihr Zimmer geführt. Sie war wieder in Reisekleidern, das Gesicht mit dem goldgestickten Schleier verdeckt. Er legte ihr zwei Schachteln voll der köstlichsten Spitzen vor. Sie aber hatte bald gewählt, zahlte was er foderte, legte noch einige Goldstücke hinzu für seine Bemühung, selbst in den Gasthof zu kommen, und verzettelte ihn wieder in ein Geplauder, wie den Morgen auf der Treppe des

Schloßberges. Da er unter anderm sagte, daß er in seinem Leben noch nicht weit ausser Namur gekommen sei, sagte die Gräfin: „Wollen Sie in meine Dienste treten? Da sehen Sie ganz Frankreich. Ich gebe Ihnen mehr Gehalt, als Ihr Handel einträgt. Ich mache Sie zu meinem oder meines Gemahls Geheimschreiber.“

Sie sagte das mit einer so weichen, gütigen Stimme, daß wenig gefehlt hätte, der Blondin wäre durch die weiche Stimme verführt worden; besonders wenn ihm dabei Jungfrau Paulet einfiel, die einen etwas näselnden Ton hatte. Aber seine alte Mutter verlassen — das konnte er doch nicht über sein Herz bringen. Und hatte er schon zehnmal geschworen, lieber in die weite Welt zu laufen, als die Tochter des reichen Messerschmieds Paulet zu heirathen — er gab dennoch der Gräfin abschlägige Antwort, und versicherte, er könne nicht von seiner betagten Mutter scheiden.

Aber er rechnete es auch, als er heim kam, der Frau Le Blond hoch an. Diese, welche sich von ihrem Sohne nichts als ihre mütterliche Zärtlichkeit hoch anrechnen lassen wollte, sprach: „Geh, wenn du willst, Ungehorsamer! Aber die Jungfrau Paulet mußt du doch nehmen. Denn

ich sehe, es ist dein Heil, und ich bin mit Herrn Paulet schon zu weit im Handel, als daß sich's da mit Ehren zurücktreten ließe.“

Der Blondin, erbittert, lief wirklich folgenden Tages zur Gräfin; allein er kehrte ruhig wieder zum Laden zurück, denn die Gräfin war schon abgereist.

Kriegesnoth.

Die Erscheinung war bald vergessen. Aber Frau Le Blond vergaß nicht die Jungfrau Paulet. Inzwischen macht Gewohnheit alles erträglich. Der Blondin hörte täglich davon, und sagte täglich Nein. So ging ein Jahr darüber hin, und dann kam andere Plage.

Nämlich der König von Frankreich, Ludwig der Vierzehnte, hatte sich in den Kopf gesetzt, mit aller Gewalt ein großer Mann sein zu wollen. Man hieß ihn auch damals schon Ludwig den Großen; aber was thut man nicht einem Herrn zu gefallen, dem ein paarmalhunderttausend Mann zu Gebote stehen? Mit seinen Heerschaaren rückte er in höchsteigener Person endlich auch im Jahr 1692 vor Namur, und machte mit einem Aufwand von vielen hundert Zentnern

Pulver alle Heirathsplane der Frau Le Blond in Betreff ihres widerspenstigen Sohnes und der Messerschmiedstochter zu Schanden. Denn nach einer achttägigen Belagerung eroberte er die Stadt, und nach zweiundzwanzig Tagen die Schlösser, und Frau Le Blond ward vom Schrecken krank und starb.

Der Blondin war dem Könige von Frankreich zwar für seine militärische Einmischung in das Heirathsgeschäft sehr verbunden; aber der Tod der Mutter betrübte ihn doch sehr. Die gute Mama hinterließ ihm inzwischen mehr Vermögen, als er erwartete. Sie hatte, ohne sein Vorwissen, mehrere schöne, gewichtige Rollen Goldes gespart, die eben hinreichten, einen alten Entwurf, nämlich sein Waarenlager zu erweitern, in Ausführung zu bringen. Dies geschah. Schon nach einem Vierteliahr verließ er das kleine Haus, worin sein kleiner Kramladen in einer kleinen Straße lag, und miethete sich ein geräumiges, zierliches Gewölb in einer der größten und belebtesten Straßen der Stadt. Seine Kunden und Kundinnen fanden sich auch da bald wieder ein. Nicht wenig freute ihn auch in der neuen Wohnung ein Gärtchen, das ihm dazu hinter dem

großen Hause zu Theil ward; denn er liebte die Zucht der Blumen über alles. Das Gärtchen war links und rechts und hinterwärts von andern Häusergärten benachbart, so daß man auf dem Fleck Bodens doch eigentlich recht im Grünen war. Nur kleine Häge von Hagebuchen und Weißdornen, worin oft große Lücken ausgedorrt waren, trennten ein Gärtchen von dem andern, so daß man alle wie ein Gemeingut der Nachbarschaft ansehen konnte. Der Blondin hatte in seinem Theile noch sogar eine Laube von wildem Jasmin. Da beschloß er seine schönsten Stunden zu leben und die italienische Grammatik auswendig zu lernen, um mit der Zeit nach Italien so gut briefwechseln zu können, wie andere Seiden- und Spitzenhändler von Flandern. Der Eigenthümer des prächtigen Hauses, welches er im Bodengeschoß bewohnte, war der Präsident des hohen Oberamtes (Souverain baillage), und bekümmerte sich wenig um seinen Miethsmann.

Es ging alles ganz vortrefflich. Die Kundinnen im Laden ließen den guten Blondin nicht im Stich; sie hatten immer etwas zu besehen, zu untersuchen und zu kaufen. Der Blondin schien täglich schöner zu werden; die Namuresinnen aber

behaupteten, sein Waarenlager sei das beste in der Stadt, sein Preis der billigste.

Hingegen mit der italienischen Grammatik ging's denn nicht so gut. Italienische Sprachmeister gab's zu Namur nicht. Es war ein mühseliges Geschäft. Dazu kam unverhofft noch eine andere Störung seiner Lektionen.

Die Störung.

Wie er nämlich an einem warmen Sommermorgen, mit der italienischen Grammatik unterm Arm, nach seiner Gewohnheit in das Gärtchen ging, um in der Jasminlaube was Rechtes zu lernen, — und wie er in die Laube trat, saß darin ein Frauenzimmer, ebenfalls mit einem Buche in der Hand, und lernte fleißig. Es war ein Mädchen von ungefähr achtzehn Jahren, fein und schlank wie eine Lilie; kurz ein Mädchen, wie Herr Le Blond noch in seinem Leben nicht gesehen hatte. Denn solchen warmen lebendigen Schnee des Angesichts und Halses, und solche Wangen vom feinsten Karmin aufgeröthet, Lippen wie Gluth, Augen schwarz wie Kohlen, Augenbraunen wie mit chinesischem Tusch gemalt in feinen Halbbogen, und um das reizende Köpf-

chen ein dunkles Lockengewimmel, wie ein Stück der ägyptischen Finsterniß, sah man nicht leicht in der Welt.

Der Blondin stand auch ganz verblüfft. Nicht weniger verlegen war die Schöne beim Eintritt des Blondins, der ihr wie ein Wesen aus einer andern Welt vorkam. Sie schien noch nie einen Blondin gesehen zu haben. In der Verwirrung verbeugte sie sich vor ihm, und er knizte, und Beide baten tausendmal um Verzeihung, ohne sich noch im mindesten beleidigt zu haben. Endlich ward doch ein Gespräch angezettelt; die Schöne führte es zwar lebhaft, aber etwas unverständlich. Denn erstens war des Blondins Seele ihm mehr in die Augen als in die Ohren getreten; zweitens sprach sie das Französische gar wundersam fremd aus, mit ganzen eingemengten italienischen Redensarten. Doch ergab sich aus allem, sie beide seien Nachbarn. Das hinter dem Le Blondschen Garten gelegene Gärtchen gehöre zu dem großen Hause, welches hinterwärts an der Hauptstraße St. Fiacre läge, die mit der langen Straße parallel liege, in welcher Herr Le Blond wohne. Er sei gekommen, italienisch zu lernen; und sie mit einer französischen Gram-

matik, weil sie erst seit drei Monaten aus Italien angelangt sei, und sich nun so gut als möglich ins Französische einüben wollte.

Wie sie noch Beide in diesen gegenseitigen Erklärungen begriffen waren, die etwas langsam zu Stande kamen — denn sie mußten oft Hände und Geberden zu Hilfe nehmen, um das Französische ins Italienische und das Italienische ins Französische zu übersetzen — rief eine weibliche Stimme den Namen Jacqueline. Darauf beurlaubte sich Jacqueline, und nahm die Grammatik vom Tisch und verschwand.

Der Blondin stand noch fest am Boden gewurzelt, und wußte selbst nicht, wie ihm geschehen war. Die Jasminlaube schien ganz verwandelt zu sein; jedes Blättchen schimmernd durchsichtig wie Smaragd. Er selbst empfand eine Art Entzücken, Wehmuth und Schwindel, als wenn er behext worden wäre. Er setzte sich auf dieselbe Stelle des Bänkchens, wo sie gesessen hatte; und es durchschauerte ihn, als er die Stelle berührte. Er träumte; er redete wie im Rausch, und bekomplimentirte sich noch mit der längst verschwundenen Schönheit, als wenn sie zugegen wäre. Jetzt erst verwünschte er recht

von Herzen seine Unwissenheit in der süßtönenden Sprache Toscana's. Er schwor auch bei allen Heiligen und Heiliginnen, nun Tag und Nacht die Grammatik nicht fahren zu lassen, um der blühenden Nachbarin sagen zu können — — er wußte selbst nicht was?

Wie er aber zur Grammatik griff, sah er ein fremdes Buch auf dem Tisch. Es war die französische. Jacqueline hatte, in der verzeihlichen Verwirrung, des Blondins Grammatik genommen. Er wagte kaum das Heiligthum anzutasten, welches ihre zarten Fingerspitzen geweiht hatten, und verwünschte sein Schicksal, daß er nur Herr Le Blond und nicht jene beneidenswürdige italienische Grammatik sei, welche von Jacquelinen entführt, jetzt von ihren Händen getragen, jetzt eine Bewohnerin ihres Zimmers war.

Er genas den ganzen Tag nicht; und waren keine Käufer oder Käuferinnen im Laden, saß er gewiß im Hinterstübchen, und starrte durchs Fenster nach der Jasminlaube und zum großen Hause dahinter hin. Erst am Abend fiel ihm bei, daß es schicklich wäre, der schönen Nachbarin die vertauschte Grammatik zurückzutragen und eigenhändig zu überreichen. Er machte sich sogleich aufs

in wenigen Sprüngen hatte er durch ein Quergäßchen die geliebte Straße St. Fiacre erreicht. Das große Haus, ein wahrer Pallast, war leicht entdeckt. Unten über einem Kaufmannsgewölbe las er mit großer Schrift auf schwarzem Schilde den Namen der Geschwister Buonvicini, Putzhändlerinnen von Milano.

So weit ging alles gut. Allein jetzt bemächtigte sich seiner eine ungewöhnliche Angst oder Muthlosigkeit. Er ging am Pallast vorüber, die lange Straße hinunter, und erst in ziemlicher Entfernung hatte er sich wieder erholt. „Warum soll ich nicht hineingehen?“ dachte er. „Ich will ja in dem Hause kein Verbrechen üben.“ Er kehrte um. Aber mit jedem Schritte, welchen er dem Pallaste näher kam, stieg eine neue Aengstlichkeit in ihm auf. „Was wird sie sagen, wenn sie dich mit der Grammatik erblickt? Wird sie nicht glauben, du seiest ein äusserst zudringlicher Narr? Könntest du nicht warten, bis sie selbst ihr Buch fodert? Und welche von den Geschwistern Buonvicini ist eigentlich Jacqueline? Wer weiß denn, ob sie eben zu Hause ist? Dann wäre die Grammatik fort, das einzige Unterpfand deiner Hoffnungen, sie noch einmal wieder zu sehen.“

Mit solchen Betrachtungen war er schon wieder steifen Schrittes am Pallaste vorbei, die Straße entlang. Je mehr er sich entfernte, je reger ward die Sehnsucht zum Pallast. Er schwenkte wieder um, und ging — richtig wieder vorbei. So trieb er's noch eine Stunde, bis es völlig finster geworden. Dann ging er ziemlich müde, ziemlich verdrießlich in sein Hinterstübchen heim.

Der Irrthum.

Der gute Blondin tröstete sich indessen bald. Jacquelinens Grammatik that er als Geisel für nochmaliges Zusammentreffen mit deren Besitzerin hinter Schloß und Riegel in Staatsgefangenschaft. Das Nachtessen schmeckte zwar nicht; aber man lebt zuweilen recht gut von Luft, und baut auch recht schöne Schlösser in die Luft.

So, zum Beispiel, gefiel ihm über die Maßen wohl, daß Jacqueline ihres Standes eine Putzhändlerin war. Der Stand paßte ganz auserwählt für seinen Seiden- und Spitzenladen. Er machte allerlei Plane; z. B. auch den, daß die reizende Jacqueline die Einzige in der Welt sei, die sich dazu eigne, Herrn Le Blonds Frau zu werden.

Die einzige Frage war nur: wie die Liebe dieses Engels gewinnen?

Der Blondin hatte alles übrige gut berechnet, und auch ganz richtig gerechnet, — nur in einem Stücke hatte er sich gewaltig verrechnet. Nämlich, Jacqueline gehörte zwar in den Pallast, aber nicht zu den Geschwistern Buonvicini. Sie war die einzige Tochter des französischen Generals de Fano, der in der Belagerung von Namur eine derbe Schußwunde empfangen hatte, und seitdem in der Stadt geblieben war, seiner Haut zu pflegen. Das fiel dem guten Spitzenhändler nicht von weitem ein, daß er nach der Eroberung der Tochter von einem der tapfersten Generale Ludwigs des Vierzehnten trachte. Er, als ein schlechter Politiker, wußte nur gar nichts vom Dasein eines Generals de Fano.

Jacqueline ihrerseits — denn da ich nun dem Leser einmal ein Geheimniß verrathen habe, mag ich auch wohl das andere mit in den Kauf geben — Jacqueline war gewiß mit nicht geringerer Verwirrung aus der verzauberten Jasminlaube gegangen. Der schöne Blondin war ihr nicht aus dem Gedächtniß gekommen; die Mädchen haben aber ihr treuestes Gedächtniß im Herzen. Und

das Bild eines schönen Blondins im Herzen haben, ist für die Unbefangenheit eines Mädchens eine äusserst mißliche, ja sogar gefährliche Sache.

Sie war, wiewohl Frauenzimmer sonst durchaus nicht neugierig zu sein pflegen, diesmal doch begierig zu wissen, wer der Blondin sei. Aber nur das bloße verdächtige Wort Blondin hätte sie gegen ihre Mutter oder gegen die Kammerfrau nicht aussprechen können; sie fürchtete, man möchte gleich etwas anders errathen. Sie begnügte sich also, nur durch Umwege zur wissenswürdigen Sache zu gelangen; und als sie einmal erfahren hatte, in dem großen Hause, zu welchem die Jasminlaube gehöre, wohne der Präsident des hochlöblichen Oberamtes, war sie schon hinlänglich belehrt. Der Blondin war also offenbar der Sohn des Herrn Präsidenten.

Die Vertauschung der Grammatik hatte sie ebenfalls bald genug bemerkt. Aus einem Papierzeichen schloß sie, daß der Lernbegierige bei der Konjugation io amo stehen geblieben war, was sie schon sehr gut und richtig ins Französische durch j'aime zu übersetzen wußte. Sie ward diesmal beim Uebersetzen aber ganz verwirrt und unruhig, und ging mehr als einmal des Tages in

das Zimmer ihrer Kammerfrau, wo man durchs Fenster die Jasminlaube sehr deutlich sehen konnte.

Alle Morgen sahen die jungen Leute gleich nach Sonnenaufgang durchs Fenster nach der Laube. Einer wartete nur auf den andern, um die Grammatik zu bringen. Weil aber jeder wartete und keiner zuerst erschien, gingen drei Tage fruchtlos vorüber. Jacqueline ward recht ungeduldig, und der Blondin starb fast vor Sehnsucht.

Die Lehrstunden.

Endlich am vierten Morgen — die Sonne war noch nicht einmal aufgestanden — beschloß Herr Le Blond, seine Jasminlaube wieder zu besuchen. Und wie er ans Fenster trat, sah er im Garten der Putzhändlerinnen schon Jacquelinens schöne Gestalt im weißen Morgenkleide zwischen den Gebüschen wandeln. Blitzschnell war er, mit der Grammatik unterm Arm, zwischen seinen Blumenbeeten, und stellte sich emsig nach Blumen suchend; beim Bücken aber schielte er immer verstohlen nach der lebendigen, jenseits der Laube herumwandelnden Blume. Sie näherte sich der Laube, er auch. Man zeigte einander die Ge-

fangenen; man beschloß die Auswechslung derselben.

Als man einmal Sprache genommen hatte, kam man sehr natürlich auf das Kapitel von der Sprache und deren Erlernung. Jacqueline klagte über die Schwierigkeit des Französischen; der Blondin über das Mühselige des Italienischen. Einer fühlte bei der Klage des andern die süße Tugend des Mitleidens, und die Anerbietungen ergaben sich von selbst, daß einer des andern Lehrer und Schüler sein wolle. Die erste Stunde nach Sonnenaufgang ward von Beiden dem Unricht geweiht, vermuthlich weil in beiden Grammatiken das Sprüchwort stand: Morgenstunde hat Gold im Munde. Und die Jasminlaube taugte für die Lernbegierigen ganz vortrefflich zur Schulstube.

Der Anfang ward auf der Stelle gemacht. Man setzte sich neben einander auf das Bänkchen, und nahm sehr ernsthaft die Grammatik zur Hand.

Ohne Zweifel hätte man in den Sprachen gleich in der ersten Stunde die besten Fortschritte gemacht, wäre man einander nur nicht gar zu nahe gesessen. Aber wenn der Blondin von Jacquelinens Arm berührt wurde, oder gar seine Schläfe

von einer ihrer schwarzen Locken, durchschauerte es ihn ganz sonderbar, und er vergaß den Zusammenhang seines Vortrags, und seine Stimme gerieth ins Stocken, als wäre er von Engbrüstigkeit gequält. Oder wenn Jacquelinens Hand ganz unvorsichtig beim Lesen im Nachweisen der Buchstaben und Sylben der Grammatik von des Blondins Hand berührt ward, geschah ihr zuweilen, daß sie gar keinen Buchstaben mehr sehen konnte, ungeachtet sie doch eben nicht über Blindheit zu klagen hatte.

Mit dem Lernen in der ersten Stunde mußte man es nicht gleich so genau nehmen; man versprach sich desto mehr von der zweiten. Die Lernbegier der jungen Leute war so ausserordentlich groß, so musterhaft, daß beide schon vor Sonnenaufgang in der Jasminlaube bei der Grammatik saßen. Allein es begegnete hier, daß der Lehrer zuweilen ganz verwirrt sprach, und die Schülerin so viel Ungeschicklichkeit bewies, daß sie beim Lesen ihren niedlichen Zeigefinger statt auf die untern Zeilen auf die obern legte. Nothwendig mußte er ihre Hand nehmen und sie an die rechte Zeile zurückführen. Aber da verloren Beide das Gedächtniß; keiner wußte mehr von

der rechten Zeile; Beide wurden stumm wie die Fische; glühten still, wie im Fieber, und starrten, als wären sie im tiefsten Nachdenken über die Eigenthümlichkeiten der neu zu erlernenden Sprache versunken, das Lehrbuch an, dessen Zeilen vor Beider Augen verworren durch einander liefen.

In der dritten Stunde wollte man, wie billig, nachholen und besser machen, was in den beiden ersten versäumt oder schlecht gerathen war. Bisher hatte der Blondin unterrichtet; jetzt ward die Schülerin Schulmeisterin. Er gestand demüthig, er sei im Selbstunterricht beim Verbum io amo stehen geblieben; und bat die Lehrerin, ihn zu überhören, da er es glaube ziemlich auswendig zu wissen. Um ihren Vortheil damit zu verbinden, könne sie jedesmal sein Italienisch ins Französische übersetzen.

Man ließ sich aufs Bänkchen nieder, legte die Grammatik weg, und der Blondin, um sich gegen alle Zerstreuung zu schützen, dachte, es sei gerathener, ein= für allemal die Hand seiner Lehrerin zu nehmen, festzuhalten, um nicht etwa mitten im Aufsagen sie von ungefähr zu berühren. Ein stilles Beben ergriff bei dieser Gefan=

gennahme ihrer Hand die reizende Lehrerin; aber der Schüler bemerkte es glücklicherweise nicht, weil ihn selbst ein unerklärliches Zittern befiel.

Nach einem langen Stillschweigen, was jedoch Beiden sehr kurz zu sein dünkte, hob endlich der Blondin die Lektion an: „Der erste tempus, oder die gegenwärtige Zeit, io amo.“ — Gut, daß er auf die Uebersetzung warten mußte, denn mehr konnte er unmöglich hervorbringen.

Sie erröthete und übersetzte, indem sie beschämt die Augen niedersenkte, mit flüsternder Stimme: „j'aime, ich liebe.“

Es währte ziemlich lange, ehe er Kraft genug gewann, stotternd zu sagen: „Tu ama —“

Sie unterdrückte zitternd einen Seufzer und sagte: „Tu aimes, du liebst.“

Er fuhr fort, und zog ihre Hand unwillkührlich an seine schlagende Brust: „Egli ama, er liebt.“

„Il aime, er liebt!“ setzte sie leise hinzu und warf verstohlen einen Blick auf ihn. Er hatte die schöne Hand auf der Brust, alles Italienische rein vergessen, und fing an: „Nous aimons, wir lieben.“

„Das ist nicht recht!“ sagte die Lehrerin: „Hübsch italienisch müssen Sie es sagen!“

Er sah ihr ins schwarze Auge, und sagte mit einem Gnade bettelnden Blick wieder: „Nous aimons!“ wir lieben.“

Das ins Auge sehen taugt durchaus nicht zum Lernen. Sie erwiederte bewußtlos: „Nous aimons, wir lieben;“ besann sich aber schnell, und mahnte ihn wieder, es sei nicht recht.

„Aber,“ sagte er, „es ist doch auch keine Sünde!“ und legte zitternd ihre Hand an seine brennenden Lippen.

Gegen solchen Beweisgrund konnte sie nun freilich nicht viel einwenden. Dennoch ward sie unruhig, vermuthlich über die Vernachläßigung der Sprache. Stumm saßen sie neben einander, und da sich ihre Blicke einander begegneten, sanken ihre Stirnen sanft gegen einander, während Beide leise lispelten: „Nous aimons“

Mehr als dies lernten sie auch wirklich in dieser Stunde nicht. Aber sie glaubten wundervieł gelernt zu haben, da ihre Seelen mit einander eine neue Sprache redeten, die doch weder italienisch noch französisch war. Es vergingen volle zwei Stunden über die Lektion, und einer

wußte so viel als der andere, da man endlich scheiden mußte.

Der Helfer.

Die Lernbegierde ward von Tage zu Tage größer. Und waren auch zuweilen die Morgen gar kühl, ein einziger Kuß machte die ganze Luft schwül. Man lernte ohne Grammatik sprechen, denn man hatte sich ausserordentlich viel zu sagen; und selbst wenn man nicht in der Jasminlaube war, sprach man durch wohlbekannte Zeichen aus dem Fenster des Hinterstübchens zum Fenster der Kammerfrau her und hin.

Der Blondin liebte freilich nur immer die Putzhändlerin und Jacqueline den Präsidenten-Sohn; — aber auch, als Beide ihren Irrthum erfuhren, ward er nur mit Seufzern und Thränen bezahlt. Man liebte sich um so inniger, um so geheimer, je hoffnungsloser der Wunsch zur ewigen Verbindung durch Priestershand war.

„Wenn ich nur reich wäre!“ seufzte er. — „Wenn ich nur arm wäre!“ seufzte sie.

Das Unglück zu vergrößern, kam endlich noch der Winter dazu, machte die verschwiegene Jasminlaube durchsichtiger und streute Schnee über

die Gartengänge, daß jeder Fußtritt darin verrathen ward. Man sah sich seltener; allenfalls nur von den Fenstern her, oder in der Kirche, oder im Dunkeln auf verabredeten Gängen um die Stadt. Die Liebe weiß sich immer Wege zu bahnen.

Trotz aller Wege fand sich doch aber kein einziger zum wahren Ziel. Der Blondin hätte lieber die Geliebte zur Frau gehabt, und die Brünette etwas mehr als einen schmachtenden Anbeter. Beide schworen sich zwar mehrmals ewige Treue, aber zweifelten doch im Herzen selber, daß sie den Schwur jemals erfüllen könnten.

Eines Tages saß der Blondin in traurigem Nachdenken um sein Schicksal in einem der angesehensten Weinhäuser von Namur. Der Wein wollte ihm nicht schmecken. Jacquelinen hatte der Unglückliche seit acht Tagen nicht gesprochen. Sie war indessen bei den Großen der Stadt auf Bällen und Gastmählern gewesen, und diesen Tag sogar in seinem eigenen Hause mit ihren Eltern zum Nachtessen und Tanz beim Oberamtspräsidenten eingeladen. Darum — er ging sonst nie in ein Weinhaus — hatte er in der Verzweiflung gegen Abend seinen Laden geschlossen und war

weggelaufen, um nicht mit anhören zu müssen, wie Jacqueline ihm über dem Kopf tanze. Ach, er war sehr unglücklich.

Neben ihm saß ein Herr im grauen Ueberrock, schon bei Jahren, still und ernst. Er trank ein Glas Pontak ums andere.

„Nicht so," sagte endlich derselbe zu ihm: „Sie sind Herr Le Blond?"

Der Blondin sah ihn an, und erkannte an der breiten Narbe, welche der Fremde über die linke Wange hatte, daß er ihn schon seit zwei Tagen mehrmals gesehen; einmal im Laden bei sich, wo derselbe ein kostbares Stück Seidenzeug gekauft; dann wohl zwanzigmal auf der Straße vor seinem Hause auf und ab; dann in der Kirche; jetzt wieder hier. Der Herr hatte übrigens etwas Widerliches in seinem hagern, gelben Gesicht, und ein Paar Augen, die gewaltig funkelten. Der Blondin beantwortete seine Frage.

„Sie scheinen nicht vergnügt zu sein," fuhr der Fremde fort.

„Wohl möglich. Man ist nicht immer bei Laune."

„Trinken Sie."

„Das macht nicht heiterer."

„Es thut mir leid. Kann ich Ihnen helfen?“

„Daß ich nicht wüßte.“

„Versuchen Sie's mit mir. Sie interessiren mich, junger Mann, mehr als Sie glauben. Sie kennen mich nicht; aber lassen Sie uns Freunde werden. Ich helfe Ihnen gewiß, wenn Sie nur Vertrauen haben.“

„Sie sind sehr gütig.“

„Hat Sie jemand beleidigt?“

„Keineswegs, mein Herr.“

„Oder ein verliebter Verdruß?“

„Nichts weniger als das, mein Herr.“

„Oder fehlt's an Geld — ich will ja helfen.

Der Blondin sah dem zudringlichen Helfer mit großen Augen ins gelbe Gesicht.

„Reden Sie doch!“ fuhr der Helfer fort. „Brauchen Sie viel? Ein Paar Tausend Livres, oder mehr? Sie sind ein Glückskind. Sie könnten der reichste Mann von ganz Namur sein.“

„Wie so?“

„Das sage ich Ihnen, sobald Sie es sein wollen.“

„Wer möchte nicht gern reich sein?“

„Gut. Aber hier — das begreifen Sie — hier, wo jeden Augenblick unser Gespräch be-

horcht werden kann, läßt sich von solchen Dingen nicht viel reden. Ich bin fremd hier. Wollen Sie mich in meinen Gasthof begleiten, mit mir auf dem Zimmer zu Nacht speisen?"

Der Blondin sah den Fremden etwas mißtrauisch an. Und doch gefiel ihm für den fatalen Abend, da Jacqueline über seinem Hinterstübchen tanzte, das Abentheuer schon der Zerstreuung wegen gar nicht übel. „Ich will's versuchen!" dachte er bei sich, und ging mit.

Der Schatz.

Der Fremde bewohnte im Gasthof einige prächtige Zimmer. Ein Paar seiner Bedienten flogen auf seinen Wink sogleich, ein ausgesuchtes Nachtessen zu bestellen. Der Blondin war sehr betroffen über alles, was er sah; denn er bemerkte an allem, daß der Fremde in seinem grauen Rock ein Mann von ungewöhnlichem Reichthum sein müsse, der sich wohl andere Leute, als einen armen, verliebten Spitzenhändler zur Gesellschaft wählen konnte.

„Mit wem habe ich die Ehre zu reden?" fragte etwas verlegen der Blondin.

„Nennen Sie mich nur Abubeker, erwie-

derte der Graurock; „ich bin von Geburt eigentlich ein Chaldäer.“

„Mein Gott, ein Chaldäer! Wie kommen Sie so weit aus Asien in unsere Gegenden?“

„Wie's wohl so geht,“ erwiederte jener; „theils Langeweile, theils Wißbegier treiben mich umher. Ich denke von hier ein wenig nach Island zu reisen, sobald die Frühlingswitterung wärmer wird.“

„Nach Island! Und sind Sie schon lange aus Asien abgereist?“

Der Chaldäer schien einen Augenblick nachzurechnen, und sagte dann ganz nachläßig: „Wohl, ungefähr in vierzehn Tagen sind es hundert und zwei und zwanzig Jahre, seit ich abreiste.“

Der Blondin glaubte nicht recht gehört zu haben. Der Chaldäer wiederholte ganz trocken: „Hundert und zwei und zwanzig Jahre.“

„Mein Himmel, hundert und zwei und zwanzig Jahre!“ rief der Blondin. „Aber, wenn Sie erlauben, wie alt ungefähr wären Sie?“

„Dreihundert und zwölf Jahr voll.“

„Dreihundert und — —“ schrie der Blondin.

„Zwölf Jahr voll!“ setzte der Chaldäer ruhig hinzu. „Ich glaube es wohl, es befremdet Sie

das; Sie mögen glauben, ich habe Lust, mit Ihnen zu scherzen. Sie werden noch ganz andere Dinge erleben, wenn Sie mit mir vertrauter werden. Glauben Sie aber was Sie wollen, und richten Sie den Menschen nie nach seinen Worten, sondern nach seinen Thaten."

Der Blondin fand diese Reden sehr sonderbar, dachte aber: „Der Herr will sein Späßchen mit meiner Leichtgläubigkeit treiben. Wir wollen sehen, wer den andern am meisten überlistet."

Die Bedienten meldeten, das Nachtessen sei gerüstet. Man begab sich in einen Speisesaal, der von zahllosen brennenden Kerzen erleuchtet und mit Wohlgerüchen erfüllt war. Am Tisch nur zwei Gedecke, für den Blondin und den Chaldäer. Sie setzten sich. Die feinsten Speisen und Weine füllten den Tisch. Die Bedienten zogen sich zurück.

„Jetzt, lieber Freund," sagte Abubeker, lassen wir's uns schmecken; verbannen Sie allen Kummer, der Sie plagt. Reden Sie offenherzig mit mir, wie ich gegen Sie zu reden gewohnt bin."

Der Blondin ließ sich's zwar schmecken, ward auch gegen Ende der Mahlzeit ziemlich heiter durch den belebenden Geist des köstlichen Weins;

aber statt dem Fremden sich zu offenbaren, stieg sein gerechtes Mißtrauen. Er hätte gern mehr von dem seltsamen Chaldäer gewußt, ungeachtet ihm dieser die ganze Essenszeit über von seinen merkwürdigen Schicksalen zu Wasser und zu Lande unglaubliche Dinge erzählt hatte.

„Ja, Herr Abubeker,“ sagte der Blondin, „Sie erzählen mir offenbare Feenmärchen. Bilden Sie sich denn wirklich ein, daß Ihnen ein vernünftiger Mensch das aufs Wort glaubt?“

„Es ist mir gleichgültig,“ versetzte der Chaldäer, „ob Sie mir glauben, oder nicht; nur ist es Ihr eigener Schade. Daß ich in den geheimen Wissenschaften wohl bewandert bin, mögen Sie aber doch wohl merken. Haben Sie noch nie von der Nekromantie gehört?“

„Allerdings, aber nie viel davon gehalten. Soviel ich weiß, läuft es meistens auf Betrug, Gaukelei oder Taschenspielerkünste hinaus.“

„Gar möglich bei euch unwissenden Leuten hier in Europa; bei uns zu Lande in Chaldäa aber ist es doch wohl etwas anders.“

„Lassen Sie ein Kunststück sehen!“ sagte der Blondin.

„Ich mache keine Kunststücke!“ erwiederte

Abubeker. „Aber — sehen Sie, junger Mann, Ihre Gesichtszüge haben mich für Sie gewonnen. Ich schwöre es Ihnen, Sie sind unter einem glücklichen Stern geboren. Reden Sie offen mit mir: worin kann ich Ihnen helfen? Meine Hülfe ist Ihnen mehr werth, als alle Taschenspielerei. Zum Beispiel, sind Sie als Kaufmann in Verlegenheit? Brauchen Sie Geld?"

Der Blondin lächelte mißtrauisch über den Tisch hin: „Es könnte sein."

„Gut!" rief der Chaldäer: „Warum hielten Sie damit zurück und sagten's mir nicht gleich? Sie sind bestimmt, einen Schatz bei den Ruinen der Burg Valerien des Anges zu heben."

„Einen Schatz?"

„Wohl, und noch dazu einen beträchtlichen."

„Warum heben Sie ihn nicht für sich selbst, Herr Abubeker?"

„Weil er mir nicht bestimmt ist, und weil ich ihn gar nicht gebrauche."

„Wann soll ich ihn heben?"

„Sobald Sie die Reise nach Valerien des Anges machen wollen.

„Bedarf es dazu noch Vorbereitungen oder besonderer Umstände und Anstalten?"

„Nicht die mindesten.“

Der Blondin ward an dem trockenen Ernst des Chaldäers ganz irre, und doch glaubte er, dieser wolle sich nur mit ihm belustigen. Er besann sich eine Weile, und sagte endlich: „Gut, Herr Abubeker. Um Ihnen aber die Wahrheit zu sagen, ich muß morgen früh schon einen fälligen Wechsel von fünftausend Livres zahlen. Wenn mir der Schatz gewiß ist, würden Sie nicht die Güte haben, mir bis zur Erhebung desselben fünftausend Livres vorzustrecken?“

Der Blondin schwieg und heftete beobachtend seinen Blick auf die Züge des Chaldäers, um sich an dessen unvermeidlicher Verlegenheit zu weiden. Der Chaldäer aber veränderte sein Gesicht nicht im geringsten, und sagte ganz ruhig; „Mit Vergnügen. Sie sollen sie haben.“ Dann wendete sich das Gespräch wieder auf Nekromantie und die Abentheuer des Fremdlings.

Herr Le Blond brach endlich gegen Mitternacht auf und wollte sich beurlaubeu. Aus Schonung mochte er den großsprecherischen Chaldäer nicht an die fünftausend Livres erinnern, und war mit der angenehmen Zerstreuung zufrieden, die er den Abend in dessen Gesellschaft gehabt.

Ohnehin hatte er die Geschichte von dem auf folgenden Tag fälligen Wechsel nur erdichtet, um damit den Nekromant auf die Probe zu stellen. Allein dieser bat ihn, einen Augenblick zu verweilen, entfernte sich ins Nebenzimmer, brachte vier Geldsäcke und legte einen nach dem andern auf den Tisch. Dann befahl er einem der Bedienten, Herrn Le Blond mit der Laterne zu seiner Wohnung zu begleiten, dem andern, ihm das Geld nachzutragen.

Der Blondin war bestürzt. Er dankte verbindlich und empfahl sich. Die Bedienten begleiteten ihn zu seinem Hause, wo Herrn Le Blonds Diener ihn erwartete. Dem gaben die Bedienten des Chaldäers das Geld und verschwanden.

Die Reise nach Valerien des Anges.

Dieses in seiner Art ganz ausserordentliche Ereigniß brachte den Herrn Le Blond fast um allen Schlaf. Er mußte beinahe anfangen an das Unglaublichste zu glauben.

Als er folgenden Morgens ziemlich spät erwachte, war der Chaldäer sein erster Gedanke, wie es sonst nur Jacqueline zu sein pflegte. Jetzt nüchterner als vorigen Abend, sah er ein, daß

der vorgebliche dreihundert und zwölfjährige Herr Abubeker ihn offenbar nur zum Narren gehabt, und ihn statt mit fünftausend Livres mit einigen Säckchen voll Sand und Blei heimgeschickt habe. Er mochte die Säcke, die noch immer da lagen, nur nicht aufthun, um sich die Beschämung so lang als möglich zu ersparen. Neugier überwog endlich. Aber wie groß war sein Erstaunen, als er statt Sand und Blei in jedem Säckchen fünfzig Louisd'or fand, ganz neu, wie erst aus der Münze gekommen.

„Falschmünze und nichts anders!“ dachte er, und nahm die Goldwaage. Alle waren vollwichtig. Er schickte ein Paar Stücke zum Goldschmied: sie hatten ihr gehöriges Korn.

Jetzt stand dem Blondin doch der Verstand still, wie man zu sagen pflegt. An der Wahrheit dessen wenigstens, was der Chaldäer von einem Schatze gesprochen hatte, war, nach einer so gewichtigen Vorausbezahlung, nicht ganz zu zweifeln. Was konnte auch den Fremden bewegen, mit Herrn Le Blond einen so kostbaren Spaß zu treiben? Es mußte etwas an der Sache sein. Der Blondin beschloß jetzt offenherziger dem Chaldäer seine Noth zu klagen, seine Armuth, Jacquelinens Liebe und ihrer beider Wunsch.

Er ging noch den Morgen zum Herrn Abubeker. Der ältliche Herr, dem man an der Lebhaftigkeit seiner Bewegungen gewiß kein dreihundert und zwölfjähriges Alter angesehen hätte, empfing den guten Blondin sehr freundschaftlich. „Haben Sie die Wechsel abgethan?“ fragte er. Der Blondin gestand, daß er seinen unbekannten Freund mit der Wechselgeschichte nur habe prüfen wollen; bat um Verzeihung, und versprach ihm jetzt das innerste Geheimniß seiner Brust aufzuschließen. Er that's; erzählte haarklein von der Jasminlaube, von den Lektionen, von dem Irrthum mit dem Schilde der Geschwister Buonvicini, von Jacquelinens Liebe, von des Generals de Fano Stolz, und daß er keine Hoffnung habe, jemals die Hand der Geliebten zu empfangen.

Der Chaldäer hörte sehr aufmerksam zu. — „Freund“, sagte derselbe endlich nach einigem Besinnen, „warum verzweifeln Sie? Heben Sie den Schatz, kaufen Sie sich ein Landgut mit schönen Einkünften, treten Sie als reicher Eigenthümer vor den General, und er schlägt Ihnen seine Tochter gewiß nicht ab.“

„Aber täuschen Sie mich nicht mit Ihrer Hoffnung eines Schatzes?“

„Welches Interesse kann ich haben, Sie zu betrügen? Hingegen darf ich Ihnen nicht bergen, Sie haben mich mit der Wechselgeschichte getäuscht. Sie hätten es nicht thun sollen. Sie verzögern damit ohne Zweifel die Hebung Ihres Schatzes um einige Tage, vielleicht um einige Wochen, die Sie deswegen länger abwesend sind.“

Der Blondin kämpfte mit sich selber zwischen Zweifel und Zuversicht.

„Was habe ich zu thun, wenn ich mit Ihnen gehen soll?“ fragte er endlich nach einer Weile.

„Sie bestellen Ihr Hauswesen, schweigen gegen Jedermann von dem, was wir vorhaben, und geben eine Reise vor, die Sie in Handelsgeschäften machen müssen. Am besten, Sie verkaufen Ihr Waarenlager mit Bausch und Bogen, denn nach Hebung des Schatzes bedürfen Sie dieses Kleinhandels nicht mehr. Oder geben Sie Ihr Habe einem Freund in Verwahrung.“

„Darf ich auch Jacquelinen nichts sagen?“

„Von der Abreise wohl; von Ihrer zuversichtlichen Hoffnung wohl, bald im Stande zu sein, öffentlich um Ihre Hand werben zu können. Nichts von Valerien des Anges, nichts vom Schatz.“

„Wann soll die Reise vor sich gehen?“

„In drei Tagen bin ich nicht mehr in Namur.“

Der Blondin versprach, sich zur Abreise zu bereiten. „Denn,“ dachte er, als er wieder in seinem Hinterstübchen allein war, „was wage ich eigentlich? Wird Jacqueline nicht mein, was habe ich von der Welt? Ich will den Schatz heben.“

Ehe drei Tage verflossen, war er fertig; Jacqueline von seiner Abreise belehrt, unter tausend Schwüren und Küssen mit der Hoffnung des freudigsten Wiedersehns entlassen, und der Seiden- und Spitzenladen geschlossen.

Er setzte sich in des Chaldäers Reisewagen und fuhr mit ihm von Namur ab; aber nicht am hellen Tage, sondern um Mitternacht. Wie die Glocken der Kathedralkirche zwölf Uhr schlugen, gab der Kutscher Abubekers den Pferden die Geissel zu fühlen.

Die Hebung des Schatzes.

Der Chaldäer blieb sich unterwegs ganz gleich, eben so großsprecherisch, eben so unbefangen und zuversichtlich, wie im Gasthof zu Namur. Den ganzen Tag ward schnell mit abgewechselten Pferden gereist in verschlossener Kutsche. Das Wet-

ter war neblicht und regnerisch. Selbst Trank und Speise ward im Wagen genossen, nirgends angehalten. Abends in der Dunkelheit hielt man vor einem einsamen Jagdhause oder dergleichen in einem Walde. Eine Art Jäger, in ziemlich abgetragenen Kleidern, empfing die Reisenden, führte sie in ein Zimmer, dessen Frnsterscheiben meist gebrochen und mit Papier verklebt waren, dessen ehemals kostbare Tapeten halbvermodert in Stücken herunterhingen, und zündete ein wohlthuendes Kaminfeuer an. Des Chaldäers Bediente trugen Wein und kalte Küche herbei, während der Jäger mit seinem Knecht ein Paar Matratzen in die Stube auf den Boden legten, um ein Nachtlager zu rüsten.

„Uebernachten wir hier?“ fragte der Blondin, und sah sich verlegen um, denn es war ihm in dieser Herberge gar nicht geheuer.

„Zehn Schritte von hier sind die Ruinen von Valerien des Anges. Mitternachts zwölf Uhr, nicht später, nicht früher, müssen wir da sein. Trinken wir inzwischen hier bei den warmen Kaminflammen, und erquicken wir uns.“

Den Blondin durchbebte ein kalter Schauder. Alle schreckhafte Erzählungen von sonderbaren

Erscheinungen traten ihm schnell ins Gedächtniß, die bei Erhebung unterirdischer Schätze statt gefunden haben sollen. Er fragte: „Werden wir dergleichen auch erleben müssen?“

Der Chaldäer schüttelte lächelnd den Kopf, und sagte: „Possen! Fürchten Sie sich vor Ammenmärchen?“

Man verkürzte sich den langen Winterabend so gut als möglich bei Wein und Gespräch. Aber der Blondin war theils von der vergangenen schlaflosen Nacht, theils von der Reise selbst sehr ermüdet. Der Chaldäer gab sich alle Mühe, ihn durch wunderbare Erzählungen zu ermuntern.

Als es stark auf Mitternacht ging, ward auch der Chaldäer ernsthafter, und da er Le Blonds Schläfrigkeit bemerkte, stellte er sich vor ihn hin und fragte: „Sie haben mich doch sonst durch keine Unwahrheit hintergangen? — Sie könnte Ihnen und mir in den Ruinen nachtheilig werden.“

„Ich versichere auf Ehre,“ sagte Le Blond, „ausser der Erdichtung von den Wechseln, die ich — —“

„Schon das war übel. Ihre Neigung zum Schlaf in einer so wichtigen, über das Glück Ihrer Tage so entscheidenden Stunde wird mir

verdächtig. Ich habe schon einen ähnlichen Fall erlebt, da ein solcher Schatzheber in eine vierwöchentliche Ohnmacht verfiel, sobald er den Schatz gehoben hatte.“

„Ei, das wäre schrecklich!“ rief Le Blond.

„O so schrecklich eben nicht für den Schläfer in seiner Ohnmacht; denn er hatte die lebhaftesten und süßesten Träume von der Welt, und hätte nichts Besseres gewünscht, als nie aus der Ohnmacht zu erwachen. Allein für mich war das Erwarten seiner Genesung und seines Erwachens peinlich.“

„Aber der Schatz wurde doch trotz dem gehoben?“ fragte der Blondin weiter.

Der Chaldäer sah nach der Uhr, winkte dem Blondin, zu schweigen und ihm zu folgen, zündete eine kleine Blendlaterne an, und stieg eine schmale Treppe hinab. Der Blondin folgte, aber so schlaftrunken, daß er kaum wußte, was er that. Sie gingen eine kurze Strecke durch den Wald bis zum Schutte einer eingefallenen Mauer. Der Chaldäer bedeutete durch Winke, hier liege der Schatz. Während der Chaldäer bei der Blendlaterne in einem Buche las, hatte sich's der Blondin auf einem Mauerstück be-

quem gemacht, und sich zum Ruhen niedergesetzt. Der Chaldäer las noch, als der Blondin in festen Schlaf fiel.

Der Traum.

Das war nun freilich ein Schlaf zur ganz unrechten Zeit. Doch abwehren konnte ihn Herr Le Blond unmöglich. Da er endlich erwachte, oder erwacht zu sein glaubte, war es schon heller Tag. Er rieb sich die Augen. Er lag in einem köstlichen Bett, in der milden Dämmerung grünseidener Umhänge. Er schob diese zurück, und sah sich in einem der niedlichsten Schlafgemächer; Stühle und Tische vom feinsten Holz, mit Vergoldungen; die Wände mit schönen Gemälden geschmückt, deren Inhalt meistens die Macht und Schalkheit des Liebesgottes darstellte. Auf einem Tischchen blühten in vergoldeten Vasen mehrere Rosenstöcke.

Es fiel dem guten Blondin schwer, sich zu erinnern an das Vergangene. Er wußte nur sehr dunkel noch vom Kaminfeuer im Waldhause, vom Gang zur alten Mauer, von Abubekers Lesen im Buche bei der Blendlaterne. Er erhob sich im Bett und suchte nach dem Chaldäer.

Auf sein Geräusch öffnete sich eine Nebenthür; ein Kammerdiener in dick mit Gold besetzter Livree trat herein; der winkte hinter sich, zwei andere Bediente kamen auf den Zehen herbei, und hinter ihnen ein betagter Herr, welcher sogleich schweigend nach des Blondins Puls griff, und ihm darauf in einem silbernen Löffel Arzenei reichte.

„Es ist gar nicht nöthig!„ sagte Le Blond: „Ich fühle mich zwar noch ein wenig betäubt, aber sonst ganz wohl.“

Der Arzt schüttelte den Kopf und sagte: „Ich beschwöre Ew. Durchlaucht, nur diese Paar Tropfen. Sie werden Ew. Durchlaucht sehr wohl thun.“

Herr Le Blond sah den Arzt mit großen Augen an, und verlangte, man solle ihn mit der Arzenei verschonen. Dann erkundigte er sich nach Herrn Abubeker.

Die Anwesenden sahen sich bedenklich unter einander an, und man las deutlich in ihren Mienen, daß sie ihn für wahnsinnig hielten. Endlich fragte der Arzt: „Wen verstehen Ew. Durchlaucht unter dem Abubeker?“

„Ei, der mit mir gestern Abend hier ankam, der Chaldäer.“

„Ew. Durchlaucht sind schon seit einigen Tagen hier, und kamen in Begleitung der Frau Herzogin Ihrer Gemahlin an.“

„Ich? Gemahlin? Herzogin? Einige Tage? Ich bitte Sie, verschonen Sie mich mit dem Spaß und Ihren närrischen Titulaturen, und erlauben Sie mir, aufzustehen. Wo sind meine Kleider?“

Die Bedienten und der Arzt sahen sich alle mit peinlicher Verlegenheit an. Endlich vereinigten sich alle, ihn unterthänigst zu bitten, nur so lange ruhig zu bleiben, bis man von seiner Frau Gemahlin Verhaltungsbefehle eingezogen habe. Einer der Bedienten, meistens alte Leute, ging fort. Der Blondin hielt die Menschen für närrisch, oder das Ganze für einen Spaß des Chaldäers. Er fragte, ob er nicht zu Valerien des Anges sei?

Ew. Durchlaucht sind in Ihrem Jagdschloß Charmes, um in dieser Eingezogenheit Höchst-Ihrer Gesundheit zu pflegen!“ erwiederte ein Kammerdiener.

Bald nachher kam der Abgeschickte mit dem Befehl, Sr. Durchlaucht die Kleider zu geben.

„Geruhen Ew. Durchlaucht nur Dero Morgenanzug zu nehmen, oder befehlen Sie die Uniform, oder die Jagdkleider?“

„Nichts! Ich bitte um meine Kleider, und mit dem durchlauchten Spaß ein Ende zu machen.“

Man brachte die Kleider, alle vom feinsten Zeuge, dazu einen Ueberrock von blauem Tuch, auf dessen linker Seite ein silberner Stern eingestickt war.

Jetzt verlor der Blondin die Geduld. Er forderte seine eigenen Kleider mit Ungestüm. Alle erschracken, und nur der Arzt hatte so viel Muth, ihn demüthig zu beschwören, nicht ungnädig zu werden; der Zorn könne ihm den schwersten Rückfall der Krankheit verursachen. Andere Kleider, als diese, habe er nie gehabt. Herr Le Blond ergab sich in sein Geschick, und hoffte, sei er einmal angekleidet, den Chaldäer bald zu finden. Die Bedienten waren geschäftig, ihm beim Ankleiden zu helfen; zum Waschen brachten sie ihm in silbernen Becken wohlriechendes Wasser. Dann ward ein Frühstück im feinsten chinesischen Por-

zellan aufgetragen, und er eingeladen, etwas zu sich zu nehmen.

Er aß und trank. Alles war ihm fremd und sonderbar. Solche Pracht des Geräthes hatte er in seinem Leben noch nie gesehen. Er trat ans Fenster; er sah, daß er in einem alten, hochgelegenen Schlosse wohne, mit der Aussicht über einen weiten Wald, durch welchen Alleen sternförmig gehauen waren.

„Wie weit ist denn Namur von hier?“ Das wußte keiner. Er fragte wiederholt nach Herrn Abubeker, beschrieb den Chaldäer auf alle Weise, erzählte, daß er dreihundert und zwölf Jahr alt sei, und was er von ihm wußte. Die Bedienten zuckten die Achseln, um ihre Unwissenheit zu entschuldigen. Der Arzt versicherte, eine solche Gestalt habe man hier noch nie gesehen; und wegen der dreihundert und zwölf Jahre griff er dem Blondin geschwind wieder nach dem Puls.

„Meine Herren,“ sagte Le Blond verdrießlich: „entweder bin ich närrisch, oder Sie sind es. Denn daß ich wache und gar nicht träume, das fühle ich. Bei wem bin ich hier?“

„Ihro Durchlaucht sind nebst Ihrer Frau Ge-

mahlin in Hochdero eigenem Schlosse Charmes!“ sagte der Arzt.

„Was Gemahlin? Ich bitte Sie, halten Sie mich nicht länger für einen Wahnsinnigen oder Tölpel. Ich war nie verheirathet. Wo wäre denn meine sogenannte Gemahlin?“

„Ich werde Ihre Durchlaucht sogleich von Dero Wünschen melden, die Sie äussern!“ rief einer der Bedienten, und entfernte sich.

„Possen!“ rief Le Blond, und machte Miene, das Schlafzimmer zu verlassen. Aber er bemerkte, daß er nur in Pantoffeln sei, und forderte seine Stiefeln.

Indem öffnete einer der Bedienten die Thür sehr weit und sagte: „Ihre Durchlaucht die Herzogin!“

(Der Beschluß folgt.)

Bilder der Vergangenheit.

An meinen Freund Schulz.

Erinnerung! Du süßer Vergessenheit
Auch süße Schwester, Trösterin Sterblicher,
Wenn Mitternacht sie deckt, und du der
Schönern Vergangenheit Schleier lüpfest;

O komm herauf vom lispelnden Silberquell
Der Fluthen Lethe's, wo in der Schwester Arm
Des Baches linde Traumeswellen
Du aus der Urne mit ihr verschüttest!

Bring' einen Tropfen mir, dem Verschmachtenden,
Nur einen Tropfen, Göttin! des Zauberquells,
Daß ich der Gegenwart vergesse,
Ach! und entschwundener Tage denke,

Der Blüthentage, welche dem Knaben floh'n,
Die mir der Freundschaft mächtiger Zauberstab
Zu Paradieses-Träumen umschuf,
Ach! der mir nun schon dahingeschwundnen!

Du süße, süße, ewig entfloh'ne Zeit,
Als Hlyn noch ihre Rosen auf meinen Pfad
Mir streute, Zeit der Kinderjahre,
Laß mich im Traum dich noch einmal leben!

Ihr Fluren alle, wo ich als Knabe ging,
Ihr Bäume, deren Schatten mich oft gelabt,
Ihr Silberquellen und ihr Teiche,
Schwebt mir am trunkenen Geist vorüber!

Vor allen Du, o einziger, ferner Freund!
Vor allen Du! — O bring' ihn, mein Genius!
In seinem Arm umschwimmt die Bilder
Erst der beglückenden Täuschung Zwielicht!

Du hörest mich? — Schon eilst du in meinen Arm?
Ha! der Erinnrung mächtiger Fittichschlag
Umtönt mein Ohr! Jetzt schlürf' ich ihres
Zaubers! Der Gegenwart Nebel sinken;

Komm', Wilhelm! Komm' zum dunkelnden Tannenhain,
Der dort sich um den moosigen Hügel schmiegt,
Und dort in lachende Gefilde,
Sanft sich entschließend, die Aussicht öffnet:

Zu unserm Lieblingssitze, mein Wilhelm, komm',
Und lagre dich zu mir in den Schatten hin,
Wo Klopstock, Göthe, Tiedge, Wieland,
Oft uns in Stunden der Weihe sangen;

Zuerst die offnen Herzen der Jünglinge
Empfinden lehrten, und sie den stolzeren,
Den höhern Seelenaufflug lehrten,
Welcher die dunkle Gemeinheit hasset!

Wo uns die Tugend enger zusammenschloß,
Als Andre Eide; wo wir der Freundschaft uns,
Der reinen Unschuld, und der Liebe,
Und dem unsterblichen Ruhme weihten!

Wo wir so manchen himmlischen Traum geträumt,
Wo wir oft selig waren, wie Engel sind:
Denn, Freund! was macht zu Engeln Menschen,
Als der geläuterten Herzen Liebe?

Hier waren wir's! — Wir fühlten nichts Irdisches,
Nur Freundschaft! O sie machte so himmlisch mild
Die jungen Seelen: schöner blühte,
Reizender ihnen der junge Frühling;

Im Haine sang die Nachtigall lieblicher;
Die Blumen hauchten reicheren Balsam aus;
Die Quelle rann in Melodieen
Aufgelöst, leise vom West umlispelt!

Kein Band verschloß die Herzen der Jünglinge;
Sie strömten aus: die Freude berührte mit
Dem Blüthenstengel sie zugleich, der
Schmerz sie zugleich mit der scharfen Spitze.

Wir waren eins! O Freund! als uns Gott erschuf,
Da stimmt' er jede Saite der Seelen gleich:
Sie sollen eins sein! Und wir waren's,
Sind es, und werden es ewig bleiben!

Ein Vaterland (o Wilhelm! wie liebt' uns Gott,
Daß er uns Luthers, Friederichs Vaterland
Zum Vaterlande gab, kein andres!),
Eine Begierde, des Vaterlandes

Einst werth zu sein, das knüpft' unauflöslich schon
Die jungen Herzen! Aber die Tugend mehr!
O Freund, wie könnten ohne Tugend
Herzen sich finden, und nie sich trennen?

Komm näher zu mir! Hesperus wird schon bleich!
Laß uns, noch eh' er ganz in dem Blau verfließt,
Noch viel von deutscher Tugend reden,
Und von dem Vorsatz, sie zu erringen!

Karl Reh.

An Fräulein E. v. C.
in ihr Stammbuch 1783.

1.

Im Namen einer ihrer Schwestern.

(Dieses Gedicht und die beiden folgenden sind noch ungedruckt.)

Der jede Knospe kommen heißt,
Der alle Blumen hier auf Erden,
Noch ehe sie geboren werden,
An ihr bestimmtes Plätzchen weis't,
Hat mir das meine wohl erseh'n;
Und wahrlich, könnt' ich mich erhöh'n,
Als Rose blüh'n im schönsten Glanze,
Versetzt auf eine fremde Flur:
So wär' ich lieber doch in diesem Schwesterkranze
Die kleinste Nachtviole nur.

2.

Im Namen einer andern Freundin.

O nimm auch mich, beneben deinen Trauten,
In diesen Bund, der ewig bleibt,

Wenn alles das, was wir auf Erden bauten,
Zur Erde wird, in Luft zerstäubt.
An Liebe soll es mir nicht fehlen,
An Treue nicht, ihr guten Seelen!
Ich wandle mit auf eurer Bahn
Zum bessern Ziel, das wir im Geiste sah'n.
Aus Einer Quelle so ergießen
Drei Bächlein sich, durch Einen Trieb gelenkt,
Hinab ins Thal, wo sie beisammen fließen,
Bis alle drei dasselbe Meer empfängt.

An Henriette Schlosser
an ihrem Geburtstage, d. 7 Sept. 1800.

Weinend grüßen wir die Welt;
Dunkle Kinderträume
Zeigen uns ein Blüthenfeld
Und Zypressenbäume,
Wolken, die ein stilles Thal
Donnernd überziehen,
Und am goldnen Mittagsstrahl
Rosen, die verblühen.

Ach! ein immer neuer Traum!
Selbst die reinsten Freuden,
Lang erfleht, genossen kaum,
Wandeln sich in Leiden.
Frisch umkränzt mit jungem Moos,
Wird die Quell' uns trübe;
Dennoch bleibt des Lebens Loos
Ein Geschenk der Liebe.

Liebe trägt ans Morgenlicht
Uns auf Mutterarmen;
Unsre Klagen, stillt sie nicht
Zärtliches Erbarmen?

Treuer, väterlicher Rath
Kommt uns mild entgegen;
Ueber unserm Dornenpfad
Schwebt der Liebe Segen.

Und die Rose, die verblüht,
Lacht uns einst im Bilde,
Und es hallt der Lerche Lied
Nach im Herbstgefilde.
Liebe! du versüßest auch
Manches bittre Scheiden,
Leis' umflüstert uns dein Hauch
Unter Trauerweiden.

Was am Mutterbusen weint,
Ist zur Lust geboren;
Stirbt die Rose, stirbt der Freund;
Sie sind unverloren!
Die dem Erdenlenz entfloh'n,
Seh'n die bessre Sonne,
Freuen sich dort oben schon
Unsrer künft'gen Wonne.

J. G. Jacobi.

Des Dichters Wallen.

Es kömmt mit dem Mai der Dichter gezogen,
Wie der Jüngling feurig und schön,
Von fremden Gestaden, auf wallenden Wogen,
Niemand hat noch den Jüngling gesehn.
Ans Ufer tritt er mit Sang und Klang,
Und weiht sich der Freude sein Lebenlang.

Drauf ziehet er über Berge und Triften
Mit der Leier fröhlich durchs Land,
Ist frei wie ein Adler hoch in den Lüften,
Und wohl Jedem rühmlich bekannt.
Die Schäfer im Walde, im Thale, am Bach,
Sie flöten die Lieder des Jünglings nach.

Und die Wahrheit sagt er gar gern in Gesängen
Den Erhabnen purpurner Tracht.
Er schildert die Tugend in rührenden Klängen
Und das Laster mit stürmender Macht.
Er tröstet, wo es an Trost gebricht,
Die Freude aber verläßt ihn nicht.

Es dränget ihn fort mit stillem Verlangen
Sonder Rast Berg auf und Berg ab.
Es blühen noch Blümchen, wo er gegangen,
Ueberlebend das modernde Grab.
Doch ohne des Dichters Wiederkehr
Blüh'n solche Blümchen wohl nimmermehr.

Ein liebliches Thal, bewohnet von Hirten,
Breitet endlich vor ihm sich hin.
Da lacht ihm das Thal voll duftender Myrthen,
Er betritt es mit ahndendem Sinn.
Wo Lieb' und Freude wie Nektar quillt,
Da wird sein Sehnen wohl auch gestillt.

Er singet in sanft bewegenden Tönen
Von der Freundschaft dauerndem Glück.
Und Unschuld und Liebe den ländlichen Schönen
Preist er, Freude im Busen und Blick.
Die Götter besingt er, und sel'ge Lust
Ergeußt sich ihm in die fühlende Brust.

So wohnet im Dichter freudiges Leben
Und ein immer heitres Gemüth.
Es drängt ihn hinein ins flutende Leben,
Das Gewitter-Schauer umzieht.
Und trifft bisweilen ihn Ungeschick,
Ihm lächelt immer der Freude Blick.

Und wenn auch der irdische Leib verblühet,
Sein Gesang, seine Seele lebt fort.
Die Flamme des dichterischen Geistes glühet
Auch noch unter Sterblichen fort.
Und eh' seine Augen der Tod umzieht,
Da singt noch der Dichter — sein Schwanenlied.

Julius Binder.

Der Blondin von Namur.

Beschluß.

Die Herzogin.

Im leichten Morgenkleide, welches aber eben so geschmackvoll als kostbar war, trat ein junges Frauenzimmer herein, auf dessen Wink sich ehrfurchtsvoll der Arzt und Bediente entfernten. „Ich will einen Augenblick mit meinem Gemahl allein sein!“ sagte sie. „Bleibt vor der Thür stehen.“

Der Blondin, da er die junge, blühende, ihm ganz unbekannte Schöne freundlich gegen sich zu wandern sah, wußte er nicht mehr, ob er rase oder träüme. Er verbeugte sich ehrerbietig und machte eine Bewegung, als wolle er sich entschuldigen, konnte aber kein Wort hervorbringen. Sie legte holdlächelnd ihre Hände auf seine Achseln, sah ihm lange schweigend und forschend in die Augen, und sagte dann: „Wie befinden Sie sich heute? Nicht so, Sie wollen gut sein; denken auch nicht mehr an Ihren Spitzenladen und Zauberer, Jacquelinen und vergrabene Schätze, von denen Sie immer und ewig seit einem halben Jahre sprechen. Wie froh wäre ich, wenn ich

bald wieder mit Ihnen nach Paris an den königlichen Hof zurück könnte! Erst heut empfing ich von der Herzogin von Nemours Briefe, worin sie sich nach Ihrer Genesung aufs angelegentlichste erkundigt.“

„Die Herzogin von Nemours?“ sagte der Blondin, dem das sanfte, vertrauliche Anlehnen der schönen Gestalt, ihr zärtlicher Blick, ihre liebliche Stimme ein Erröthen ums andere abjagte und seltsam bewegte: „Gnädige Frau, ich weiß nicht, wo ich bin. Beinahe sollte ich an Hexerei glauben. Ich bitte Sie, reissen Sie mich aus dem Irrthum. Ich will Ihnen meine ganze Geschichte bis zum heutigen Tage erzählen. Dann richten Sie.“ Er erzählte.

„Mein Gott!“ rief die Herzogin: „das haben Sie schon viel hundertmal erzählt. Eben deswegen mußten wir nach dem Rath der königlichen Leibärzte Paris verlassen, um alles Aufsehen zu vermeiden, welches Ihre Gemüthskrankheit nothwendig erregen mußte. Ich bitte Sie, halten Sie sich wenigstens ruhig; vermeiden Sie Ihre Träumereien, denken Sie gar nicht mehr daran; finden Sie sich wieder in Ihre wirkliche Lage hinein; betrüben Sie mich nicht mehr mit Ihren seltsamen Einbildungen. Wollen Sie das?“

„Alles, was Sie befehlen, gnädige Frau. Aber entweder bin ich jetzt wirklich verrückt, oder ich muß an Zauberei glauben, oder der Zauberer verblendet Sie und alle Ihre Leute. Denn ich schwöre, ich bin kein Herzog; ich bin der Seidenhändler Le Blond von Namur; ich habe —“

„Ach, schon wieder das alte Lied!“ rief die Herzogin unwillig: „Und Sie haben mir doch versprochen, vernünftig zu sein! Also alles vergebens. Sie kennen mich also noch immer nicht wieder?“

Der Blondin schüttelte den Kopf, und doch war ihm in dem ganzen Wesen, selbst in der Stimme der Herzogin viel Bekanntes. „Es ist mir, als hätte ich schon einmal die Ehre gehabt, in Ihrer Gesellschaft oder Nähe gewesen zu sein; allein ich —“

„Gottlob!“ rief die Herzogin: „Es fängt in Ihrer Vernunft schon an zu dämmern. Das ist seit langer Zeit das erstemal, daß ich Sie so reden höre. Nur Geduld! Sie werden sich bald wieder auf Alles besinnen. Schonen Sie sich nur. Thun Sie sich nur Gewalt an, und meiden Sie Ihre fatalen Einbildungen. Reden Sie wenigstens nie mehr davon; geben Sie sich wenigstens

nicht vor unsern Bedienten mehr mit Ihrer Krankheit blos. Sie sind der Herzog von Melfi, sind mein Gemahl, und könnten so glücklich sein, wenn Sie nicht - - -"

„Ich der Herzog von Melfi, ich — gnädige Frau — Ihr Gemahl — — in der That, ich muß wahnsinnig sein, wenn ich das glauben soll."

„Mein Lieber, Sie sind wahnsinnig, weil Sie's nicht glauben; weil Sie immer zum Fenster hinausspringen, wie rasend in die Wälder laufen wollen. Daher mußte ich die Fenster vergittern, die Schloßpforten verriegeln und bewachen lassen; darum habe ich mich seit einigen Tagen von Ihnen entfernt halten müssen; darum muß ich selbst noch die Leute hier an der Thür draussen Wacht stehen lassen. Sie haben mich ja schon einmal tödten wollen, so wenig lieben Sie mich!"

„Was?" rief Herr Le Blond: „Ich zum Fenster hinausspringen — ich Sie tödten wollen? — Mein Verstand läuft im Ring herum. Sagen Sie um Gotteswillen, wie könnte mir das einfallen?"

„Sie wollen mich also nicht mehr erschrecken?"

„Gewiß nicht, gnädige Frau."

„Wollen nie wieder von Ihren alten Grillen

sprechen, wenigstens sich vor Ihren Bedienten nicht mehr lächerlich machen, sondern Herzog, Gebieter, mein Gemahl, kurz alles das sein, was Sie wirklich sind?"

„Gnädige Frau!" sagte der Blondin, und traute seinen Augen und Ohren nicht: „Ich weiß zwar in der That nicht, was ich wirklich bin. Den Chaldäer hole der Kukuk! Aber ich bin alles, was Sie aus mir zu machen für gut finden."

Da schloß ihn die Herzogin in ihre Arme und drückte ihre schönen Lippen dankbar auf seinen Mund. Es strömte Fieberglut durch alle seine Adern. Er vergalt schüchtern den Kuß und folgte ihr nun an ihrer Hand in die andern Zimmer.

Der Herzog.

Ein Zimmer übertraf das andere an Pracht und Bequemlichkeit. So oft er aber behauptete, in seinem Leben dergleichen nicht gesehen zu haben, hielt ihm die Herzogin lächelnd-drohend die Hand auf den Mund. „Was haben Sie mir versprochen?" rief sie dann, und er gehorchte willig.

„Ich begreife zwar die ganze Komödie nicht, die man hier mit mir spielt," dachte er bei sich selbst, sobald er, auf das weichste Ruhebett hin-

geworfen, einen Augenblick für sich allein war, „weiß auch nicht, aus welchen Absichten man so mit mir spielt; oder ob ich rase, oder ob der Nekromant, der verdammte Chaldäer mich nicht verzaubert hat? Inzwischen will ich doch den Ausgang des Dinges abwarten. Ewig kann es doch nicht währen. Oder“ — hier stockten seine Gedanken; denn er erinnerte sich betroffen, was ihm Herr Abubeker im Waldhause beim Kaminfeuer von einer Person erzählt hatte, der er einen Schatz gehoben, und die in einer vierwöchentlichen Ohnmacht gelegen, worin sie die schönsten Träume von der Welt gehabt zu haben behauptete. „Es wäre,“ dachte er, „der tollste Streich von der Welt, wenn ich im Waldhause ohnmächtig auf der Matratze läge, und der gute Chaldäer neben meinem Bette, während ich hier ein Herzog zu sein glaube oder mit aller Gewalt einer sein muß. Gleichviel. Ich muß den Verlauf der Dinge abwarten.“

Er spielte in der That auf der Stelle seine Herzogenrolle sehr glücklich. Nur mit der schönen Herzogin, die er als seine Gemahlin behandeln sollte, gerieth er jedesmal in die seltsamste Verlegenheit. Er wagte in seiner Ehrerbietung kaum

zu ihr aufzublicken. Nur ihre Zärtlichkeiten konnten ihn kühner machen.

Das Schloß war sehr einsam gelegen. Es war rings in einem ungeheuern Forst begraben, von aussen alt und verwittert, auf einem Felsen, mit Gräben umzogen, über welche eine Zugbrücke ging. Von innen sah man nur schmale dunkle Gänge, davon einige selbst am Tage mit Lampen erleuchtet werden mußten. Hingegen herrschte in allen Sälen, Zimmern und Gemächern fürstliche Pracht, verschwenderischer Reichthum, üppiger Ueberfluß an der Tafel. Die Dienerschaft war nicht groß. Drei männliche Bediente und zwei weibliche, der Arzt und ein halbblinder alter Kastellan, Köche, Stallknechte, Hausknechte machten den Hofstaat aus.

Am meisten interessirte ihn die Herzogin. Er konnte gar nicht läugnen, daß sie sehr liebenswürdig sei, und bedauerte, freilich nur im Stillen, daß sie in dem unbegreiflichen Wahn stehe, sie sei seine Gemahlin, und daß sie ihre zärtliche Vertraulichkeit einem Unwürdigen weihe. Aber, wie gesagt, er widersprach zuletzt gar nicht mehr, um sie nicht zu betrüben. Sie war ausgelassen lustig, wenn er seine gebieterische Miene gegen

die Bedienten annahm und den Herzog von Melfi in aller Form darstellte. Sie gab ihm auch eigenhändig alle drei Stunden von der ihm verordneten Arznei ein, so sehr er auch dagegen protestirte und sich auf sein vollkommenes Wohlbefinden berief. Aber er mußte die Tropfen trinken, um seine reizende Gemahlin nicht zu betrüben. Auch schienen sie schon darum gut zu schmecken, weil sie ihm von ihrer zarten Hand dargereicht wurden. Den alten Arzt überhäufte sie mit Lobsprüchen, wegen der trefflichen Wirkungen seiner Kunst, an die niemand weniger als unser Herzog von Melfi glaubte. Denn mitten in allen unbegreiflichen Umgebungen fühlte er doch, der Irrthum müsse nothwendig auf der Seite der Andern sein, ob ihm gleich unerklärlich blieb, auf welche Weise er in diese Feenwelt gerathen sei.

Aber schon nach einigen Tagen hatte er sich an die Feenwelt im Schlosse so ganz gewöhnt, als wäre er seit Kindesbeinen solches prächtigen Müßiggangs theilhaftig gewesen. Seine Gemahlin schien sich von Tage zu Tage zu verschönern; wenigstens liebte er die holde Gestalt immer heftiger, und selbst Jacquelinens Andenken schien sich durch den Glanz der Gegenwart immer

mehr zu verdunkeln. Die Tage flossen mit ungemeiner Schnelligkeit hin; man sang; man spielte Schach und Karten; man ließ sich die neuesten Werke der Dichter vorlesen; man ging auf die Jagd. Die Herzogin war eine treffliche Reiterin, und mit ihrer Flinte traf sie das aufsteigende Wild lange glücklicher, als der ungeschicktere Herzog, der sich beim Schießen lange Zeit übel geberdete. Aber auch darin erwarb er bald Vollkommenheit, und seine Gemahlin hatte dabei nur einen neuen Triumph, indem sie standhaft behauptete, er wäre unter allen am Hofe der beste Schütz gewesen, und der König selbst habe ihm einst, bei Erlegung eines sechszehnendigen Hirsches im Park des Herzogs von Orleans, das Zeugniß gegeben, es komme ihm im Jagen keiner gleich.

Wenn der erstaunte Herzog von Melfi dergleichen hörte, pflegte er sich mit einer komischen Verziehung des Gesichts hinter den Ohren zu kratzen und zu denken: „Ich weiß leider kein sterbendes Wörtchen davon. Aber daß ich ein vollkommener Narr geworden bin, das weiß ich sehr gut.“

Doch dergleichen wagte er nicht mehr laut zu sagen, um nicht auf die Stirn seiner schönen

Nachbarin Wölkchen des Verdrusses zusammenzuziehen. Darum verstellte er sich, so gut er konnte, und bald ward ihm der eingeführte Ton zum Bedürfniß und zur Gewohnheit. Die Herzogin las ihm aus Briefen verschiedener Fürsten Glückwünsche zu seiner Genesung vor, und, was ihm von allem das Tollste schien, er mußte den Fürsten und Herzogen und Prinzessinnen, selbst dem König Ludwig dem Vierzehnten, für ihre Theilnahme danken, als wäre er längst mit ihnen bekannt gewesen. Seine Gemahlin lachte sich fast krank, wenn er einen seiner Briefe vorlas, worin die kaufmännische Schreibart des Spitzenhändlers mit dem Hofton des Herzogs von Melfi in allzugroße Zweitracht oder Eintracht kam.

Das Geheimniß.

So verstrichen in dem Getändel einige Monate. Der Frühling kam. Die Vögel sangen weit umher im Walde. Die Wiesen grünten. Die Felsen umspannen sich mit Blumen.

Da dachte der gute Blondin öfter an seine Jasminlaube uud an Jacquelinen und die italienischen Lektionen. Es kam ihm zuweilen eine unbeschreibliche Sehnsucht, und quälte ihn wie

Heimweh. Dann ward für ihn das Zauberschloß doch nur ein bunt geschmückter Kerker.

Aber, selbst wenn er diese Gefangenschaft hätte verlassen können, er würde es doch nicht gethan haben, weil er es nicht mehr konnte. Die verschlossenen Thore und aufgezogenen Brücken hielten ihn weniger, als sein Herz. Er liebte seine Gemahlin aufrichtig und von ganzer Seele, und in der That war sie sehr liebenswürdig durch ihr Gemüth. Noch mehr fühlte er sich an sie gefesselt, als sie ihm eines Morgens erröthend und selig gestand: ihre höchsten Wünsche wären erfüllt, sie würde Mutter werden. Von diesem Augenblicke an war sie ihm das Theuerste auf Erden; und wollte Jacquelinens Bild ihm zuweilen das Gegentheil beweisen, so suchte er sich davon loszureissen, wie von einer Erbsünde.

Auch die Herzogin schien, seit dem Geständniß, ihre Zärtlichkeit für ihn zu verdoppeln; aber in ihren Augen las er nicht selten eine unerklärliche Schwermuth, die mit jedem Tage sichtbarer ward. Oft starrte sie ihn lange und schweigend an, und brach dann plötzlich in ein lautes klagendes Schluchzen aus, und ihre Thränen schienen nicht aufhören zu können. Umsonst suchte

er sie zu beruhigen, zu trösten, oder ihr die Ursachen ihres Kummers abzuschmeicheln. Sie blieb sich gleich, und suchte sich wegen ihres wunderlichen Betragens zu entschuldigen mit allerlei Vorwänden. Der Arzt, welchen der bekümmerte Gatte befragte, wiegte den Kopf lächelnd, und sagte: „Diese Schwermuth ist sehr erklärlich. Ihre Durchlaucht geruhen darüber ohne Besorgniß zu sein. Die Umstände Dero Frau Gemahlin bringen es nicht anders mit sich.“

Das schien Sr. Durchlaucht ein sehr vernünftiger Grund zu sein. Wenn er aber die Herzogin, ihre Thränen, ihre Liebkosungen schärfer beobachtete, schien es, als wenn noch ein ganz besonderes Geheimniß auf ihrer Seele laste. Siie sagte sogar einmal die räthselhaften Worte: „Eben daß ich Mutter werde, daß das Ziel meiner Wünsche erreicht ist, macht mich höchst glücklich und höchst traurig.“

Eines Abends, da sie ihren Gemahl fast nicht aus den Armen ließ, und Thränen und Fröhlichkeit bei ihr, wie Sonnenschein und Regen im Aprilwetter wechselten, beschwor er sie von neuem, ihm das Räthsel ihres wunderlichen Betragens zu lösen. Er bat so dringend, daß sie endlich

sagte: „Gut, Sie sollen es Morgen erfahren.“ Vergebens foderte er das Geheimniß sogleich. Sie zog ihn zum Nachtessen, und bat ihn, im Glase Wein für diesmal seine Neugier zu begraben.

****

Als er erwachte, war das Geheimniß, welches ihm die Herzogin offenbaren wollte, der erste seiner Gedanken. Aber er erstaunte nicht wenig, sich auf einer Matratze liegend, in dem alten Zimmer mit zerrissenen Tapeten zu finden, wo er zuletzt mit dem Chaldäer gewesen. Im Kamin glühten noch einige Kohlen. Der alte Jäger in seinem abgetragenen Rock stand am Fenster, und kaum bemerkte er das Erwachen des Schläfers, lief er behend zur Thür hinaus, und rief: Herr Abubeker, er wacht!

Der Chaldäer trat nach einigen Augenblicken ins Zimmer, und seine erste Frage war: „Wie befinden Sie sich?“

„Ganz leidlich; der Kopf ist nur ein wenig betäubt,“ sagte Le Blond. „Aber vor allen Dingen erklären Sie mir: wo bin ich? welches Teufelsspiel treiben Sie mit mir?“

„Wo sollten Sie anders sein, als in Valerien des Anges?“

„Wo ist mein Schloß, meine Gemahlin, die Herzogin von Melfi? Wo sind meine Bediente?“

Der Chaldäer lachte laut auf: „Es scheint, Sie leben noch ganz in Ihren Träumereien. Aber Scherz beiseite. Nehmen Sie diese Tinktur; die wird Ihnen alle Kräfte wiedergeben. Denn es ist kein Spaß, über drei Monate bewußtlos da zu liegen. Wir haben viel Noth mit Ihnen gehabt. Hier, nehmen Sie diese Tinktur; trinken Sie!“

Der Blondin wollte sich anfangs weigern; aber da der Chaldäer fest versicherte, eher würde er ihm keine Antwort geben, trank er. Es floß wie Feuer durch seine Kehle. „Nun sagen Sie mir,“ fuhr der Blondin fort, „wo ist die Herzogin, meine Gemahlin? Ich will schlechterdings zu ihr?“

„Herr Le Blond,“ antwortete der Chaldäer mit seiner ihm eigenen Trockenheit, „besinnen Sie sich, wo Sie sind, warum Sie hier mit mir ankamen? Machen Sie sich nicht etwa lächerlich, indem Sie aus Ihren Träumen reden, wie ein Wahnsinniger. Was wollen Sie mit Ihren Schlössern, Bedienten und Herzoginnen? Viel-

mehr habe ich das vollkommenste Recht, Ihnen wegen der Angst Vorwürfe zu machen, die Sie mir durch Ihre Ohnmacht verursachten, an der Sie selbst Schuld waren, daß Sie mich nicht mit aller Offenherzigkeit behandelten. Ich hatte Sie ja mehr als einmal ernst genug dazu aufgefodert und vor den schlimmen Folgen gewarnt. Warum thaten Sie mir das?"

„Scherzen Sie doch nicht mit mir, Herr Abubeker!" rief der Blondin halb unwillig. „Wo ist das alte Schloß Charmes? wo die Herzogin von Melfi, meine Gemahlin?"

Der Chaldäer schüttelte unzufrieden den Kopf und sagte nach einer Weile: „Es giebt in Frankreich keine Herzogin von Melfi, kein Schloß Charmes. Wie kämen Sie, als Seidenhändler, zur Hand einer Prinzessin? Was denken Sie denn? Die ruhige Ueberlegung eines Augenblicks könnte hinreichen, Sie von Ihrem Wahn zu überzeugen."

„Aber ich habe ja noch Briefe vom Herzog von Orleans, vom Herzog von Guimené, von der Herzogin von Nemours, von — von — ja, vom König selbst!"

„Wo haben Sie sie denn?"

Der Blondin sah sich um. Er lag auf der

Matratze, und zwar in seinen Reisekleidern, die er von Namur mitgenommen. Er rieb sich die Augen, rieb sich die Stirn und sprang auf. Eben ging die Sonne unter.

„Was ist denn das?“ rief Le Blond. „Ist's jetzt Morgen oder Abend?“

„Abend ist's!“ erwiederte der Chaldäer.

Der Blondin schüttelte den Kopf; er war ganz irre an sich und der Welt. Er ging nachdenkend im Zimmer auf und ab; blieb wieder stehen; sah sich um; betrachtete sich; untersuchte seine Taschen; und da er gar keine Spur vom herzoglichen Zustande weder um noch an sich erblickte, rief er: „Was ist denn Blendwerk? Wo ich bin oder wo ich war? Sie werden mir doch nicht weis machen wollen, daß ich länger als ein Vierteljahr regelmäßig träumte, wie ich alle Tage aß, trank, schlief und wieder aufstand?“

„Und Sie, mein Herr, versetzte der Chaldäer endlich mit hörbarem Verdruß in der Stimme: „und Sie werden mir doch nicht zumuthen, mich mit Ihnen um den Inhalt Ihrer Träume zu zanken? Denken Sie von Ihrem Zustande, was Sie wollen; aber danken sollten Sie mir, daß ich Sie aus Ihrer Ohnmacht rettete.“

„Ihnen danken? Nein, Herr Abubeker, Sie verrechnen sich. Es ist eben nicht ergötzlich, aus einem Herzog von Melsi ein Seiden- und Spitzenkrämer zu werden.“

„Gut, Herr Le Blond, ich widerspreche nicht mehr,“ sagte der Chaldäer trocken: „aber meine Zeit ist kostbar. Der Wagen ist angespannt; wir müssen einsitzen, nach Namur zurück. Ist's gefällig, so folgen Sie mir.“

„Keineswegs, nicht von der Stelle, bis ich weiß, wo ich bin. Das Schloß Charmes und meine Gemahlin können nicht weit von hier sein.“

„Wenn Sie daran glauben, Herr Le Blond, so bleiben Sie in diesem Walde. Ich meines Theils reise ab nach Namur. Leben Sie wohl.“

Der Chaldäer machte in der That Miene, davon zu gehen. Es schien dem Blondin nicht räthlich, hier allein zurückzubleiben in unbekannten Gegenden. Er rief dem Reisegefährten zu, der schon die Thür öffnete: „He, Herr Abubeker, ein Wort. Was ist denn aus dem Schatz geworden, den wir heben wollten?“

„Davon läßt sich im Wagen sprechen, wenn Ihre Sinne besser entwirrt sein werden.“

Der Blondin schüttelte mißvergnügt den Kopf

folgte dem Chaldäer. Der Wagen stand in der That vor dem Waldhäuschen angespannt, Bediente vorn und hinten auf. Man setzte sich ein, und die Pferde flogen durch Wald und Nacht leichtfüßig davon.

Trennung.

Der Blondin seufzte tief im Stillen, als er neben seinem Zauberer da saß, der gar keine Neigung zu haben schien, das Schweigen zu brechen. Das flüchtige Fuhrwerk schien ihn in Schlaf einwiegen zu wollen. Herr Le Blond machte inzwischen über diese Flüchtigkeit zwei wesentlich wichtige Bemerkungen. Die eine bestand in der Vermuthung, daß der Schatz, wenn er gehoben wäre und im Wagen läge, keine allzugroße Last sein müsse. Die andere, daß Herr Abubeker seinen Zauber bei allem dem in guter Ordnung haben müsse, da man während der Nacht mehrmals Pferde wechselte, die schon alle bereit standen und die Fortsetzung der schnellen Reise kaum einige Minuten unterbrachen.

„Jetzt auf den Schatz zu kommen,“ sagte der Blondin, „wie ist's dem ergangen? Haben wir ihn gehoben?“

„Allerdings!“ erwiederte der Chaldäer sehr schläfrig. „Er ist durch Ihre Ohnmacht nicht so beträchtlich ausgefallen, als ich erwartete; aber doch bedeutend genug, Ihnen Zeitlebens bequeme Tage zu machen.“

„Wieviel beträgt er etwa?“

„Ich weiß nicht.“

„Haben wir ihn im Wagen?“

„Ja wohl!“ sagte gähnend der Chaldäer. „Aber wenn Sie erlauben, ich bin des Schlafs bedürftig. Ich werde es Ihnen recht sehr danken, wenn Sie mir einige Stunden Ruhe gönnen. Denken Sie inzwischen nach, welchen Gebrauch Sie davon machen wollen.“

Abubekers Schläfrigkeit kam dem guten Blondin zu sehr ungelegener Stunde. Er suchte den Reisegefährten durch allerlei Bemerkungen und Fragen munter zu erhalten.

„Das ist schon entschieden!“ sagte Herr Le Blond. „Habe ich den Schatz, so reise ich so lange die Kreuz und Queer durch Frankreich, bis ich mein Schloß Charmes und meine Gemahlin wiedergefunden habe.“

„Das sicherste Mittel, mein Herr, daß Ihnen das Geld wieder aus dem Kasten verschwindet.

Denn Ihr guter Genius gab es Ihnen nicht, daß Sie es für einen Traum verschwenden. — Es thut mir leid um die Mühe, die ich mir für Sie gab. Denn schon jetzt haben Sie durch Ihre thörichten Entschlüsse einen Theil davon eingebüßt. Sie sollen, was Sie haben, mit Weisheit anwenden."

Herr Le Blond gerieth bei dieser Erklärung in eine kleine Verlegenheit. „Was nennen Sie denn mit Weisheit anwenden, wenn ich fragen darf?"

„Sie lieben die Tochter des Generals in Namur — wie heißt er doch gleich?"

„Mein Gott!" schrie der Blondin: „davon kann ja die Rede nicht mehr sein. Ich bin ja schon vermählt. Ich bin nahe daran, Vater zu werden."

„Ach, schweigen Sie!" fuhr der Chaldäer heftig auf. „Sie bringen mich mit Ihrer lächerlichen Träumerei in Wuth. Und ich sage Ihnen, durch dies Wort haben Sie abermals einen beträchtlichen Theil Ihres Schatzes verloren. Werden Sie nicht vernünftiger, so kündige ich Ihnen an, daß Sie Alles und endlich auch selbst mich verlieren."

Der Blondin schwieg. Der Mann war ihm immer ein Räthsel gewesen; jetzt ward er ihm verdächtig. Er fing an sich zu überreden, der Chaldäer habe sich mit ihm ein Späßchen machen, aber keineswegs für ihn einen Schatz heben wollen. Nur konnte er nicht wohl begreifen, warum der Abentheurer sich den Spaß so viel Geld kosten ließ. Auch sein Aufenthalt zu Charmes, der nun schlechterdings zum bloßen Traum gemacht werden sollte, war ihm doch mehr als Spaß. Er hätte die Unterredung gern fortgesetzt, aber aus dem Schnarchen des Chaldäers schloß er, daß auf mancherlei Anfragen keine Antwort erfolgen würde.

Als nach einer halben Stunde — der Morgen graute schon — der Wagen hielt vor einem Haus neben einer Brücke, um frischen Anspann zu nehmen, gähnte der Chaldäer mächtig auf; doch schien er wieder in den Schlaf zurückkehren zu wollen. Der Blondin konnte sich nicht länger halten, stieß den Nachbar an und sagte: „Offenherzig gesprochen, Herr Abubeker, ich habe alles wohl überlegt und erwogen; haben Sie sich mit mir ein Späßchen machen wollen, oder treiben Sie noch jetzt Scherz mit mir? Halten Sie mich

denn in allem Ernst für albern genug, zu glauben, daß ich ein Vierteljahr lang habe ohnmächtig liegen, habe träumen können ...“

Der Chaldäer pfiff sich ein Morgenlied, um nichts zu hören. Der Blondin aber fuhr ganz ruhig fort: „Sie überreden mich in Ewigkeit nicht. Denn ich bin jetzt im Stande, Ihnen den unwidersprechlichsten Beweis zu geben, daß ich wirklich wachend in Charmes war, wirklich der Gemahl der Herzogin ...“

Herr Abubeker ließ ihn nicht ausreden, sondern donnerte ihn heftig an, aber in einer wildfremden Sprache, von welcher der Blondin kein Wort verstand.

„Sprechen Sie auch, damit ich Sie verstehe!“ sagte der Blondin.

„Sie haben Recht; ich vergaß mich, Herr Le Blond!“ sagte der Chaldäer, und rückte näher an ihn, und fuhr mit zorniger, doch gedämpfter Stimme fort, indem er Le Blonds Hand mit Heftigkeit drückte: „All mein Warnen und Reden war nun bei Ihnen vergebens. Sie haben sich um einen Theil Ihres Glücks gebracht. Hüten Sie sich, wenn Sie nicht alles einbüßen wollen. Ich muß Sie auf andere Weise behandeln. Hören

Sie mich aufmerksam an! Vergessen Sie Ihren Traum. Lassen Sie in Ihrem ganzen Leben von dessen närrischem Inhalt keine Sylbe über Ihre Lippen kommen, weder gegen mich von diesem Augenblick an, noch gegen irgend einen andern Menschen; noch schreiben Sie davon eine Zeile, noch malen Sie davon. Genug, begraben Sie in Vergessenheit Ihre Träumerei. Unter dieser Bedingung sehen Sie mich einst wieder und Ihr Glück, sonst nie."

Bei diesen Worten öffnete sich die Thür des Wagens; der Chaldäer stieg ab, und im gleichen Augenblick stieg ein breitschultriger, starker Kerl ein, setzte sich ohne Feierlichkeiten neben den Blondin, und der Wagen rollte über die Brücke schnell davon.

Herr Le Blond machte zu dem neuen romanhaften Streich große Augen; noch mehr, als der neue Reisegefährte eine Pistole hervorzog, und sagte: „die ist scharf geladen!" — dann ein langes Messer hervorzog und sagte: „das ist sehr scharf; wollen Sie die Spitze mit dem Finger prüfen?"

„Ich habe gar keine Neigung dazu, mein Herr," sagte der bestürzte Le Blond, und glaube

Ihnen gern auf Ihr Wort. Wozu aber diese Umstände?“

„Beim ersten Schrei, den Sie thun,“ versetzte der Reisegefährte, „bei der ersten verdächtigen Bewegung, die Sie machen, habe ich die Ehre, Ihnen dies Messer zwischen die Rippen zu stoßen oder die Kugel durch den Kopf zu jagen. Es thut mir unendlich leid, daß wir Beide in so gespannten Verhältnissen leben müssen. Zu ihrer eigenen Sicherheit muß ich Sie bitten, sich gefälligst die Augen von mir verbinden zu lassen, bis es mir erlaubt sein wird, sie Ihnen wieder zu öffnen.“

„Aber — aber warum das?“ fragte der Blondin erschrocken.

„Weil Sie mein Gefangener sind!“ antwortete der fürchterliche Nachbar, und zog ein Tuch hervor. „Ist's gefällig?“ fuhr er fort, und spielte mit der Dolchspitze um Herrn Le Blonds Brust.

Wider eine so dringende Einladung ließ sich im Grunde nicht viel sagen. Der Blondin neigte sein Haupt verzagend dem Tuch entgegen, und schnell genug waren ihm die Augen so fest zugeschnürt, daß er auch keinen Schein des Tages mehr wahrnahm.

Nun hatte unser Abentheurer gut Ueberlegungen anstellen; denn der Nachbar schien stumm geworden zu sein, und antwortete auf keine Frage. Höchstens bot er von Stunde zu Stunde Wein und kalte Küche. Herr Le Blond bereute bald, sich mit dem Chaldäer jemals eingelassen zu haben, bald bereute er, daß er sich dessen Zorn zugezogen, wodurch er auch des Schatzes verlustig geworden. Er gedachte vielmals der letzten Worte Abubekers, und beschloß in seinem Herzen, dessen Befehl zu erfüllen. So blieb ihm wenigstens Hoffnung, den Wundermann irgend einmal wieder zu sehen. Denn so ganz natürlich gings mit diesem doch nicht zu.

Ich weiß nun eben nicht, wie lange die Reise dauerte; denn der Blondin, welcher weder Tag noch Nacht unterscheiden konnte, wußte es selbst nicht. Er wachte, schlief dazwischen, träumte, wachte wieder, und fand die Reise sehr lang, weil sie langweilig war. Am meisten quälte ihn, zu wissen, was aus ihm werden solle, wohin es mit ihm ginge? Darauf antwortete aber der Nachbar nie.

Alles auf dem alten Fleck.

„Steigen Sie aus, wenn ich bitten darf!“ sagte der Nachbar.

Herr Le Blond gehorchte. Der Nachbar, wie gewöhnlich, war ihm dazu behülflich. Er stand auf festem Boden, ohne zu wissen wo, und erwartete, was weiter geschehen solle? Da hörte er den Wagen hinter sich wegfahren. Doch blieb er mißtrauisch still; da aber nach einer ziemlichen Weile der Nachbar sich nicht vernehmen ließ, redete ihn Herr Le Blond an. Keine Antwort. Es kam ein anderer Wagen; der rollte aber an ihm vorbei. Er wagte endlich die Binde etwas zu lüpfen. Der Dolch des Nachbars ließ sich deswegen nicht zwischen den Rippen verspüren. Er riß das Tuch von den Augen; er sah darum nicht heller. Alles schwarz und dunkel. Der gute Blondin fürchtete schon in allem Ernste blind geworden zu sein, wenn er sich nicht umgewendet und erleuchtete Fenster von einer langen Reihe Häuser gesehen hätte. Er betrachtete die Gegend genauer. Es war die wohlbekannte Hauptstraße von Namur, in der er wohnte; ja er stand vor dem großen, prächtigen Hause des Oberamts-Präsidenten, und zwar vor seinem eigenthüm-

lichen Seiden- und Spitzenladen, der aber verschlossen war, weil es Mitternacht sein mochte. Der Reisewagen des Chaldäers und die gefährliche Gesellschaft darin hatten längst einen andern Weg genommen.

Nach langem Pochen öffnete der schlaftrunkene Ladenhüter des Herrn Le Blond die Thür, und war nicht wenig verwundert und erfreut, seinen Gebieter wieder zu begrüßen; nahm den Reisekoffer, der vor der Thür auf der Straße stand, und erzählte nun im Hinterstübchen alle Laden- und Stadtneuigkeiten, die er wußte, und nach welchen der Blondin durchaus nicht begierig war.

Folgenden Morgens — man könnte sagen, folgenden Mittags, denn Herr Le Blond, von seinen Abentheuern und Reisen ermattet, that einen festen Schlaf — war alles wieder auf der alten Stelle: das Hinterstübchen, die Aussicht auf die Jasminlaube, jeder Tisch, jeder Stuhl, jeder Schrank. Der Blondin rieb sich die Augen — es war alles beim Alten. Das Vergangene glich einem Traum; nichts war erklärlich darin; die Geschichte mit dem Herzogthum zu Charmes am allerwenigsten. Es war, so kam's dem Blondin vor, eine bloße Gaukelei und Teufelei, der vor-

gebliche Chaldäer entweder der Teufel in eigener Person, oder ein Schwarzkünstler, der ihn vermuthlich zu irgend einem Hexenstückchen gebraucht hatte. Er packte mit einiger Neugier seine Reisekiste aus; drei alterthümliche blinde Goldstücke lagen oben auf den Kleidern. Er wühlte begierig weiter, denn er hielt sie für Vorboten eines darunter liegenden Schatzes; aber nichts weiter gab's. Alles übrige lag in derselben Ordnung unversehrt, wie er es eigenhändig auf der gleichen Stelle im Hinterstübchen eingepackt hatte den Abend vor der Abreise mit dem Chaldäer nach St. Valerien des Anges.

Nicht alles auf dem alten Fleck.

Er that einen tiefen Seufzer. Ausser den drei alten blinden Goldstücken und den fünftausend Livres, die ihm dee Chaldäer vor der Abreise im Wirthshause gegeben, hatte er nichts von dem ganzen Abentheuer. Was war da zu thun? Er mußte es sich gefallen lassen, wieder in den Spitzenladen zu treten, und auf die Kundinnen zu warten, die sich aber während seiner Abwesenheit ganz verloren zu haben schienen.

Je weniger er im Laden zu thun hatte, je

fleißiger lag er im Hinterstübchen am Fenster, um die geliebte Jacqueline zu erblicken. Sie kam aber nicht zum Vorschein. Er ging des Tags wohl zwanzigmal in das Gärtchen und die Jasminlaube, um sich nur zu zeigen. Alles umsonst. Jacqueline blieb unsichtbar. Aber je öfter er zur Laube kam, je mehr verschwand aus seiner Fantasie das Bild der Herzogin von Melfi: je lebendiger erwachte die Erinnerung an die reizende Jacqueline, an die Seligkeit der Lehrstunden, an den ersten Kuß, an die Thränen und Gelübde der ewigen Treue. Mit seiner ewigen Treue hatte es nun freilich ein eigenes Bewandtniß gehabt im Schlosse Charmes, das fühlte er wohl selbst; und er fürchtete sich, daß Jacqueline ihm wohl ohngefähr auf ähnliche Weise Treue gehalten habe. Dann pflegte ihm selbst recht sehr daran zu liegen, seine ehemalige Herzogenschaft für einen bloßen Fiebertraum zu halten, wiewohl sein zartes Gewissen ihm bemerkbar machte, daß auch Untreue im Traume Untreue sei.

Am Abend lief er wohl zwanzigmal die Straße St. Fiacre auf und ab, und beobachtete alle Fenster des großen Hauses, in welchem die Geschwister Buonvicini von Milano wohnten. Aber

seine Entdeckungsreisen waren vergebens. Er sah die schöne, mit jeder Stunde wieder von ihm heisser geliebte Jacqueline nicht.

Am folgenden Tage ging's noch schlimmer. Denn auf sein banges Nachforschen um den General de Fano und seiner Familie, erfuhr er, — fast in Ohnmacht wäre er gesunken — der Herr General sei schon vor mehreren Wochen von Namur abgereist, vermuthlich nach Italien, und seine gesammte Haushaltung habe ihn begleitet.

Er lief mit dieser entsetzlichen Botschaft ins Hinterstübchen — warf sich auf sein Bett und weinte wie ein Kind. Nun erst fühlte er, was ihm die göttliche Jacqueline gewesen, da er sie ohne Hoffnung verloren. Sein Leben war zerrissen. Er verfluchte sein Schicksal und nebenbei den gottlosen Chaldäer, der ihn um seine Treue, um seine Kunden im Spitzenladen, um sein Herzogthum und um Jacquelinen gebracht hatte.

Doch kann man auch nicht immer weinen und fluchen. Der arme Blondin ging wieder in alter Weise seinen kleinen Handelsgeschäften nach, und verschloß seinen Gram und seine Sehnsucht in sich, und schlich ohne Trost, ohne Freude, ohne Freund umher, wie ein Lebensmüder. Von sei-

nem Abentheuer mit dem Chaldäer offenbarte er keinem Menschen, so oft ihn auch wohl Bekannte fragen mochten, wo er während der mehrmonatlichen Abwesenheit gewesen? Er wußte ohnehin selbst nicht, was er von dem Vorfall halten sollte. Denn er vernahm von allen Seiten her, weil er bei Gelehrten und Ungelehrten nachspürte, daß es keinen Herzog und keine Herzogin von Melfi, kein Schloß Charmes, ja nicht einmal ein sogenanntes St. Valerien des Anges gebe. Der Chaldäer war ein Windbeutel vom Hause aus, und hatte sich in seiner Zauberwelt eine ganz eigene Geographie gemacht.

Nach sechs Wochen hatte der Blondin, nur die göttliche Jacqueline nicht, sonst alles ziemlich vergessen, da begegnete ihm wieder ein

---

Chaldäerstreich.

Er bekam nämlich eines Morgens vom Briefträger unter einigen Handelsbriefen einen mit der Aufschrift: Herrn de Blond de Laure. Stadt, Straße und Haus, selbst sein Vorname waren so richtig angegeben, daß der Brief keinem andern gehören konnte, als ihm. Daß man ihm aber sein le in ein vornehmes de verwandelt

hatte, befremdete ihn nicht so sehr, denn das konnte für einen Schreibfehler gelten. Allein der Zusatz de Laure machte ihn doch stutzen. Er erbrach den Brief. Er war datirt vom Landhaus de Laure, bei Gaillac im Gouvernement Languedoc. Der Verfasser des Briefes unterschrieb sich Martin Crispin, allerunterthänigster Diener und Verwalter des gnädigen Herrn. Der Inhalt war ungefähr folgender: Da Herr St. Valerien des Anges das herrliche Gut de Laure, sammt allen Ländereien und dazu gehörigen Rechtsamen, für Herrn de Blond gekauft habe, wolle sich der bisherige Verwalter seinem neuen Gebieter unterthänigst zu Gnaden empfehlen, und bitten, daß ihm seine hohe Herrschaft ihr Zutrauen gewähren möge. Alle Dienerschaft auf dem Gute wünsche nichts sehnlicher, als den gnädigen Herrn bald daselbst persönlich verehren zu können. Auch frage der unterthänige Martin Crispin an, ob er den gnädigen Herrn, falls er sich nicht so bald nach de Laure bemühen würde, die einlaufenden Gelder vierteljährlich in guten Wechseln übermachen müsse?

Herr Le Blond las den Brief wohl zehnmal. ndlich warf er ihn auf die Seite und sagte:

„Der Martin Crispin ist ein Narr!“ — Inzwischen machte ihm doch der Name des Herrn St. Valerien des Anges viel Nachdenken, der das Landgut für ihn gekauft haben sollte. „Steckt etwa der Chaldäer dahinter, und will er mir einen neuen Streich spielen in seiner Manier?“ fragte der Blondin. „Nicht also, Herr Abubeker! Diesmal bekommen Sie mich nicht wieder in Ihr Teufelsgarn.“ — Er legte den Brief zu den drei alten, blinden Goldstücken.

Acht Tage nachher kam abermals ein ziemlich dicker Brief. Es war ein alter, Form Rechtens ausgefertigter Kaufbrief vom Gut de Laure, worin Käufer und gegenwärtiger Eigenthümer Herr Le Blond genannt ward; dabei lagen dankbar ausgestellte Quittungen für die baar durch Herrn Le Blond an den ehemaligen Besitzer geschehenen Zahlungen. Bei diesen Papieren fand sich ein kleiner Zettel, auf welchem die Worte standen:

Mein Herr!

Hier haben Sie den in eins der angenehmsten und einträglichsten Landgüter verwandelten Schatz. Genießen Sie mit *Schweigen*.

Abubeker.

Der Blondin hatte durchaus keine Ursache,

an der Aechtheit des Kaufbriefes zu zweifeln; dennoch traute er dem Chaldäer nicht. Der jährliche Zins allein von dem Gute in Languedoc betrug ja mehr, als gegenwärtig sein ganzes Vermögen und Waarenlager in Seidenzeugen und Spitzen. Wie hätte der Chaldäer zur Verschenkung so ungeheurer Summen kommen sollen? Welche Absicht konnte der räthselhafte Mann dabei haben? Denn das wollte, trotz allen schon gemachten Erfahrungen, dem Herrn Le Blond nicht in den Kopf, daß der hagere, gelbe Freund Abubeker mit seinen funkelnden Augen aus Chaldäa gekommen, dreihundert und zwölf Jahr alt sei und in Gottes Welt umher fahre, um irgend einer guten Haut einen verborgenen Schatz zuzuweisen. Das wäre ein Handwerk neuer Art gewesen.

Gar vorsichtig zog er links und rechts Erkundigungen vom Gouvernement Languedoc, der Stadt Gaillac und den Ländereien von de Laure ein. Und da sich das Dasein dieser Güter nicht länger bezweifeln ließ, wollte er noch über die Aechtheit des zu Gaillac ausgestellten Kaufbriefes Sicherheit. Er wandte sich also eines Tages ohne Umstände an den Oberamtspräsidenten, in dessen

Hause er wohnte, erzählte demselben, wie er eine beträchtliche Erbschaft von einem Vetter in Ostindien oder dergleichen gemacht, sich dafür die Güter zu de Laure gekauft habe, u. s. w. Der Oberamtspräsident, welcher den Blondin bisher kaum als Miethsmann einiger Aufmerksamkeit werth geachtet, horchte mächtig auf, da er von den Reichthümern des jungen Mannes hörte. Es kam darauf an, die Aechtheit des Kaufbriefes zu prüfen. Der Oberamtspräsident nahm den Pergamentsbrief, verglich Siegel, Unterschriften — machte einen freundlichen Bückling — nannte ihn erst „mein Freund“, dann wie er das Pergament noch einmal betrachtet hatte, „mein bester Herr Le Blond“, dann da er die Kaufsumme noch einmal las, „Herr de Blond“, und endlich, da er die Reihe wichtiger Rechtsame durchschaute, welche an den Ländereien hafteten, „Herr de Laure.“

Der Blondin ahnete schon aus dieser von Minute zu Minute sich steigernden Artigkeit des Oberamtspräsidenten, daß der Chaldäer ehrlich zu Werke gegangen sei. Man bat ihn, sich niederlassen zu wollen. Man fragte: wie er zu der seltsamen Grille käme, den Spitzenhandel auch

nur eine Stunde länger fortzusetzen? Man ersuchte ihn dringend, seine Besuche zu wiederholen; der Präsident bot ihm ein ganzes, noch unbewohntes Stockwerk seines Hauses, Küche, Keller, Stallung, Equipage an.

Das Gerücht von der großen Erbschaft des Blondins lief bald durch ganz Namur; der Seiden- und Spitzenvorrath ward in Bausch und Bogen verkauft; Glückwünsche kamen von allen Seiten, Einladungen in die besten Häuser, wo irgend eine vormalige schöne Kundin wohnte; die halbe Stadt behauptete, mit ihm verwandt zu sein.

Aber das alles machte ihn nicht glücklicher. Was bisher das Hauptgeschäft seines Lebens war, Geld zu sammeln, ward, nun er sich, wie durch einen Zauberstab, an das glänzende Ziel versetzt fand, ihm ganz gleichgültig. Nur Jacqueline lag ihm im Sinn. Er wäre gar zu gern, mit der Grammatik unterm Arm, wieder Sprachmeister bei ihr geworden. In Namur mochte er nicht bleiben. Er beschloß, den General de Fano in allen Welttheilen aufzusuchen, und sollte er darüber wieder zum armen Mann werden.

Nach de Laure.

Will man Reisen in alle Welttheile machen, muß man Geld haben. Der Blondin verließ Namur, um sich zuerst der Kassen seines unterthänigen Martin Crispin zu versichern.

Seine Reise war ohne Abentheuer, obgleich er sich unterwegs oft aus dem Wagen legte, um sich nach dem Schlosse Charmes umzusehen. Er hatte schon die Provinz Languedoc erreicht, und fuhr noch Abends von Alby weg, einer anmuthigen Stadt auf der Höhe, um einige Meilen gegen Gaillac näher zu kommen, als ihm da das unverhoffteste aller Abentheuer zustieß.

Er war nämlich ausgestiegen, um eine Höhe zu Fuß zu ersteigen, während der Wagen langsam nachfuhr. Da kam auf der Landstraße den Berg herab ein vierspänniger Wagen, von einigen Reitern begleitet, alles im schnellsten Trab. Der Blondin hatte kaum Zeit, auf die Seite zu springen. Indem er den flüchtigen Blick auf die Reisenden im Wagen warf, erkannte er oder glaubte er zu erkennen, was er in Ewigkeit nicht beisammen vermuthet hätte. Da saß der gelbe, hagere Chaldäer im tiefsten Gespräch verloren neben der wunderlieblichen Jacqueline. Er stand wie ver-

steinert; rieb sich die Augen, denn es wollte dunkel vor ihnen werden; sah wieder auf, aber nun sah er gar nichts mehr; denn Wagen, Jacqueline, Chaldäer, Roß und Mann waren verschwunden, wie ein Luftbild. Da er das Luftbild aber noch in der Ferne über den steinigten Weg rasseln hörte, machte er geschwind links um, den Berg hinab, an seinem Wagen vorbei. Seinem Kutscher rief er nur zu, sogleich nach der Stadt Alby umzukehren. Das Umwenden der Kutsche auf der Bergstraße war aber so leicht nicht. Während dazu mit großer Noth die Versuche geschahen, hatte der Blondin schon den Fuß des Hügels erreicht. Die Reisenden aber wurden von ihm nicht mehr erblickt. Desto unbändiger lief er, bis er odemlos an einem Maulbeerbaum niedersank.

Indem jagten einige andere Reiter daher, an ihm vorüber, kehrten wieder um, da sie ihn erblickten, und fragten, ob ihm in der Gegend ein Wagen begegnet wäre, worin ein Herr mit einem Frauenzimmer gesessen?

„Allerdings!“ rief Le Blond, der nun seinerseits auch fragen wollte. Allein die Reiter ließen ihn nicht zu Worte kommen. Man sah ihnen

Angst, Zorn und Eile an. „Hat die Dame geschrieen?“ fragten sie.

„Keineswegs.“

„War ihr der Mund verknebelt?“

„Ich glaube nicht.“

„Machte sie keinen Versuch, ihrem Entführer zu entrinnen?“

„Entführer?“ stammelte der Blondin, und verlor fast das Bewußtsein.

„Wohin sind sie?“

Der Sprachlose zeigte nur mit der Hand nach der Weltgegend, und die Eilfertigen sprengten davon.

„Also entführt von dem Chaldäer!“ seufzte der Blondin, und stieß alle Verwünschungen gegen denselben aus, die ihm eifersüchtige Wuth einflößen konnte. Zwar fiel ihm bei, daß eigentlich ein dreihundert- und zwölfjähriger Liebhaber kein gefährlicher Nebenbuhler sein sollte; aber wer kann einem Hexenmeister trauen?

Sobald sein Wagen herbeikam, warf er sich hinein, und nun ging's wie geflügelt nach Alby. Es fing schon an zu dämmern, als man in die Stadt einfuhr. Nun war die Frage, wohin weiter in der Nacht?

„Ins Wirthshaus!“ sagte der Blondin, der unterdessen zur Ueberlegung gekommen war. Denn Thorheit schien es ihm, in fremdem Lande, in dunkler Nacht umher zu reisen. Er hoffte dafür in Alby über Jacquelinen, oder ihren Vater oder den gottlosen Chaldäer etwas zu erfahren.

Er erfuhr aber nichts, ungeachtet er sogar in ein öffentliches Konzert ging, welches den Abend gegeben ward, und wo er alle seine Nachbarn befragte und von einer Entführung erzählte.

Die letzte Erscheinung des Chaldäers.

Er legte sich gramvoll ins Bett. Von der Reise ermüdet, schlief er bald ein. Aber noch graute der Tag kaum, so weckte ihn ein heftiges Rütteln. Er schlug die Augen auf, und sah zwischen seinen beiden Bedienten, welche in Nachtkleidern, schlaftrunken mit brennenden Kerzen vor seinem Bett standen, den Chaldäer. Der Chaldäer winkte; die Diener setzten die Kerzen auf den Nachttisch und entfernten sich.

„Herr Le Blond, ich versprach Ihnen, Sie noch einmal zu sehen!“ sagte der Chaldäer.

„Es ist mir sehr angenehm,“ erwiederte der Blondin, der die ganz unerwartete Erscheinung

wie ein Gespenst anstarrte; „aber, Herr Abubeker — —“

„Still! Ich heisse hier nicht Abubeker, sondern unter den Franzosen trage ich einen französischen Namen. Ich heisse jetzt St. Valerien des Anges.“

„Ganz wohl, Herr St. Valerien des Anges; aber — —“

„Ich habe mein Werk an Ihnen vollbracht, Herr Le Blond. Jetzt reise ich nach Island, um mir an den Flammen des Hekla den Stein der Weisen zu pulvern.“

„Vortrefflich, Herr St. Valerien des Anges; aber erlauben Sie mir nur eine Frage: muß das Fräulein de Fano auch beim Pulvern helfen?“

„Welche Thorheit!“

„Aber Sie haben meine Geliebte entführt. Nehmen Sie alle meine Schätze wieder, und geben Sie mir Jacquelinen.“

„Ich das Fräulein entführt? Wer sagt Ihnen das?“

„Mein linkes und rechtes Auge. Sie jagten gestern auf der Straße mit ihr an mir vorbei.“

„Unnütze Eifersucht. Ich führte sie Ihnen zu. Ich bin mit einer Fee vermählt auf dem Kauka-

fus. Ihren bösen Argwohn sollte ich strafen, wenn ich zürnen könnte. — Doch meine Zeit ist kurz. Ihr Glück ist gemacht. Genießen Sie es als ein Weiser. Reden Sie nie von Ihrem Traum, nie davon, wie Sie zu dem Landgut de Laure gekommen sind. Schwätzerei brächte Ihnen den Tod. Verstehen Sie mich? — In dem Augenblick, da Sie dies Gebot übertreten, wird Sie auf meinen Wink, und wäre ich tausend Meilen von Ihnen, einer meiner Dienstgeister ergreifen, durch alle Lüfte davon schleppen und in den brennenden Kessel des Hekla hineinwerfen."

„Ich möchte ihn nicht bemühen. — Aber Jacqueline?"

„Sie weiß jetzt, daß Sie hier in der Stadt sind."

„Woher wußten Sie's denn?"

„Hätte es mir nicht meine Kunst gesagt, so würde ich's auch schon im Konzert gewußt haben, wo ich Sie sah."

„Und Jacqueline? wo ist sie?"

„Geduld! Folgen Sie der Einladung, die heut an Sie kommen wird. Leben Sie wohl. Sein Sie durch Schweigen glücklich."

Der Chaldäer ging davon.

Herr Le Blond war ausser sich. Er sprang aus dem Bette, warf einige Kleider um, rief die Bedienten, schickte sie dem Chaldäer nach, um zu erfahren, ob er vielleicht und wohin er, und ob er etwa mit einem Frauenzimmer verreise — denn ungeachtet der Blondin an das Wort des übernatürlichen Mannes zu glauben anfing, so plagte ihn doch die Eifersucht. Denn er fühlte, Jacqueline sei wohl mehr werth, als eine hundertjährige Fee auf dem Kaukasus. Er lief auch selbst in der Stadt herum, den Chaldäer noch einmal zu erblicken, aber er eben so vergebens, als seine Bediente. Ganz Alby schlief.

Er mußte sich also auf Abubekers Verheißungen verlassen. „Prellt er mich diesmal nicht," dachte er, „so ist er wahrhaftig ein Ehrenmann; so glaube ich an seine dreihundert und zwölf Jahre, an seinen Kaukasus, an sein Steine-Pulvern am Heklafeuer, und sogar, daß ich nur von Charmes und meiner Herzogin von Melfi geträumt habe." — Die Zeit ward ihm lang. Er sah den ganzen Morgen zum Fenster hinaus, und der Botschaft Jacquelinens oder Einladung zu ihr gewärtig.

Gegen Mittag ward nach ihm gefragt. Dem

Blondin pochte das Herz. Aber er verwunderte sich sehr, als ein stattlicher Herr erschien, der ihm die Einladung brachte, den Erzbischof von Alby besuchen und bei ihm zu Mittag speisen zu wollen. Er sagte zwar zu, aber das Ding ward ihm verdächtig. Denn wie kam er dazu, vom Erzbischof eingeladen zu werden? Vielleicht ein Chaldäerstreich, durch den Abubeker Zeit zu gewinnen hoffte, Jacquelinen desto bequemer ins Sichere zu bringen.

Seit der Blondin einmal Herzog gewesen war, wenn auch nur im Traum, war ihm nichts leichter, als eine vornehme Rolle zu spielen. Der erzbischöfliche Hof machte dem Ex-Spitzenhändler daher gar keine Verlegenheit. Mittags kam der Staatswagen Sr. Gnaden; der Herr de Laure, im zierlichsten Kleide, doch immer als Reisender, stieg ein, und nach wenigen Minuten ward vor dem großen erzbischöflichen Garten in der Vorstadt Chateauvieux gehalten.

Ende gut, Alles gut.

Er stieg aus. Der Erzbischof mit mehrern Herren wandelte im Garten. Es war ein prächtiger Tag. Die ersten Begrüßungen und Höflich-

keiten gingen bald vorüber. Der Blondin schien allen schon bekannt zu sein; alle sprachen ihm von seinem prächtigen Landgut de Laure; alle beklagten, daß sein Freund St. Valerien des Anges so bald und so plötzlich habe abreisen müssen.

„Auch wir müssen nähere Bekanntschaft mit einander schliessen," sagte ein alter Herr mit steifem Fuße, „denn durch Ihren Ankauf von de Laure sind wir beide die nächsten Nachbarn geworden. Ich bin der General de Fano. Meine Tochter behauptet Ihre Bekanntschaft schon in Namur gemacht zu haben."

Der Blondin ward roth und blaß. Der alte General bemerkte es und lächelte schlau. „Geben Sie mir Ihren Arm zur Stütze; das Mädchen ist drüben in der Laube. Es weiß schon, daß Sie hier sind."

Der Blondin bebte, wie vom Fieberfrost ergriffen. Er läugnete nicht, Jacquelinens Bekanntschaft zu Namur gemacht zu haben, und läugnete noch manches Andere nicht, was sonst nicht zu läugnen war. Muthiger setzte er dann hinzu: „Ich wünschte, mein Freund St. Valerien des Anges hätte Ihnen alles gesagt, was er wußte,

was er wohl hätte sagen sollen — daß ich auch gern Ihrem Herzen der nächste Nachbar geworden wäre.“

„Das hat er redlich!“ erwiederte der General; „und er wird Ihnen auch gesagt haben, daß ich es mir zur Ehre rechne, Sie als meinen Sohn zu begrüßen.“

Der Blondin, von Erstaunen und Entzücken übermannt, würde dem General gern dankbar zu Füßen gefallen sein, wenn nicht in dem gleichen Augenblick seine liebenswürdige Tochter zum Vorschein gekommen wäre, vor welcher man noch lieber den Fußfall gethan hätte.

Was soll ich noch weiter erzählen? Der Chaldäer hatte alles eingeleitet, alles wohlgemacht. Jacqueline wußte durch ihn des geliebten Blondins Glücksvergrößerung, nahe Ankunft — alles. Ihr Vater, welcher sich mit einem steifen Bein aus der Laufbahn der Ehre zurückgezogen und nur ein mäßiges Vermögen erspart hatte, war sehr wohl zufrieden, einen reichen Schwiegersohn zu bekommen. Der wunderbare Chaldäer hätte auch wahrscheinlich den großen Landsitz de Laure nicht gekauft, wäre es nicht gewesen, um den liebekranken Blondin recht in Jacquelinens und des Generals Nähe zu pflanzen.

Was soll ich erzählen, daß Herr de Laure noch an der Tafel des Erzbischofs zum Bräutigam Jacquelinens proklamirt ward; daß er in Gesellschaft seiner Auserwählten und ihres Vaters in sein Schloß einzog; daß die Hochzeit glänzend war; daß der Blondin aber von allem Glanz dabei doch nichts glänzender fand, als die Thräne des Entzückens und der Freude in Jacquelinens Augen, da sie im köstlichen Brautschmuck ihm um den Hals fiel — nur eine flüchtige Minute der Einsamkeit ward dazu benutzt — und sagte, indem sie ihre Arme um ihn schlang, mit seelenvoller Stimme: „Io amo!" — Tu ama!" rief er, und kniete vor der freudestrahlenden Göttin.

Egli ama!" rief sie selig, hob ihn auf, und indem Beide lispelten: „Noi amamo!" erstarben alle andere Worte im wechselseitigen Kusse.

Wozu, sage ich, das alles erzählen? Alles ging seinen prosaischen Gang. Die Meisterin und der Schüler konjugirten weiter; ein Beweis, sie hatten die Lektion noch nicht vergessen, die sie in der Jasminlaube zu Namur so mühsam erlernt hatten. Mein Autor, aus dem ich diese Erzählung zog, wird nun freilich noch sehr breit und ausführlich in Beschreibung der Hochzeitsfeierlich-

keiten. Genug, der Blondin und Jacqueline wurden, was sie nie gehofft hatten zu werden, Mann und Frau. Die Geschichte ist bis auf einen kleinen Umstand zu Ende. Wäre sie ein bloßer Roman, es würde nichts leichter gewesen sein, als sie selbst am Schlusse noch recht romantisch zu machen, da sie sonst der Unerklärlichkeiten genug hat.

Der Schleier.

Es gingen fünf Jahre vorüber (wie das französische Original sagt) — also fünf Jahre, ehe Jacqueline ihrem Manne die weitern Folgen des Konjugirens berichten konnte. Indessen starb der General de Fano; seine Frau that desgleichen; der Blondin und Jacqueline verkauften nach diesem ihre Güter, und kehrten nach Namur heim. Da ward das Haus des ebenfalls verstorbenen Oberamtspräsidenten gekauft, vermuthlich der Jasminlaube zu Ehren, und das junge Paar lebte selige Tage im Kreise vertrauter Freunde und Freundinnen.

Als hier nun des Blondins erster Sohn getauft ward, bekam er ein merkwürdiges Taufgeschenk; nicht eigentlich er, sondern die schöne

Mutter; auch nicht am Tauftage, sondern ein Paar Wochen später.

Es kam nämlich ein Kästchen von der Post; darin befand sich ein kostbares Perlenband und ein Schleier; dazu ein Zettel, vermuthlich von weiblicher Hand beschrieben, mit den Worten:

„Glückliche! Nehmen Sie dies von einer Glücklichen, die Sie nicht mehr beneidet, zum Andenken und Taufgeschenk. Wer ich bin, das verrathe Ihnen Ihr Gemahl, wenn er kann.“

Natürlich sollte nun der Blondin beichten. Als dieser den Zettel erblickte, ward er todtenblaß. „Hilf Himmel,“ rief er, „die Handschrift der Herzogin von Melfi!“ Kaum hatte er die Worte ausgesprochen, sah er sich erschrocken um — denn er hatte das viel empfohlene Schweigen gebrochen, und zitterte vor der Warnung des Chaldäers. Da aber doch kein dienstbarer Geist erschien, ihn durch die Luft zum Hekla-Kessel zu schleppen, ermunterte er sich bald, und betrachtete die Geschenke.

Als Jacqueline den Schleier ausbreitete, welcher auf zierliche Weise mit Goldstickereien prangte, rief er: „Oho! das ist ja der Schleier der Gräfin St. Sylvain, die mich einmal zu ihrem Ge-

heimschreiber machen wollte, weil ich sie von einem Fall auf der Stiege des Bergschlosses erhob!“

So etwas, wie hier Jacqueline hörte, vergißt eine junge Frau nicht leicht. Sie merkte ungefähr, daß das Geschenk von einer ehemaligen Nebenbuhlerin kommen müsse, und ließ nicht ab zu quälen, bis ihr der Blondin alles umständlich gebeichtet hatte, so gut er's selbst wußte. — Die Geschichte war freilich dunkel, und der goldgestickte Schleier brachte nicht viel helleres Licht hinein. Auch war's vergebens, daß man nach einer Gräfin St. Sylvain oder einer Herzogin von Melfi forschte — im ganzen Frankreich war keine Spur von solchen Familien oder Personen zu finden. Aber doch ahnete die argwöhnische Jacqueline allerlei aus der Geschichte heraus, was der ehrliche Blondin anfangs selbst nicht geahnet hatte. Er erzählte seinen besten Freunden das Abentheuer oft und gern. Allein es scheint, volle Aufklärung habe er auch bis zum Ende seines Lebens nicht darüber bekommen.

Gnomen.

Schlaf ist ein kürzerer Tod, und Sterben ein
längeres Schlafen.
Schönheit ist äussere Tugend, und Tugend ist
innere Schönheit.
Mit jedem Dienst nimmt zu — die Freund-
schaft;
Mit jeder Gunst nimmt ab — die Liebe.

Haug.

Der Regenbogen.

Du, des Himmels Friedenszeichen,
Düstrer Tage holdes Licht!
Nimmer läßst du dich erreichen,
Schwerer Staub ereilt dich nicht.
Ein ätherisches Gebilde
Strahlest du von ferne nur;
In die himmlischen Gefilde
Dringt nicht irdische Natur.

Nahe scheint, wie du, der Friede;
Immer fleucht er so wie du:
Und der Pilger, lebensmüde,
Eilet ihm vergebens zu.
Dieser Erde Regionen
Bauen uns kein festes Zelt;
Ruh' und stiller Friede wohnen
Fern in einer bessern Welt!

Joh. Rud. Wyß, der Aeltere.

Der Glaube.

An meinen Freund W....

Freund! der Glaube ist ein milder Schimmer.
Glücklich, wer nur fühlt und hofft und glaubt!
Und die Wahrheit selbst, sie strahl' uns nimmer,
Wenn sie ihn dem armen Herzen raubt.

Labe dich an sanfter Morgenröthe,
Doch nicht blicke in der Sonne Licht,
Daß nicht Wissen dir dein Glück ertödte,
Denn dein Aug' verträgt die Klarheit nicht.

Frag' den, der sich auf zu Welten schwinget,
Der der Sphären ferne Bahnen mißt,
Und den Forscher, der nach Wahrheit ringet,
Frag' ihn, ob wie du er glücklich ist.

Will ein Starker dir den Schleier heben,
O so wende, wende deinen Blick!
Denn nur im Gefühle liegt das Leben,
Und die Täuschung ist vielleicht dein Glück.

Wenn nur hohes, inniges Vertrauen,
Glaub' und Liebe deine Schritte lenkt,
Wird's dir ob der Dunkelheit nicht grauen,
Wenn dein Genius die Leuchte senkt.

Jakob Schnerr.

Auf Juliens Klage.

Wird Eigenliebe dir als Fehler angeschrieben?
Sollst du das Liebenswürdigste nicht lieben?

Haug.

Pastora.

Nach dem Englischen.

Gebt Kunde mir, Schäfer! Ersaht ihr Pastora,
Lustwandelnd zum Bad' im erquickenden Fluß?
Ersaht ihr die Nymphe, so jung, wie Aurora,
Wie Cypris, so reizend, geschaffen zum Kuß? —
Ich suchte sie rundum mit Sehnen und Thränen,
Die Schönste der Schönen sie, meinen Gesang,
Das göttliche Wesen, die Tochter des Klausners,
Die wohnt dem Gestade des Alnus entlang.

Zwar buhlten so Grafen als Herrn um die Holde,
Und kos'ten und träumten von eh'lichem Band;
Doch ungerührt stand sie von Rang und vom Golde,
Und lispelte: Schmeicheln hat keinen Bestand.
Als ich sie zuerst an dem Ufer gewahrte,
Gewann sie mein Herz, und war Liebe mein Sang.
O! Liebe versprach mir die Tochter des Klausners,
Die wohnt dem Gestade des Alnus entlang.

Soll ich um Pastora nun klagen und schmachten?
Verführte sie Reichthum und höfischer Glanz? —
Nein! Flitter verstand sie ja längst zu verachten;
Beständigkeit, Liebe beseelen sie ganz.
Nie kann sie der Mammon Golconda's verlocken;
Ihr Freisinn und Treusinn ist ewig mein Sang.
Drum gieb mir, o Himmel, die Tochter des
Klausners,
Die wohnt dem Gestade des Alnus entlang!

Haug.

Das Wunder.

Sankt Hilarion lag in der Wüste
Betend auf den Knieen Tag und Nacht;
Abgethan sind alle Fleischeslüste,
Treu auf Buße nur sein Herz bedacht.

Tief, inbrünstig, heiß und fromm und lange
Flehet laut er zu dem Herrn der Welt:
„Gieb, daß ich ein Zeichen nur empfange,
„Vater, wie mein Flehen dir gefällt!“

„Hohe Wunderthaten zu vollbringen
„Hast du den Aposteln einst gewährt;
„Laß ein Wunder denn auch mir gelingen,
„Daß ich weiß, du hast mich angehört!“

Unaussprechlich banges Seufzen wallte
Himmelwärts aus des Betrübten Mund,
Daß der öde Felsen rings erhallte,
Rings erhallte Kluft und Thalesgrund.

All umsonst und immerdar vergebens
Bittet Jahre lang der stille Greis;
Strenger fastet er; — der Quell des Lebens
Will versiegen ob des Betens Fleiß.

Sieh, da nahet einst in Mittags-Schwüle,
Weil die Sonne flammend sengt und sprüht,
Sich ein Knäblein matt der Grottenkühle,
Wo der Klausner tief in Andacht glüht.

„Vater!“ ruft es mit erstorbnen Tönen,
„Vater, Vater, einen frischen Trank! —
„Ich verschmachte!“ klaget es mit Stöhnen —
„Gott im Himmel, einen frischen Trank!“

Ohne Hören scheint und ohne Sehen
Sankt Hilarion vor dem Altar,
All versunken in das stete Flehen,
Das die Sehnsucht seines Busens war.

Und der Knabe blicket auf mit Beben,
Und er wähnet todt den starren Mann:
„So verwelkt denn fruchtlos hier mein Leben!
„Keine Labung, die mich retten kann!“

„Mußt' umsonst der theure Fund gelingen?
„Gott! Und freute sich umsonst mein Herz,
„Heim der edlen Würze Kraft zu bringen,
„Und zu stillen meiner Lieben Schmerz?“ —

Sprach's — da rauschen aus der Höhle Tiefen,
Wo der Klausner auf den Knieen lag,
Quellen, die versteckt im Felsen schliefen,
Und sie sprudeln fröhlich an den Tag.

Sankt Hilarion erstaunt und wendet
Nach den Wassern hin sein Angesicht,
Wo der Born dem Kind' Erquickung spendet —
Und der Klausner faßt das Wunder nicht.

Mit des Himmels unerforschten Mächten
Wagt er in den kühnen Streit zu geh'n;
Und er will mit seinem Schöpfer rechten,
Daß er ließ den Wunderquell entsteh'n.

„Einem Knäblein“, spricht er, „einem Kinde
„Macht der Himmel Felsen unterthan,
„Daß es Trank und frische Kühlung finde,
„Wo kein Halm vor Gluth entsprossen kann!“

„Ach, und mir versagt der Herr der Erde,
„Was ich fromm und inniglich gefleht,
„Daß auch mir ein leises Zeichen werde,
„Ob sein Vaterherz mir offen steht?“

So der Greis — und aus des Felses Grunde
Wogt ein Brausen mächtig schon empor,
Und es dringt aus ungeseh'nem Munde
Laut ein Wort an des Erschrock'nen Ohr:

„Diesem Knäblein ward des Himmels Gnade,
„Weil allein zu seiner Brüder Glück
„Hier es wandelt auf dem dürren Pfade; —
„Balsam trägt es Siechenden zurück!“

„Aber du? — Wem soll das Zeichen dienen,
„Das du müßig dir von Gott erfleht?
„Nie sind seine Wunder dem erschienen,
„Deß Begier nach eignem Ruhme geht!“

J. R. Wyß, der Jüngere.

Der feine Beobachter.

Anekdote.

Herr S— war vermählt. Seine Frau hatte eine Schwester, jung und schön und seit einigen Jahren Wittwe. Die zwei Schwestern liebten sich innig und waren häufig beisammen.

Einst kommt Herr S— nach Hause, und findet sie beide allein. Seine Schwägerin hatte noch rothe, verweinte Augen. Bei seinem Eintritte erhebt man sich rasch; man affektirt Munterkeit; er hört seine Schwägerin seiner Frau diese Worte zuflüstern, die seinen Spürsinn aufregen: „Vor allem, sage deinem Gatten nichts davon."

Augenblicklich beginnt seine Imagination zu arbeiten. Was ist das für ein großes Geheimniß, das man ihm verbergen will? Vergebens würde er seine Gattin fragen; sie ist verschwiegen. Aber wozu soll er forschen? Ein entschlüpftes Wort, eine Geberde, und er hat alles errathen! Wirklich führte er einige Tage nachher seine Gattin

zu ihrer Schwester. Nach den ersten Umarmungen fragte jene diese: „Nun? ist er nicht zurückgekommen?“

„Ach nein!“ versetzte die Schwägerin, „ich sehe wohl, ich muß mich resigniren. Frage und Antwort wurden zwar ziemlich gleichgültig hingeworfen: aber dem scharfsinnigen Beobachter S— ist nichts unwichtig. Er hat an seiner Schwägerin einen verschlossenen Harm bemerkt. Was soll in ihrem Alter der Grund dieses Harmes sein, als ein Liebhaber, der sie verließ, und dessen Verlust sie schmerzt? Sie ist gutmüthig, gefühlvoll; sie kann nur eine wahre und tiefe Leidenschaft genährt haben. S— bedauert sie aufrichtig.

Er sinnt lange: wer denn der ungetreue Flüchtling sein könnte. Er findet keinen Gegenstand. Seine Schwägerin lebt sehr abgeschieden, sieht beinahe Niemand; ein neuer Beweis, daß sie liebt. Den Liebenden eckelt jede Gesellschaft an, als die des Geliebten. Entschlossen, das Geheimniß zu erforschen, kehrt er zu seiner Schwägerin zurück. Er läßt einige zweideutige Worte fallen, spricht von dem Kummer, den er bemerkt hat; man läugnet ihn nicht. Er giebt sogar zu

verstehen, daß seine Gattin das Geheimniß verrathen hat: „kurz," sagt er, „ich weiß, was Sie betrübt, und zwar so gut, daß ich ausdrücklich komme, Ihnen meine Theilnahme zu bezeugen und Sie zu trösten."

„So? Sie spotten meiner mit Ihrem Mitleid; denn ihr Männer habt gar kein Gefühl für solche Leiden!"

„Ich immer für den Kummer meiner Freunde."

„Nun, so zanken Sie mit mir; spotten Sie meiner Schwachheit; bessern Sie mich, wenn Sie können; oder glauben Sie vielmehr, daß ich davon geheilt bin; ich werde mich keiner so thörichten Neigung mehr überlassen, das habe ich gelobt, und verspreche es Ihnen."

„Verschwören Sie nichts, Schwägerin! Hatten Sie das nicht vorhin gelobt?"

„Freilich, zwei- bis dreimal, so oft sie mich verließen."

„Sie hatten ihrer nur drei?"

„Nun ja, das ist genug, denke ich."

„Das beweist wenigstens, daß Sie sie lange erhalten."

„So lange als möglich; verliere ich sie, so ist's nicht meine Schuld."

„Das glaube ich."

„Desto schmerzlicher kränkt es mich; ich will mich dem nicht mehr aussetzen."

„Ich wiederhole es, Schwägerin, verschwören Sie nichts!"

Diese Unterredung bestärkte Herrn S— in seiner Vermuthung. Nach einigen Tagen fand er zufällig auf dem Kamin seiner Gattin einen Brief seiner Schwägerin. Er war entsiegelt. Neugier und ein unwiderstehlicher Trieb, seine Beobachtungen zu bewahrheiten, drängten ihn, den Brief zu lesen. Nach einigen gleichgültigen Einkaufs-Aufträgen findet er folgende Zeilen — jedes Wort erschüttert ihn:

„Ich fürchte sehr, dein neugieriger Eheherr hat den Grund meines Kummers errathen. Solltest du mich verrathen haben? — Nun, so höre: Ich bin zur Hälfte über meinen Verlust getröstet. Ungeduldig erwarte ich das kleine Wesen, das mir den Vater ersetzen soll, den ich so närrisch liebte. Ich werde ihm seinen Namen geben; ich hoffe, es soll so schön sein, als der Vater, aber minder undankbar, wird es, so schmeichle ich mir, mich nie verlassen."

Nun wurde die Unruhe unsers S— sehr ernst.

„Es ist nur zu klar," sprach er zu sich selbst, daß ich mich nicht betrogen habe. Das unglückliche Weib! Verlassen in diesem Zustande, selbst von dem —! Nein! Das Unglück ist geschehen. Kann ich auch nicht heilen, so will ich es doch lindern. Sie ist nicht reich; ich bin glücklich, daß ich sie unterstützen kann."

Voll von dieser Idee miethete er auf einem einsamen Landgute eine Wohnung. Nachdem er alles geordnet hatte, kehrte er zu seiner Schwägerin zurück. Er war verlegen über die Art, sich gegen sie über einen so zarten Gegenstand zu äussern. Er fürchtete, sie über ihren Fehltritt zu beschämen, sie durch seine Erbietungen zu demüthigen; er war an sich ein edler, wohlwollender Mann; er wollte dienen, unterstützen, aber mit Achtung und Schonung. Er begann also damit, daß er sie an das erlittene Unglück und ihren Gram darüber erinnerte.

„Was?" sagte sie lächelnd: „Sie denken noch daran?"

„Allerdings; ich setze mich an Ihre Stelle. Hatte ich nicht ähnlichen Kummer?"

„Sie? Ein so vernünftiger Mann?"

„Gerade deswegen bin ich so nachsichtig. —

Aber, theure Schwägerin, sollten Sie nicht Zerstreuung bedürfen? Wenn Sie nun den Aufenthalt veränderten? Wenn Sie einige Zeit auf dem Lande zubrächten? Meine Frau und ich wollen dort eine Wohnung miethen."

„Ich danke Ihnen. Ich werde Sie dort bisweilen besuchen. Aber ich muß in der Stadt bleiben."

„Das rathe ich Ihnen nicht. Ihre Nachbarn, das Publikum werden die Ursache Ihres Kummers errathen."

„O, das ist vorüber; ich habe es nicht verheimlicht; das Publikum sage, was es wolle."

„Viel Entschlossenheit! Aber selbst Ihre Gesundheit heischt Pflege und Schonung."

„Sein Sie ruhig! So albern bin ich denn doch nicht, daß ein solcher Kummer meine Gesundheit angreifen sollte."

„Aber in Ihrem jetzigen Zustande?"

„Wie? In meinem jetzigen Zustande? Was wollen Sie damit sagen?"

„Sie wissen, ich habe ein scharfes Auge."

„Nun? Was haben Sie denn erforscht?"

„Sie wissen, wie lieb Sie mir sind, und ich wage es zu sagen, Sie hätten sich mir vertrauen sollen."

„Was denn vertrauen?“

„Bekennen Sie mir — aber Verzeihung, schöne Schwägerin, es muß endlich heraus! — Bekennen Sie — wenn es gleich noch nicht sichtbar ist — daß Sie bald Mutter zu werden hoffen oder fürchten,“ setzte er mit leiser, furchtsamer Stimme hinzu.

„Eher werde ich bekennen, daß Sie närrisch sind!“ rief sie zornig aus; „und woher haben Sie denn —“?

„Sie läugnen? Nun, das ist stark. Sie haben es meiner Frau geschrieben; ich sah Ihren Brief; und weil ich denn alles sagen muß — eine Wohnung auf dem Lande ist für Sie gemiethet. Es bleibt Alles geheim.“

„Welcher Galimathias!“

„Erzürnen Sie sich nicht, liebe Freundin! Hier ist der Brief. Sein Sie aufrichtig gegen einen Schwager, der Sie liebt.“

Die Schwägerin wirft einen Blick auf den Brief, bricht in ein lautes Lachen aus, verläßt auf einen Augenblick das Zimmer, und kommt sogleich mit einem Körbchen zurück, in dem sich ein niedliches junges Angora-Kätzchen befand.

„Hier ist es! Hier ist es!“ rief sie, und hielt

sich lachend die Seiten. „Hier ist das kleine Wesen, das mir die Stelle des Vaters ersetzen soll. Es ist der Sohn meines schönen Lubin, dessen Verlust ich so sehr bejammerte, und der mich verlassen hat, um auf den Dächern umher zu irren! — Lieber Bruder! Entweder hat Ihre Frau Sie gefoppt, oder dies ist abermals einer Ihrer Geniestreiche, Ihrer tiefen und scharfsinnigen Beobachtungen!“

Unser S— war ganz versteinert. Seine Eigenliebe war auf einen Augenblick tief verwundet; aber bald stand er auf, ging und sagte leise zu sich selbst: „Sie hat sich sehr künstlich verstellt; aber ich sah es wohl in ihren Augen, daß Sie mich täuschte. Gewiß steckt da etwas dahinter — aber ich werde es erforschen! Sicher werde ich es erforschen!“

Julius Graf v. Soden.

Cendrillon.

Idylle von B. J. Docen.

(Freier, grüner Platz eines ländlichen Kaffeehauses in der Nähe der Stadt. Therese, ein junges Frauenzimmer von fünfzehn bis sechszehn Jahren; sie ist beschäftigt, einen Blumenkranz für ihren kleinen Bruder zu winden. Ihr gegenüber sitzen zwei Freunde, Wilhelm und Julius; letzterer etwa ein junger Militär, jedoch in Zivilkleidern.)

(Hier und da ein überlanger Vers, und ein Paar oberdeutsche Formen (wie die Fräulein, und schon an sich dieses Wort) stehen absichtlich da.)

Wilhelm. Julius. Therese.

Wilhelm.

Recht zu schaffen macht der Knabe Ihnen,
Fräulein, immer kommen volle Hände
Blumen, und der Kranz nimmt wohl kein Ende,
Wenn er ämsig fortfährt, so zu dienen.

Therese.

Etwas muß er stets zu Hause bringen,
Wenn er ausgeht; diesmal gilt's Adelen,
Unsrer Schwester, und vor allen Dingen
Sucht sich Fritz bei der recht zu empfehlen.

Julius.

Hegt er denn für Sie nicht gleiche Liebe?
Ei, da wär' die Mühe wahre Sünde!

Wilhelm.

Doch giebt's da vielleicht noch andre Gründe,
Ohne die er nicht so sorgsam bliebe.

Therese.

Ja, es ist wohl auch um Näschereien,
Zuckerbrod, und was noch sonst zu Handen;
Denn Adel', als ält're von uns Dreien,
Kann schon mehr, als uns ist zugestanden.

Wilhelm.

Wie er schelmisch herblickt von der Seite!
Wohl ist er ein allerliebster Kleiner;
Rothe Bäckchen, Ringelhaar wie Seide;
Wuchs und Bildung sähe man nicht feiner.

Julius.

Hast du doch, mit Lobe sonst so geizend,
An dem Buben Worte viel vernützet!
Paßt denn das auch, wo so schön und reizend
Uns ein Mädchen gegenüber sitzet?

Wilhelm.

Nicht zur Unzeit, Freund, kam deine Lehre:
Denn wie selten, daß in schönster Einheit
Jugend, Liebenswürdigkeit und Reinheit,
So wie hier, dem Blick gegönnet wäre!

Julius.

Ja, ich sag' es dreist auf mein Gewissen,
Schön're Augen kann kein Mädchen haben,
Blau und schalkhaft, und voll Rednergaben,
Dann ein Mund, so hübsch und roth, zum Küssen

Therese.

Ach, Sie könnten zu was anderm sich verstehen,
Als sich lustig über mich zu machen!
Nein, gewiß, ich muß von Ihnen gehen,
Mögen Sie dann ungestört nur lachen.

Julius.

Schön! Wir meinten wohl, Sie zu verbinden,
Und Sie thun nun gleich so unverträglich!

Wilhelm.

Sie nicht schön, nicht liebenswürdig finden,
Wäre, Fräulein, dies wohl irgend möglich?

Julius.

Könnt' ich fühllos solche Reize fliehen,
Wär' ich ja bei Gott ein blinder Heide!
Sucht das Auge doch sich seine Weide,
Keine Schönheit kann sich ihm entziehen.

Nur ein strenger Flor verhüllt uns geizend,
Wie mit zartem wonnigen Bestreben
Gleich den Zwillingsrosen lieblich = reizend
Sich die schönsten Knospen wallend heben.

Wilhelm.

Ganz poetisch wird ja deine Rede!
Sonst für junger Mädchen höchste Zierde
Halt' ich Sittsamkeit; doch fast zu blöde
Scheint auch mir des leichten Flores Bürde.

Therese.

O, Sie könnten andre Scherze treiben,
Als daß ich hier roth vor Ihnen sitze;
Der ist recht der Aergste! — Schau doch, Fritze,
Wo Mama so lange wohl mag bleiben.

Julius.

Nun, so will ich denn mehr Lob verdienen;
Reden wir vom Wetter, wie gebräuchlich;
Freilich ist der Tag heut unvergleichlich,
Und es sitzt sich hier so wohl im Grünen.

Wilhelm.

Angenehm ist dieser Platz vor allen;
Schöner noch erscheint das liebe Oertchen,
Da zu unserm höchsten Wohlgefallen —
Doch die Fräulein gönnt ja nicht ein Wörtchen.

Therese.

Und Sie könnten mir zu Liebe endlich,
Was Ihr Ernst nicht ist, nur ganz verschweigen;
Manchmal reden Sie auch gar so eigen;
Mir sind Schmeichelworte unverständlich.

Wilhelm.

Ei behüte, daß ich nichts verdrehe,
Da ich es so ganz aufrichtig meine;
Seh'n Sie diese Hand mal in der Nähe,
Ist sie nicht so ehrlich, wie nur eine?

Therese.

O, auch ohne das mag ich Sie gerne
Schon verständig und auch ehrlich glauben.

Julius.

Seh' man itzt die meine auch, und lerne,
Daß der bravst' ich bin, ... wenn Sie's erlauben.

Wilhelm.

Jetzt trifft Sie die Reih' auch; unverdecket
Lassen Sie in Ihrer Hand uns lesen.

Therese (nachdem sie die Handschuhe ausgezogen.)

Hier sind beide; aber nicht genecket!
Sagen Sie vom Guten nun und Bösen.

Julius (nimmt die Handschuhe weg).

Ach, die allerliebsten runden Arme!
Nein, die Handschuh' geb' ich jetzt nicht wieder.

Therese.

Sieht man's doch, wie Sie so brav und bieder
Sind; beständig quälen Sie mich Arme.

Wilhelm.

Reichen Sie mir doch einmal die Rechte! —
Dieser Formen glückliche Bedeutung,
Wenn man ganz sie auszulegen dächte,
Ja, da braucht' es läng're Vorbereitung.
Soll die Ansicht völlig nun genügen,
Müssen Sie mir noch die Linke geben;
Hier auch les' ich in des lieben Händchens Zügen
Kunstgeschick, den Schmuck für häuslich Leben.

Therese.

Ja, ich lernte Alles wohl mit Freuden,
Und das meiste pflegt mir auch zu glücken.
Danke schön! — Allein, ich will's nicht leiden,
Daß Sie mich so unbarmherzig drücken.

Julius.

Sieh den Ring doch auch, was der bedeutet. —
Ach, nun ist's ja klar, woher das Schelten!
Was auch können Andre wohl noch gelten,
Wenn das Herz ein Liebster schon erbeutet?

Wilhelm.

Ja, daß ein so holdes Mädchen zeitlich
Eines Freundes Wunsch auf sich gelenket,

Dieses scheint besonders dann sehr deutlich,
Wenn man Ring', und wohl noch mehr, sich
schenket.

Therese.

O wie sind Sie doch so falsch belehret!
Diesen Ring hat meine liebe Schwester
Mir zu meinem Namenstag verehret;
Freilich ist's noch lange nicht ihr bester.

Wilhelm.

Gut, wir haben dasmal irren können;
Aber, daß man nun auch hübsch gestehe,
Ob nicht — jetzt noch will ich ihn nicht nennen —
Jemand Sie von Herzen gerne sehe?

Julius.

Achtung! Wenn wir „gerne sehen" sagen,
So versteh'n wir, daß auch Sie, nicht spröde,
Zu dem Andern Herzensneigung tragen,
Kurz, von einem lieben Pärchen ist die Rede.

Therese.

Kommen Sie mit Ihren falschen Schlüssen
Mit heirathen mir nur in die Queere!
Sagt Mama doch, und die wird's schon wissen,
Daß ich dazu viel zu jung noch wäre.

Wilhelm.

Schön ertappt! So geht's, wenn man sich zieret!
Das bedeutet ja: seit vor'gem Winter

Kam die liebe Mutter bald dahinter,
Was ihr Töchterchen im Schilde führet.

Therese.

Wie Sie allerlei daher nur kriegen!
Was denn hätte sie wohl angetroffen?

Wilhelm.

Thun Sie gegen uns doch einmal offen;
Was Sie freuet, macht auch uns Vergnügen.

Therese.

Scheint's doch eine ganz besondre Freude,
Durch Vermuthung manches sich zu dichten!
Ja, weit mehr von allen den Geschichten,
Als ich selber, wissen diese Beide.

Wilhelm.

Wenn Sie jede Antwort denn umgehen,
Nun, so will ich Sie denn einmal fragen,
Was Sie uns von jenem August sagen,
Dem so schön die braunen Locken stehen?

Therese.

Dachten Sie auf die Art mich zu fangen?
Nun, der ist ja längst, sein Jus zu treiben,
Auf die hohe Schule abgegangen,
Und noch lange hat er dort zu bleiben.

Julius.

Welche Ausflucht! Wird man deswegen
Grad' auch alle Tage hier sein müssen?

Therese.

Daß Sie mich doch auch mal hören ließen,
Woher Sie es denn nur haben mögen?

Wilhelm.

So? Sie meinen, daß beim letzten Balle
Unsern Augen alles wär' entgangen?

Julius.

Haben endlich wir in dieser Falle
Unser schönes Fräulein doch gefangen?

Therese.

Kann ich dafür denn, was ich nicht wollte?
Ganz vergebens war ja all mein Bitten,
Daß er mit den Nichten tanzen sollte;
Immer folgt' er mir auf allen Schritten.

Julius.

Wenn Sie diesen denn durchaus nicht mögen,
Nun, so braucht man einen andern künftig!
Plaudern wir jetzt auch einmal vernünftig;
Was mir einfällt, kommt hier just gelegen.
Wissen möcht' ich, wenn die Wahl so käme,
Wer von Beiden Ihnen mehr gefiele,
Ob den Vorzug hier der Aeltre nähme,
Oder ich? Gleichviel, wer auch verspiele.

Therese.

Das vermöcht' ich wirklich nicht zu sagen;
Denn gleich lieb sind Sie mir alle beide.

Julius.

Nun, das hab' ich von dem schönen Fragen!
Du bist werth, daß ich dich fast beneide.
Ließ die Schelmin nicht, dich zu erhöhen,
Freundlich stets die Blicke zu dir fliegen!

Therese.

Ihnen werd' ich niemals wohl genügen;
Kann ich Zweie denn zugleich ansehen?
Himmel! Seh' ich nicht die Mutter kommen!
Und noch sitz' ich hier im Abendwinde;
Nun, ich eile; geben Sie geschwinde
Mir die Handschuh', die Sie weggenommen.

Wilhelm.

Unterdeß, mein Fräulein, sollt' ich meinen,
Daß wir uns recht balde wieder finden;
Denn wir folgen, und den lieben Kleinen
Trag' ich gern bis zu den letzten Linden.

Die gefährliche Reise.

Ein Jung' an Prüfungskraft, im Seh'n ein alter Meister,
Durchstöberte das Reich der Geister,
Und lehret uns zu dieser Frist,
Wie's dort bestellt und üblich ist.
Doch ist die Geisterschaar mit unserm grauen Jungen
Ein bischen unsanft umgesprungen.
In ihrem, uns verpönten, Land
Verliert man, seh' ich, den Verstand.

Joh. Rud. Wyß, der Aeltere.

Geistlicher Rath.

Daß des Himmels Kranz euch kröne,
Thut für Gott aus freiem Muth,
Was ihr für den König thut,
Und für eure liebste Schöne!

Haug.

Guido's Lied.

Traurig, Freund, ist unser Loos:
Fried' und Wonne fliehen!
Als ich Bacchus Dienst verließ,
Brannt' ich für Sophien.
Selbst den Musen opfert' ich
Warb um Lorbeerreiser —
Jetzo bin ich Philosoph,
Aber drum nicht weiser.

Ernste Weisheit lehrt umsonst
Ihren Ausspruch üben.
Schwärmerische Jugend folgt
Ihres Herzens Trieben.
Ewig, Jüngling, bleibt das Herz
Für die Lust geboren.
Untersagt ihm, was es ziert,
Und es ist verloren.

Hoffnungen des Glücks, des Ruhms,
Fahret wohl auf immer!
Ach, ihr locket an und trügt,
Gleich dem Irrlichtflimmer!

Euch beneidet nur ein Thor,
Pallas Hochverehrer!
Seid ihr auch des Geistes voll,
Ist das Herz nur leerer!

Kalte furchtbare Gewalt!
Gift der zarten Herzen!
Ha, tirannische Vernunft,
Du verdammst zu Schmerzen.
Meines Herzens Wünschen treu,
Zählt' ich nichts als Freuden.
Du verengst die Fesseln mir,
Zählst nur meine Leiden.

Große Götter! Könnte doch
Ich den Hader schlichten,
Und die Wollust Epikurs
Sühnen mit den Pflichten!
Wehe dir und mir, Vernunft!
Hoffe nicht vermessen!
Deine Nebenbuhlerin
Lehrt mich Dein vergessen!

Haug.

Die Rose.

Nach Marino.

Phöbus werde nicht stolz, daß er die Sterne verdunkelt.
Du verdunkelst in deiner Pracht, o Rose, die Blumen;
Du bist Phöbus auf Erden, er die Rose des Himmels.

Haug.

Das Geschrei.

Das arme Lorchen fiel; wie schreien die Megären!
Am lautesten, die gern an Lorchens Stelle wären.

J. R. Wyß, der Aeltere.

An Lyda.

Gräciens Gebilde haben
Sich in deinem Wuchs erneut,
Jede Charis hat die Gaben
Ihrer Huld auf dich gestreut.
Holder Liebe Götter sangen
Schmeichlerisch um dich herum,
Und bewegte Saiten klangen
Dir aus ihrem Heiligthum.

Doch die Rosen, doch die Nelken,
Doch die Lilien verblüh'n;
Auch der Jugend Blüthen welken,
Ihre Reize fallen hin.
Alle Grazien verlassen
Oft ihr schönstes Busenkind,
Und der Liebe Götter fassen
Mit den Flügelchen den Wind.

Eins nur lebt, wenn im Gehöhne
Böser Zeit dein Frühling stirbt;
Eins nur bleibt — der Seele Schöne,
Wenn dein Streben sie erwirbt.

Sie, o Lyda, zu erwerben,
Sei nun deine frohe Pflicht;
Mag dann deine Jugend sterben,
O dein Werth vergehet nicht.

J. R. Wyß, der Aeltere.

Auflösung der Charade im vorigen Heft:
Brautkranz.

Votiv.

Wohl freut sich der Segler der ruhigen Fahrt,
Vom grünenden Ufer nicht ferne;
Wohl folgst du dem nördlichen Sterne,
Wenn nirgends die Küste dein Auge gewahrt.

Doch willst du noch ferner dem Ruder vertrau'n
Auf offenem Meer und im Dunkeln,
Wenn dir durch der Mitternacht ängstliches Grau'n
Die freundlichen Führer nicht funkeln;

Wenn Winde sich heben, der Ozean dröhnt,
Und bebt in den innersten Tiefen:
Dann sei mit den Göttern dein Glaube versöhnt,
Die auch zum Dulden dich riefen.

Dein Schicksal hienieden zwar wendest du nicht,
Selbst nicht mit dem Herzen voll Tugend.
O! wenn du dies könntest — was wagtest du nicht,
Weitstrebende glückliche Jugend!

Drum sühne dein Herz mit dem ew'gen Geschick,
Und traue den himmlischen Mächten.
Sie sind es, die wägen dein Jammer und Glück,
Und Rosen in Dornen dir flechten.

Burckhardt.

Inhalt dieses Jahrgangs.

Gedichte.

Erster Band.

Seite

1. Leben; von Julius v. Soden . . 95
2. Mahomet; von Burckhardt . . 97
3. Das Kind der Flur; von Fr. Brobik 136
4. Uebersetzung des bekannten Rousseauischen Liedes: Que le jour me dure etc. . 181
5. Jupiters Adler und der Gimpel . 183
6. Die Harmonika-Glocke . . . 185
7. Die Sternschnuppe 186
8. Der Adler und die Bären . . 187
9. Der Weinstock und der Blinde . . 189
10. Die Aehre und die Winde . . 190

Seite

11. Der Lehrling; an G. in Dresden; von Burckhardt 237
12. Dichterwonne; Ode von Karl Reh . 241
13. Parabeln von Karl Reh:
1) Die Weisheit 247
2) Das Unglück 248
3) Blüthen und Hoffnungen . . . 248
4) Die Thränen 249
14. Welleda. Nach den Märtirern von Chateaubriand. In drei Gesängen; von Wilhelmine v. G. 258
15. Das Heimweh; von Henriette Willer 332
16. Der verlorene Pfad; von derselben . 336
17. Wechsel des Lebens; von Fr. Br. v. k. 380
18. An Matthisson; von Haug . . 382
19. Mein Glück; von demselben . . . 451
20. Als Porevon starb; von demselben . 452
21. Unterschied zwischen: ich bin das! und: das bin ich! Von Jakob Schnerr . 453
22 An Dichter; von Haug 454
23. Mein Heimathland; von Julis Binder 456
24. Amor 463
25. Der erste Kuß; von Jakob Schnerr . 464
26. Der Kranz; eine Idylle, von Karl Reh 465

Seite

27. Lied; von Burckhardt . . . 477
28. Fatz der Dichter; von Jakob Schnerr 480
29. Wahre Fürstengröße; von Haug . 480
30. Wie man lieben muß; ein Feenmährchen von Zschokke 481
31. Den edeln Gefallenen aller Länder und Zeiten; von J. Hottinger d. Jüngern 575

Zweiter Band.

32 An F. G. Jacobi; von Joh. Rudolf Wyß dem Aeltern 66
33. Der Blumengärtner; von J. Schnerr 86
34. Die Mutter am Grabe; von J. R. Wyß dem Aeltern 89
35. Ständchen; von Karl Reh . . 95
36. Gegenwart; von E. Sch... geb. B... 145
37. Heinrich Frauenlob; von J. R. Wyß d. A. 147
38. Das Röschen; von Karl Reh . . 148
39. An Lethe; von Jakob Schnerr . 149
40. Androklus; von Prof. Wyß . . . 151
41. Der Alpenhirt 158
42. Der Waldstrom und die Quelle; von J. R. Wyß d. A. 192
43. Das Paradies 192

Seite

44. Der Dorfkirchhof; von Hottinger d. J. 278
45. Das erste Alpenfest im bernerischen Oberlande; von J. R. Wyß d. A. . . 280
46. Kennst du das Land? Von Burckhardt 286
47. Des Gärtners Lied; von Fr. v. Br. b. k 288
48. Das Gastmahl des Doktor Faust . 313
49. Das Röslein; eine Legende, von Jakob Schnerr 317
50. An meine vermählte Tochter; von J. R. Wyß d. J. 378
51. Wechsel; von Julius Binder . . 383
52. Mutterwunsch; von Prof. Wyß . . 409
53. Charade; von J. R. Wyß d. A. . . 412
54. Des Tages Wünsche; von J. Binder 415
55. Bilder der Vergangenheit; von K. Reh 471
56. An Fräulein E. v. C. in Stammbuch 1783 472
57. An Henriette Schlosser; von J. G. Jacobi 476
58. Des Dichters Wallen; von J. Binder 478
59. Gnomen; von Haug 533
60. Der Regenbogen; von J. R. Wyß d. A. 534
61. Der Glaube; von Jakob Schnerr . 535
62. Auf Juliens Klage; von Haug . . 536
63. Pastora; nach dem Engl., von Haug 537
64. Das Wunder; von Prof. Wyß . . 539

Seite
65. Cendrillon; Idylle, von Docen . 551
66. Die gefährliche Reise; von J. R. Wyß d. A. 561
67. Geistlicher Rath; von Haug . . 562
68. Guido's Lied; von demselben . . 563
69. Die Rose; von demselben 565
70. Das Geschrei; von J. R. Wyß d. A. . 565
71. An Lyda; von demselben 566
72. Votiv; von Burckhardt 568

Erzählungen.

Erster Band.

1. Hansens Briefe aus der Schweiz. In Holzschnittmanier. Von Prof. Wyß . 9
2. Das blaue Wunder; von Zschokke . 45
3. Der zerbrochene Krug; von Zschokke 137
4. Prinz Karl Eduard Stuart; von Julius v. Soden 193
5. Die Neujahrswünsche; von Prof. Wyß 289
6. Das Portrait; von J. v. Soden . 338
7. Das Palladium; von J. v. Ittner . 385
8. Die Reise nach Pyrmont; von B. . 511

Zweiter Band.

Seite

9. Der Hypochonder; von Louis v. Häfely 3
10. Hindernisse; von J. v. Soden . . 93
11. Sinfrieds Frühlingsreise. Als Fortsetzung der Erzählung: die alte Brücke. Von K. Graß 97
12. Die schreckliche Nacht . . . 161
13. Herr Greif und sein redender Schatz; von Louis v. Häfely 163
14. Die Zirkassierin; von J. v. Soden . 289
15. Die weiblichen Stufenjahre; von Zschokke 417
16. Das Bild von Albr. Dür‹e›r; von Prof. Wyß 385
17. Der Blondin von Namur; von Zschokke 417
18. Der feine Beobachter; von J. v. Soden 543

Anekdoten.

Erster Band.

1. Beiträge zur Sitten- und Kunstgeschichte Spaniens unter König Karl dem Zweiten 176
2. Spanische Grandezza 178
3. Prophezeihung und ihre Folgen . 179
4. Friedlicher Krieg 191

Seite
5. Wo man verdauen lernt . . . 192
6. Das verlorene Paradies . . . 251
7. Titulaturen 252
8. Paoli's Meinung über die Ehe . 253
9. Das seltene Echo 254
10. Feines Kompliment 255
11. Schweizer-Redlichkeit . . . 255

Vermischte Aufsätze.

Erster Band.

1. Hilarions Gruß zum neuen Jahre; eine Vision, von Burckhardt . . . 1
2. Historia von Namenlos und Valentin; von Fr. Hurter 103
3. Die Bienen an Zevs; von J. v. Ittner 457
4. Die Langeweile 472

Zweiter Band.

5. Reise auf den St. Gotthard, die Furka und den Grimsel im August 1813; von Konrad Näf 259

rner.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Auswahl kleiner Romane und Gedichte für Freunde einer aufheiternden Lektü
re

Bd.: 9

Aarau 1814

P.o.germ. 63 d-9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10104927-5